H. un. 525 f

Schröer

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

CORNELIA.

Eigenthum von W. Einhorn in Leipzig.

Weltgeschichte

für

Töchterschulen

und zum Privatunterricht.

Mit besonderer Beziehung auf das weibliche Geschlecht

von

Chr. Oeser.

Erster Theil.

Enthält die alte Geschichte.

Zweite, revidirte Auflage.

Leipzig 1843.

Verlag von Wilhelm Einhorn.

9. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Daß dem weiblichen Geschlechte Unterricht in der Geschichte zukomme, ist wohl in unsern Tagen keine Frage mehr; daß aber demselben dieser Unterricht noch immer sehr mangelhaft gegeben werde, ist eine allgemeine und gerechte Klage. Schon die gute Rudolphi erhebt sie in ihren Gemälden weiblicher Erziehung (B. I. S. 269). „An einer Weltgeschichte,“ sagt sie, „für junge Mädchen fehlt es gänzlich, und schlimm ist es, daß man sich die brauchbaren Bücher hierzu selbst erst schreiben müßte;“ und wie macht sich Bettina*) nach ihrer ergetzlichen Weise über ihren Lehrer in der Geschichte lustig! Nun sind freilich seit der Rudolphi und Günderode Jahre vergangen, und Jahre, deren jedes im Fortschreiten ein halbes Jahrhundert aufwiegt; Männer, wie Woltmann, Pölitz und Luden haben gezeigt, wie man durch mündlichen Vortrag fesseln und die Geschichte beleben könne; — was in neuester Zeit darin geleistet worden, ist bekannt; auch haben Bredow, Kohlrausch, Becker, um nur Einige zu nennen, solche lebendige Dar-

*) Die Günderode Th. I. S. 166.

stellung auch auf ihre historischen Jugendschriften übertragen; allein für die weibliche Jugend ist noch immer nicht das rechte Buch erschienen. Es hatten die Mädchen ein gleiches Schicksal mit den Zöglingen von Bürgerschulen, für die meist Lehrer Geschichte schreiben, auf die so ganz paßt, was Schelling von den gewöhnlichen Historiographen sagt.*)

Doch abgerechnet, daß die Geschichte an sich geistlos vorgetragen wird, fehlt noch insbesondere den Lehrbüchern für Töchter die nähere Beziehung auf das Geschlecht und dessen Bestimmung. „Eine besondere Berücksichtigung," sagt Rühs,**) „verdient der Unterricht des weiblichen Geschlechts in der Ge-

---

*) Vorlesungen über die Methode des akadem. Studiums. S. 218. „In Deutschland, wo die Wissenschaft immer mehr eine Sache der Industrie wird, wagen sich gerade die geistlosesten Köpfe an die Geschichte. Welch' ein widerlicher Anblick, das Bild großer Begebenheiten und Charaktere im Organ eines kurzsichtigen und einfältigen Menschen entworfen, besonders wenn er sich noch Gewalt anthut, Verstand zu haben, und diesen etwa darein setzt, die Größe der Zeiten und Völker nach beschränkten Ansichten, z. B. Wichtigkeit des Handels, diesen oder jenen nützlichen oder verderblichen Erfindungen zu schätzen und überhaupt einen so viel möglich gemeinen Maßstab an alles Erhabene zu legen: oder wenn er auf der andern Seite den historischen Pragmatismus darin sucht, sich selbst durch Räsonniren über die Begebenheiten oder Ausschmücken des Stoffes mit leeren rhetorischen Floskeln geltend zu machen, z. B. von den beständigen Fortschritten der Menschheit und wie Wir's denn zuletzt so herrlich weit gebracht.

Dennoch ist selbst unter dem Heiligen nichts, das heiliger wäre als die Geschichte, dieser große Spiegel des Weltgeistes, dieses ewige Gedicht des göttlichen Verstandes: nichts, das weniger die Berührung unreiner Hände ertrüge."

**) In seinem Entwurf einer Propädeutik des historischen Studiums. Berlin, 1811. S. 18.

schichte; es ist zu wenig dafür geschehen; ihm sollte eine nähere Beziehung auf die Bedürfnisse desselben gegeben werden; es müßte gezeigt werden, was die Weiber in einem jeden Zeitalter waren, wirklich und idealisch, in der Ansicht der Dichter, deren Benutzung zu diesem Zweck zu empfehlen ist." Es kommt also bei einer Geschichte für Töchter nicht sowohl auf kritische Wahrheit und Vollständigkeit, als vielmehr auf den Zusammenhang der Erzählung mit dem Leben, und hier insbesondere mit dem Frauenleben an. Denn für diese hat die Geschichte meist nur formellen Nutzen, und sie lernen sie nicht etwa, um von ihr im bürgerlichen oder wissenschaftlichen Leben als Staatsbeamte oder Lehrer Gebrauch zu machen, sondern einzig, um Geist und Herz zu bilden. Unsere Jungfrauen sollen nämlich Geschichte lernen, damit sie den Ernst des Lebens und die Hand Gottes in den Schicksalen einzelner Menschen und ganzer Völker wahrnehmen, um sich zu hüten, jenen Geschöpfen zu gleichen, die noch von der frivolen Leichtfertigkeit, welche französische Sitten und Gouvernanten in unser Vaterland gebracht, befallen sind; damit sie in Betrachtung der hellenischen Welt Alles wieder zum Natürlichen zurückführen, was eine barocke Zeit und fremder Einfluß zur steifen Manier und Unnatur umgewandelt, und zugleich dem gesunden und schlichten Sokrates es ablauschen, wie Jesus und seine göttliche Lehre aufzufassen sei, um nicht Spöttern oder Mystikern und Pietisten anheimzufallen und entweder in Unglauben oder in Aberglauben zu versinken, da beides

nicht deutsch ist; denn dem Deutschen war jederzeit das Heilige heilig, am heiligsten aber die Wahrheit. Unsere Töchter sollen Geschichte lernen, damit sie die Aufgabe unserer Nation, als Lehrmeisterin und Gesetzgeberin des Erdkreises und Verbreiterin ächter Humanität im häuslichen, wie im bürgerlichen Leben erkennen, und, nach dem Vorbild alter deutscher Frauen, häuslich, treu und ehrbar leben; damit sie erfahren, welch' wichtige Stelle ihnen von der Vorsehung angewiesen, Männer zu bilden von Kindheit auf; denn wo ein großer Mann erstanden ist im Volke, steht auch immer eine edle Mutter im Hintergrunde, welche die Keime seiner werdenden Größe mit Sorgfalt und Liebe pflegte. Unsere Frauen sollen Geschichte wissen, damit sie erfahren, wie Kunst und Wissenschaft, Tugend und Glaube in Zeiten der Rohheit und Ausartung bei ihnen, und nur bei ihnen eine Freistätte gefunden, wie aber auch lasterhafte Weiber den Untergang ganzer Völker beschleunigt haben.

Vor alltäglichem Geklatsche und gemeinem Treiben und allen Erbärmlichkeiten weiblicher Leer- und Flachheit soll Geschichte ebenso bewahren, als vor überschwänglicher Empfindelei und Phantasterei, die manch' herrlich begabtes Geschöpf sich selbst und seiner Bestimmung entfremdet und in unausgleichbare Zerwürfniß stürzt.

Doch um so einzuwirken auf weibliche Seelen, reicht es nicht zu, die Geschichten der Menschen in einem Zeitungstone zu erzählen und mit Gemeinplätzen oder trockenen Sittenlehren zu durchmengen; noch weniger thut das ein pedantischer Cours

historique de quatre monarchies, wie ihn unsere überrheinischen Erzieherinnen belieben, und „wo," wie Bettina abermals sagt (S. 168), „der Lehrer gleich hinter Nimrod den Assyrer Ninus drein jagt."*)

Soll, wie Günderode in der obenangeführten Stelle meint, die Geschichte das träge Pflanzenleben unserer Gedanken auffrischen, so muß im Unterrichte auch die starke Gewalt aller Bildung liegen. „Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt," sagt Goethe,**) und der Unterricht in der Geschichte für Jungfrauen muß erhebend sein: die Wirklichkeit zum Ideale verklärt — ein Epos, gleichwie Herodot und Livius geschrieben, mit allen Volkssagen der Vorzeit, in welchen zwar nicht historische, wohl aber poetische Wahrheit und der Keim des werdenden Volkscharakters in ebenso schöner als bedeutungsvoller Hülle verborgen liegt.

Es müsse also in einer Geschichte für Mädchen die Hauptsache sein, das menschliche Gemüth in einzelnen Charakteren, Scenen und Partien darzustellen, biographisch-ethnographisch; nicht aber in jenen unübersehbaren Genealogien der Regenten, deren

---

*) Weiter heißt es: „Ich jagte also ohne Aufenthalt mit, bis das Reich wieder befreit wird durch Nabopotasar, von dem ich auch nicht weiß, woher er geflogen kam. Nabukadnezar erobert Aegypten; Babylonier, Assyrer, Meder führen Krieg — bis Cyrus der Perser alle Reiche wieder erobert. Die babylonische Geschichte umfaßt 1600 Jahr, hat um elf Uhr angefangen und Glockenschlag zwölf Uhr aus — ich spring' in Garten."

**) Sämmtliche Werke. Stuttg. und Tüb. 1833. B. 49. S. 31.

Name und Dasein oft viel ungewisser ist, als Manches in der Mythenwelt. Am wenigsten Interesse für sie können Kriege, Feldzüge und Schlachten haben; es ist genug, ihnen die Arbeit der Männer in einigen Gemälden zu zeigen; über ganze Zeitläufe, worin die Menschheit mehr zerstörend als bauend zu schauen ist, kann man flüchtig hinwegeilen. Desto länger muß bei der Entwickelung menschlicher Cultur, bei Sitten und Gebräuchen, Kunst, Wissenschaft und Religion verweilt werden und am längsten bei ausgezeichneten weiblichen Charakteren. Empörende Grausamkeiten und Ausbrüche thierischer Rohheit können wohl nicht ganz verschwiegen werden, allein es ist keine tadelnswerthe Empfindelei, wie eine neuere historische Schule meint, wenn man dabei mit Schonung des jugendlichen Menschengefühls*) und insbesondere des weiblichen Zartsinns verfährt. Glaubt man denn wirklich, daß der Anblick gräßlicher, wenn auch bestrafter, Lasterthaten Sittlichkeit befördere? Eben so wenig thun dies Bannflüche und donnernde Strafpredigten, und die griechische Tragödie, welche das gewaltige Schicksal und die rasende Leidenschaft ihrer Helden immer von ferne durch die Grazien begleiten und nie bis zum Aeußersten kommen läßt, hat gewiß weniger ihre Macht auf die Gewissen der

*) In einer Weltgeschichte für Frauenzimmer, die dem Verfasser in die Hände gefallen, werden alle Gräuel der ersten römischen Kaiser und Kaiserinnen, ebenso, um nur Einiges zu erwähnen, die henkerische Grausamkeit König Wenzel's von Böhmen recht eindringlich erzählt, und in einer andern erst jüngst erschienenen kurzen Weltgeschichte für Töchter gebildeter Stände findet sich, nebst einem gräßlichen Titelkupfer, die Abbildung von Ludwig's XVI. Hinrichtung! — Ueber diese Materie ist zu lesen Rudolphi's Gemälde weibl. Erziehung. Bd. I. S. 270.

Menschen verfehlt, als neuere Bußprediger. Darum müßte auch die Geschichte für künftige Frauen, die, als die versöhnenden Priesterinnen der Menschheit, menschlich fühlend menschlich richten sollen, gleich der griechischen Tragödie versöhnend und beruhigend wirken.

Aus dem bisher Gesagten erhellet nun, welche Aufgabe sich der Verfasser gestellt habe; und nicht aus Ruhmredigkeit, sondern aus Achtung vor den Lesern und Leserinnen, denen er dieses Buch geweiht, fühlt er sich bewogen, anzuführen, wie er es wagen durfte, eine solche Aufgabe lösen zu wollen.

Da kann er denn darthun, daß er sich seit mehr als dreißig Jahren mit historischen Studien beschäftigt und seit fünf und zwanzig Jahren ein öffentliches Lehramt verwaltet; zu einem Geschichtschreiber für das weibliche Geschlecht glaubt er sich um desto mehr berechtigt, weil er in den ersten Jahren seines pädagogischen Wirkens einer höhern Töchterschule vorgestanden habe. Letzteres veranlaßte ihn auch, nebst mehreren kleinen Schulschriften, eine Aesthetik für Frauen und Jungfrauen im J. 1837 herauszugeben, welche in mehreren Zeitschriften auf's Günstigste beurtheilt worden und seitdem schon in einer zweiten Auflage erschienen ist.*)

Obgleich nun aber vorliegendes Buch mit aller Sorgfalt und Liebe geschrieben ist, so daß der Verfasser überzeugt zu sein

---

*) Unter dem Titel: Weihgeschenk für Frauen und Jungfrauen. Briefe über ästhetische Bildung weiblicher Jugend von Chr. Oeser. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig. Verlag von Wilhelm Einhorn. 1840.

glaubt, in Form und Inhalt das gewählt zu haben, was zu gesitteten Mädchenherzen sprechen dürfte: übergiebt er es doch dem Leser mit dem Gefühle menschlicher Unzulänglichkeit. Möge dieser Versuch einen deutschen Herodot aufmuntern, ein allen Ansprüchen genügendes Werk dieser Art zu verfassen; bis dahin aber empfiehlt er es geneigten Vätern und Müttern, wie auch Lehrern höherer Töchterschulen, ja, dem ganzen deutschen Volke, das, wie zu Tacitus' Zeiten, auch in unsern Tagen wahrhaft deutsch, d. i. kräftig und bieder den Händen edler und ehrenwerther Mütter entwachsen wolle!

Der Verfasser.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Daß schon jetzt eine zweite Auflage dieses Buches nöthig geworden, beweist, wie gerne unser Frauengeschlecht historische Werke, wenn sie nur schlicht und einfach und nicht im vornehmen Kathedertone geboten werden, lese; ja es hat der Verfasser dasselbe auch häufig in Händen von Männern und Jünglingen gefunden, die eben nicht Zeit und Lust hatten in weitläufigen und sogenannt raisonnirenden Büchern unter lauter Ideen erst Geschichte zu suchen.

Großen Dank hat der Verfasser auch den Herren Recensenten verschiedener Zeitschriften zu sagen, daß sie sein Buch so nachsichtig aufgenommen und so wohlmeinend empfohlen haben. Eine der eindringlichsten Recensionen ist in der pädagogischen Literaturzeitung erschienen und der Verfasser hat sie mit wahrem Interesse gelesen, weil er gesehen, daß darin das Buch einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt sei. Nachdem der Herr Recensent dasselbe aber dem gewiß in mancher Hinsicht verdienstlichen Lehrbuch des Herrn Nösselt vorzieht und die Haltung durchgängig ernst und würdig, die Darstellung lebendig, anziehend und einfach nennt, kommt er nun darauf zu sprechen, daß die Aufgabe, die sich der Verfasser selbst vorge-

zeichnet: „zu zeigen, was die Weiber in jedem Zeitalter waren,“ nicht gründlich und ausführlich genug gelöst worden sei. Da kann nun der Verfasser nichts Anderes einwenden, als daß er sich zum Gesetze gemacht habe, nie durch Abstractionen der Geschichte selbst, wie es so häufig geschieht, Gewalt anzuthun. Man construirt in unsern Zeiten die Geschichten der Völker so willkürlich nach Ideen, wie man sie eben zur Mittheilung seiner Ansichten und der oft unlautersten Zwecke nöthig hat. Möge sich immer der Zögling einer gelehrten Schule von verschiedenen sich einander entgegengesetzten Lehren hin und her ziehen lassen, ihm wird die Wissenschaft, der er sein ganzes Leben widmet, wenn er von Natur tüchtig ist, schon die rechte Mitte zeigen; allein was sollen unsere Mädchen und Frauen, die auf das wirkliche Leben gestellt sind, mit solchem Vorrathe anfangen, der ihnen, wenn sie Geist haben, Langeweile macht, fehlt ihnen der, den widerlichen Anstrich affectirter Pedantinnen giebt? Der Geschichtschreiber soll so wenig als der Dichter mit Sentenzen und dürren Worten lehren wollen; aus der sinnlichen Gestaltung muß der Gedanke von selbst hervorspringen, und diesen schnell und richtig aufzufassen, gelingt dem Weibe meist besser, als dem wohlgeschulten Jünglinge, der schon gewöhnt ist, sich Alles in langen Paragraphen demonstriren zu lassen. Noch muß der Verfasser eines Vorwurfs gedenken, der ihm häufig gemacht wurde, daß er Poesien mitten in die Erzählung aufgenommen habe, wogegen er keinen bessern Anwalt finden konnte, als den Herrn Recensenten im schlesischen Schulboten, der also über diese Einrichtung schreibt:

„An geeigneten Orten werden Stellen aus den alten Classikern, zuweilen auch ganze Gedichte deutscher Classiker eingeflochten. Sehr zweckmäßig! Würde dadurch auch zuweilen weniger für die Geschichte gewonnen (treiben denn unsere Töchter Geschichte, um Historiker zu werden?), so ist der Gewinn hinsichtlich des Verständnisses jener classischen Werke und für Geistesbildung und Gemüthsveredlung überhaupt um so größer. Hat der Lehrer durch die Darstellung des Wirkens eines Pythagoras seine Schülerinnen eingenommen für diesen Weisen des Alterthums: so hören sie gern, wie Theano, die Frau des Pythagoras, in drei Briefen die Pflichten der Mutter, der Gattin und der Herrin schildert. — Das herrliche Gedicht von Schiller „das eleusische Fest" ist ohne Commentar schwer zuverstehen; mehrere Beziehungen bleiben unbemerkt, und die trefflichsten Stellen vielleicht ohne Eindruck. Ganz anders ist es, wenn der Lehrer im Geschichtsunterricht erst die eleusischen Mysterien beschreibt, ihre Veranlassung und die Bedeutsamkeit derselben darlegt, und nun, wenn die Seele ein klares Bild gewonnen hat, die Muse herniederschwebt und der Dichter feiernd singt: „Windet zum Kranze die goldenen Aehren, flechtet auch blaue Cyanen hinein!" ꝛc. — Troja fiel und die Griechen haben das Ziel zehnjähriger Mühen errungen — da greift der Dichter in die Saiten und singt das Siegesfest „Priams Feste war gesunken, Troja lag in Schutt und Staub." Jetzt wird es auch dem Schüler zum Siegeslied, während es isolirt hingestellt und vom Lehrer commentirt Vielen ein Pensum ist, das sie auf Commando wieder commentiren müssen. Salomo's Lob einer tugendhaften Hausfrau enthält des

Schönen so viel, daß es dem weiblichen Gemüthe gefallen muß; aber es berührt auch viele unserer Zeit fremde Beziehungen, die gelesen und eben nur gelesen werden. Doch welch einen tiefen Eindruck macht es, wenn aus der Reihe der asiatischen Völker die Hebräer hervortreten, und das hebräische Volksthum geschildert wird, und nun aus dem Volke selbst der königliche Sänger auftritt und ein tugendsam Weib besingt! Da ist es kein schaaler Vergleich, wenn es heißt von ihm: „Sie ist wie ein Kaufmannsschiff, das seine Nahrung von ferne bringet" rc. und jeder Commentar wird entbehrlich."

Gerne würde der Verfasser die ganze Recension hersetzen, wenn er nicht schon durch das Mitgetheilte befürchten müßte, in den Verdacht selbstgefälliger Autor-Eitelkeit gerathen zu sein; übrigens scheidet er von dem geneigten Leser mit der Versicherung, daß er nie eitler Ehre, stets jedoch dem Bestreben, der Jugend nützlich zu sein, gelebt habe.

Inhaltsverzeichniß.

Einleitung.

		Seite
§. 1.	Die ersten Menschen	3
§. 2.	Die Hirten oder Nomaden	5
§. 3.	Ackerbau	8
§. 4.	Mechanische Künste oder Handwerke und andere Gewerbe	9
§. 5.	Geistesbildung im Allgemeinen	11
§. 6.	Sprache	12
§. 7.	Wissenschaftliche Bildung	13
§. 8.	Sittliche Bildung	13
§. 9.	Aesthetische Bildung	14
§. 10.	Religion	16
§. 11.	Staat oder bürgerliche Gesellschaft	20
§. 12.	Das weibliche Geschlecht	20

Urgeschichte.

§. 1.	Das erste Vaterland der Menschen	23
§. 2.	Verbreitung der Menschen auf der Erde. China. Mongolei. Tatarei	24
§. 3.	Indien	25
§. 4.	Fortgesetzter Völkerzug	29
§. 5.	Aegypten	31
	Beschluß	34

Geschichte der Vorwelt oder Völkersagen.

§. 1.	Einwanderung der Menschen nach Europa	35
§. 2.	Griechenland	35
§. 3.	Die Pelasger	36
§. 4.	Prometheus	37

Seite

§. 5. Deukalion 39
§. 6. Danaus und Cekrops 39
§. 7. Die griechischen Stämme und der Amphiktyonenbund 40
§. 8. Die letzten Einwanderer 41
§. 9. Thrazien und die Sängerschulen 41
§. 10. Die eleusinischen Mysterien 42
§. 11. Die Insel Kreta 53
§. 12. Die Heroen 54
§. 13. Der trojanische Krieg 56
§. 14. Die Aegypter 60
§. 15. Die Hebräer 63
§. 16. Die Israeliten erobern Palästina 66
§. 17. Das weibliche Geschlecht der Vorzeit 67

Alte Welt.

I. Geschichte der Griechen und der übrigen Welt. 900—510 v. Chr.

§. 1. Einleitung 71
§. 2. Das Volk Israel und dessen Könige 71
§. 3. Die Griechen nach dem trojanischen Kriege 73
§. 4. Die Amphiktyonen-Versammlung, das delphische Orakel und die olympischen Spiele 74
§. 5. Lykurg 77
§. 6. Solon und die Athener 86

II. Geschichte Roms und der übrigen Welt. 753—496 v. Chr.

§. 1. Die Erbauung der Stadt Rom 96
§. 2. Romulus erster König in Rom 98
§. 3. Die übrigen Könige von Rom 100
§. 4. Der letzte König 102
§. 5. Rom wird eine Republik 104
§. 6. Die Kämpfe Roms für seine Freiheit 106
§. 7. Pythagoras 109
§. 8. Die asiatischen Völker 117
§. 9. Hebräisches Volksthum 120
§. 10. Hebräische Poesie 123
§. 11. Die Perser 124
§. 12. Cyrus 127

III. Blüthenzeit der Griechen und was sich während derselben auch bei andern Völkern zugetragen. 510—350 v. Chr.

§. 1. Darius 129
§. 2. Leonidas bei Thermopylä 131
§. 3. Themistokles siegt bei Salamis 134
§. 4. Griechenlands, besonders Athens Culturgeschichte 137
§. 5. Griechisches Leben 138
§. 6. Künste, besonders Plastik 140

Seite
§. 7. Die Dichter und die Mythologie der Griechen 142
§. 8. Gottesdienst und Bürgerthum der Griechen 146
§. 9. Das weibliche Geschlecht bei den Griechen 148
§. 10. Perikles und Aspasia 152
§. 11. Sokrates 155
§. 12. Rückzug der zehntausend Griechen 160
§. 13. Plato und Sicilien 164

IV. Verfall der griechischen Freiheit und Macedoniens Herrschaft.

§. 1. Philipp von Macedonien, Demosthenes in Athen 171
§. 2. Alexander der Große 173
§. 3. Alexander's Siege 176
§. 4. Alexander wird stolz und grausam 183
§. 5. Feldzug nach Indien 185
§. 6. Alexander's Tod und Zustand des griechischen Volkes darnach 187
§. 7. Die Chinesen 189

V. Geschichte der Römer v. J. 500—88 v. Chr., d. i. von der Vertreibung der Tarquinier bis auf die Bürgerkriege.

§. 1. Volksunruhen in Rom 192
§. 2. Die Volkstribunen 193
§. 3. Coriolan 195
§. 4. Quinctius Cincinnatus 197
§. 5. Die Zehnmänner 198
§. 6. Camillus 201
§. 7. Pyrrhus König von Epirus und die Eroberung Tarents 205
§. 8. Erster punischer Krieg 208
§. 9. Hannibal. Zweiter punischer Krieg 210
§. 10. Publius Cornelius Scipio, der Afrikaner, der ältere 214
§. 11. Kriege der Römer in Griechenland und Asien 217
§. 12. Die Makkabäer 219
§. 13. Römische Sitten und römische Bildung nach dem zweiten punischen Kriege 221
§. 14. Der dritte punische Krieg 225
§. 15. Sklavenkrieg in Sicilien 227
§. 16. Cornelia, die Mutter der Gracchen 228

VI. Die Bürgerkriege Roms bis zum Untergange der Freiheit. 88—30 v. Chr.

§. 1. Marius und Sulla und der erste Bürgerkrieg 233
§. 2. Die Zeiten nach Sulla's Dictatur 236
§. 3. Cicero 238
§. 4. Das Triumvirat 241
§. 5. Der zweite Bürgerkrieg 243
§. 6. Julius Cäsar wird Alleinherrscher in Rom 246
§. 7. Cäsar's Tod 249

		Seite
§. 8.	Das zweite Triumvirat	255
§. 9.	Brutus und Cassius	256
§. 10.	Die letzten Bürgerkriege	259
§. 11.	Octavian ist Alleinherrscher im römischen Reich	261
§. 12.	Zustand der sittlichen Bildung, insbesondere des weiblichen Geschlechts, in Rom	263
§. 13.	Kunst und Wissenschaft in Rom	265
	Schlußwort	269

Weltgeschichte

für

Töchterschulen.

Einleitung.

Wenn wir hinaus in's Feld treten, und von hohen waldigen Bergen, oder an den Ufern rauschender Ströme, auch inmitten einer großen Ebene von wallenden Saatfeldern, grünenden Wiesen und obstbeladenen Gärten die herrliche Natur betrachten; oder wenn wir des Morgens und des Abends die prächtige Sonne auf- und niedersteigen sehen, oder aufblicken in der dunkeln Nacht zu den Sternen des Himmels: da erhebt sich unser Geist voll Bewunderung zu Gott, dem erhabenen und gütigen Schöpfer aller dieser Herrlichkeit. Aber auch das Einzelne der Weltschöpfung, jedes Steinchen, jedes Blatt am Baume, jede Blume, das kleinste Würmchen, der Fisch im Wasser, und der Vogel in den Lüften, und die großen und kleinen Thiere der Erde sind eben so viele Zeugen der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes.

Doch ein größeres Wunder der Schöpfung ist der Mensch, dieses Ebenbild Gottes; zwar mit einem Leibe versehen, gleich den übrigen Geschöpfen, doch aufgerichtet und gegen den Himmel erhoben das Antlitz; edler und herrlicher, als alle übrige Creatur: denn in ihm wohnet ein fühlender und denkender Geist, der nicht unterworfen ist der gewaltigen Natur, sondern Ursprung und Wesen hat von Gott; und dieser Geist lebt nicht stumm im Menschen, sondern spricht sich aus im Wort, und bildet sich fort und fort immer höher und gottähnlicher aus durch das Wort.

Staunend fragen wir: wo ist er hergekommen, der Mensch, in diese Welt? dies Wunderwesen mit edler gestaltetem Leibe, als alle Thiere, mit einer vernünftigen Seele, mit einer vernünftigen Sprache? So weit wir auch forschen und nachsinnen, so können wir nicht mehr ergründen, als was Moses uns gesagt: Gott hat auch ihn erschaffen, und seinen Odem, d. i. seinen lebendigen Geist, ihm eingehaucht.

Wenn wir aber um uns blicken in der großen Welt, da sehen wir, wie gar verschieden die Menschen nicht nur an Körper-, sondern auch an Geistesbildung sind.

Da ist der Wilde in Neuholland, nackt und schmutzig an seinem schwarzen Leibe, mit häßlichen Gesichtszügen, struppigem Haar und langen Nägeln an Händen und Füßen. Seine Mittagskost ist ein erbeutetes Thier, das er roh und unzubereitet, blos mit den Händen zerreißt, und gierig, wie Wölfe thun, verschlingt. Er kennt keine andere Kunst, als Wurfspieße sich zu schnitzen

und Schilde aus Baumrinde zu flechten, oder irgend ein anderes nothdürftiges Geräth, ein Werkzeug aus Muscheln oder spitzen Steinen zu verfertigen; keine andere Beschäftigung, als Jagd oder Fischfang; hat keine andere Wohnung, als etwa eine Höhle, die er sich tief in die Erde eingegraben, und mit Baumzweigen bedeckt. Ungerecht und oft kaltblütig streckt da der Mann das Weib im Zorne mit seiner Keule nieder; dasselbe erlaubt er sich gegen jeden Menschen oft nur einer geringen Beute wegen; wenn aber die säugende Mutter gestorben ist, so erschlägt er das noch lebende Kind mit einem Steine, weil er es mit irgend einer Nahrung aufzuätzen entweder zu dumm, oder zu träge ist. Diese Halbmenschen können nur bis Drei zählen, und was darüber ist, heißt eine große Menge; und ihre rauhe Sprache ist eben so arm an Wörtern, als ihr Haus an Speisevorrath: eben so arm ist ihr Geist an Gedanken, die nur an dem haften, was gegenwärtig ist, wenig sich bekümmern um das Vergangne, noch weniger um das Zukünftige. Ganz wie er ist, der rohe Wilde, ist er in der Gewalt der mächtigen Natur; gleich dem unvernünftigen Thiere muß er sich von ihr gebieten lassen, und nur selten erwehrt er sich ihrer Oberherrschaft, wenn die äußerste Gefahr und Noth den schlummernden Geistesfunken in ihm weckt, und er als ein selbstständiges Wesen Mittel erfindet, sich zu retten.

Wenn wir hingegen einen schön gebildeten, reinlich gekleideten und wohlerzogenen Europäer betrachten, wie er sich durch Nachdenken und Fleiß und tausend Erfindungen seines Geistes die Natur nach seinen Bedürfnissen zu bilden wußte: welchen Eindruck muß ein solcher Anblick auf unsere Seele machen? Wo er wohnt, sind die Wälder gelichtet und zum Theil zu fruchtbarem Ackerlande umgeschaffen, die Sümpfe ausgetrocknet, Flüsse und Ströme in ihrem Laufe geregelt. Die wilden Bäume, von seiner kunstreichen Hand gepflegt, müssen edlere Früchte tragen, die gezähmten Thiere seinen Künsten und Gewerben und seinem Vergnügen dienen. So schafft er rings um seine Wohnung, die, aus Steinen, gebrannten Ziegeln, Kalk und Holz und anderem Material gebaut, oft für Jahrhunderte festgebaut dasteht, und, mit allen Bequemlichkeiten eingerichtet, gegen alle Stürme und Unbilden der feindlichen Natur gesichert ist — einen blühenden Garten, wo Blüthen und Früchte aller Welttheile gedeihen. Und in dieser geräumigen, bequemen und sichern Wohnung genießt er die verschiedenartigsten künstlich zubereiteten Speisen und Getränke, kleidet sich mit den verschiedenartigsten Stoffen, und weiß Allem, was er genießt, was ihn kleidet, was ihn umgiebt, eine schöne Form zu geben. Wie mannigfaltig sind die Beschäftigungen dieses Menschen! Körperlich und geistig thätig, theilt er seine Stunden, die ihm die Uhr, ein eigens hiezu verfertigtes Kunstwerk, anzeigt, zwischen Thätigkeit und Ruhe, Genuß und Arbeit.

Wer könnte alle die Künste und Handwerke, alle Hanthierungen und Gewerbe, alle Verrichtungen und Geschäfte herzählen, die den gebildeten Menschen mit allen seinen Kräften in Anspruch nehmen? Wie weise und künstlich ist es eingerichtet, daß Tausend und Tausend, ja Millionen Menschen mit einander in großen Gesellschaften oder Staaten, und sicher, friedlich und freundlich neben

einander wohnen! Nicht nur Leib und Leben, Hab und Gut ist durch Gesetze gesichert, auch des Menschen Würde wird anerkannt, und als freie Wesen behandeln sich die Mitbürger eines Staates gegenseitig. Was soll ich erst davon sagen, wie der gebildete Mensch mit seinem Geiste thätig ist, wie er durch Kunst und Wissenschaft, durch eine veredelte Sprache, durch Religion und Gottesdienst als ein Wesen höherer Welt erscheint?

Was aber draußen in der großen Welt das Menschengeschlecht ist, ist der Mensch in seinem Hause im Kleinen — ein sinnlich-geistiges Geschöpf. Nicht wie bei den Wilden lebt da der Hausvater nur für sich; er ist liebender Versorger seiner Familie; nicht seine Sklavin ist die Gattin, sondern seine Gehülfin, seine Freundin, die mit ihm die Kinder wieder zu gebildeten Weltbürgern erzieht.

§. 1. Die ersten Menschen.

Bei solchen Betrachtungen entsteht nun die Frage: Die ersten Menschen, wie sind **die** gewesen — gleich den Wilden? oder gleich den gebildeten Europäern?

Diese Frage beantworten verschiedene Geschichtforscher auf verschiedene Weise.

Die Einen sagen: es sei der erste Mensch einem wilden Thiere gleich gewesen, auf Händen und Füßen kriechend, mit struppigem Haar und schmutzigem Leibe, ohne eine andere Sprache, als unartikulirte Töne, von Nothdurft oder Leidenschaft herausgestoßen, nur seinen Begierden lebend, stumpfsinnig und gefühllos gegen Witterung und alle widrige Einflüsse der Natur, unbeholfen, sich auch nur eine Wohnung oder schmackhafte Speisen oder Kleider zu bereiten.

Die Andern sagen: der Mensch — oder das erste Menschenpaar — kam in die Welt als Herr der Schöpfung, schön am Leibe und mit aufgerichteter Gestalt und mit einer vernünftigen Sprache, wodurch er Gedanken und Empfindungen mittheilen konnte; sein reger Geist lehrte ihn bald, sich das Leben bequem und angenehm zu machen, und weil der göttliche Funke noch in ursprünglicher Kraft in ihm lebte, so war er auch gut und fromm, und auf Erden allenthalben Wohlfahrt und Glückseligkeit vorhanden.

Das war das **goldene Zeitalter**, von welchem die alten Dichter singen:

Allererst lebten die Menschen auf Erden das goldene Alter,
Ohne Gesetz, so treu als gerecht, und in völliger Unschuld.
Sicher lebten sie auch und schliefen sicher vor Feinden
Ohne Krieger und Helm und Schwert in seligem Frieden.
Denn keine schmetternde Tuba ertönte, die Ruhe zu stören
Und zu rufen zu blutigem Streit die gewaltigen Männer.
Und nicht mächtige Wälle umgaben befestigte Städte,
Kaum durch grünende Zäune getrennt war Wiese und Garten.
Sorglos lebten sie da, die schuldlosen Kinder der Erde.
Was die Mutter zu bieten vermochte, genossen sie fröhlich:
Brombeer' und Himbeer' vom dornigen Busche und würzige Erdbeer',
Eicheln und allerlei Nüsse von schattigen Bäumen des Waldes.
Keine Begier, zu suchen in weitentlegenen Gauen
Bessere Wohnung und schönere Früchte und wärmere Tage.
Darum auch blieben das Roß und der Stier auf der Weide in Freiheit,
Noch nicht Lasten zu tragen genöthigt und eiserne Pflugschar;

Nirgend auch schwamm ein schwankender Kahn auf trüglicher Welle,
Alle ja hatten sie volle Genüge, die glücklichen Menschen.
Immer war blühender Lenz und wild wuchs nährende Speise,
Bäche rannen voll Milch und Bäche voll goldenen Weines,
Und von der Eiche herab kam süßer Honig geträufelt.

Diese und ähnliche Sagen von dem glücklichen Zustand der ersten Menschen sind freilich nicht buchstäblich zu nehmen — denn wer wird wohl glauben, daß je Ströme von Milch und Wein geflossen seien — aber im Ganzen ist darin die menschliche Natur, wie sie sich noch heute bei Kindern und manchen unverdorbenen Völkern zeigt, so treu gezeichnet, daß sie jedes unbefangene Gemüth ansprechen, und die weisesten Geschichtforscher ziehen es vor, zu behaupten: der Mensch sei von Hause aus kein Wilder, sondern er könne es werden, wenn er stufenweise immer tiefer zum Thiere herabsinkt.

Es ist auch die zweite Meinung von dem ersten Zustande der Menschen durchaus die vernünftige; denn wir sehen ja, daß Alles in der Schöpfung so lebt, wie es seinem Zwecke entspricht: der Wurm kriecht, weil er keine Füße hat, der Vogel fliegt, denn er hat Flügel, die Landthiere gehen auf vier Füßen, den Kopf zur Erde gesenkt — doch der Mensch hat statt der Vorderfüße gelenkige Hände, und der Bau seines ganzen Körpers, des Kopfes und des Angesichts, beurkundet seine Bestimmung, aufrecht zu stehen, und nicht, gleich wilden Thieren, auf vier Füßen einherzuwandeln. Ferner ist ihm von Natur der Reinlichkeitstrieb gegeben, Sprachfähigkeit, Vernunft und allerlei Gefühle; und wenn sich diese Naturanlagen schon im Kinde offenbaren, wie ist es möglich, daß sie sich nicht sollten schon bei den ersten Menschen geäußert haben?

Aus dieser Ansicht bildet sich nun auch von selbst die **Aufgabe** der Geschichte, oder das, was wir aus der Geschichte lernen können. Diese Wissenschaft lehrt uns nämlich, wie der Mensch, ursprünglich unschuldig und mit unentwickelten Geistesanlagen, sich allmälig entweder ausbildete, oder verwilderte; ferner, wie er mit seiner Ausbildung seine Unschuld und Sittenreinheit entweder behalten, oder verloren hat.

Was aber eigentlich **wahre Bildung**, man mag sie Cultur, Gesittung oder Civilisation nennen, sei: das erfordert eine genaue Bestimmung, weil man gewöhnlich in dieser Hinsicht gar einseitig urtheilt und fast immer den europäischen Maßstab gebraucht, so daß man alles Außereuropäische zur Barbarei, d. h. zur ungebildeten Menschheit, rechnet.

Die Thätigkeit der menschlichen Seele theilt sich zwiefach, nämlich in **Willen** und **Verstand**; jener bezieht sich auf unsere Handlungen, die entweder gut oder böse sein können, entweder der Tugend oder dem Laster angehören; der Verstand hingegen bezieht sich auf unsere Gedanken, die schon mehrerlei Grade haben, indem sie entweder wahr oder falsch, tief oder flach, beschränkt oder umfassend sind.

Nach dieser nähern Bestimmung giebt es auch eine zwiefache Bildung: eine **sittliche** und eine **geistige**. Was die erstere anlangt, da ist man wohl

größtentheils von dem Vorurtheile abgegangen, daß nur Menschen von europäischen Religionsformen tugendhaft sein könnten; und nur befangene Denker sprechen muhamedanischen und heidnischen Völkern edle Gesinnung ab, indem sie, blind für moralische Vorzüge sogenannter Barbaren, nur die Ausbrüche morgenländischer Leidenschaften und Affecte im Auge haben. Aber die geistige Gleichheit, d. i. den Fortschritt in Allem, was menschliche Vernunft je ersonnen, machen wir ihnen fast insgemein streitig, weil unsere Welt- und Lebensansichten — meist eigenthümlich geformte und, so zu sagen, mit der Muttermilch eingesogene Begriffe — von der Denkweise dieser Barbaren merklich abweichen. So halten wir nur die Weltweisen unsers Erdtheils für tiefe Denker, weil wir die andern nicht kennen; wer aber Asien und seine Bewohner kennen gelernt hat, dem ist das Große und Gute, das in dem Gemüthsleben jener Menschen liegt, nicht entgangen. Ein Anderes ist es mit demjenigen Theile der geistigen Bildung, der sich auf die Einrichtungen des Lebens, auf Herrschaft, Staatsverwaltung, Kriegswesen und auf viele Künste und Gewerbe bezieht: da ist allerdings die außereuropäische Menschheit zurückgeblieben. Doch dürfen wir deßhalb ein Volk nicht zu Barbaren rechnen, wenn es keine Poststraßen, nicht über jedes Flüßchen eine Fähre, nicht holländische Reinlichkeit auf den Gassen der Städte, nicht bequem eingerichtete Häuser nach unsern Begriffen hat, und z. B. beim Speisen weder Messer noch Gabel gebraucht, noch auf Stühlen sitzt, noch in Betten schläft, noch Kleider nach europäischem Schnitte trägt.

Das wenigstens ist besonders von vielen asiatischen Völkern ausgemacht, daß sie körperlich kräftiger und edler gebildet sind, und daß mit wenigen Ausnahmen die geistige und leibliche Bildung unter ihnen in besserem Verhältniß zu einander stehen.

§. 2. Die Hirten oder Nomaden.

Das Leben oder die Thätigkeit des Menschen äußert sich zuerst durch die Art, wie er sich die Natur zu seinem Genusse unterwirft, wie er sich das Leben angenehm und bequem zu machen strebt, und einen friedlichen und sichern geselligen Zustand begründet. Dies geschah aber nicht bei allen Völkern in natürlicher Stufenfolge. Das Klima und die Beschaffenheit des Landes, wo sie wohnten, leitete sie dabei; auch that dies die Noth, die Erfinderin der Künste, wie das Sprichwort sagt, wie z. B. die Angriffe wilder Thiere oder böser Nachbarn, Ueberschwemmungen, Witterungsunfälle, feuerspeiende Berge, Erdbeben und dergleichen.

Die erste Beschäftigung der Menschen war wohl die Jagd. Mit Keule und Schleuder und andern wenig künstlichen Waffen ausgerüstet, an keine Heimath gebunden, streiften sie von Wald zu Wald; noch wenig Gesittung zeigte sich da; wie konnte auch im immerwährenden Kampf mit wilden Thieren, im unstäten Herumtreiben und in oft langwieriger Trennung von aller Gesellschaft Menschengefühl aufkeimen? Daher mußte das Gemüth verwil-

dern, so daß sich seiner Mord und Raublust und andere heftige Leidenschaften bemächtigten.

Zufall oder Abnahme der wilden Thiere, an deren Fleisch etwa die Menschen schon gewöhnt waren, vielleicht auch die gemachte Erfahrung, daß einige davon minder wild und leicht zu zähmen wären, führte auf das Hirtenleben. Füllen und Kälber, Lämmer und Zicklein wurden eingefangen, gefüttert und groß gezogen, und wenn sie schon etwas kirre waren, herdenweise auf die Weide getrieben. Dazu fügte man den gezähmten Hund, der sie, wenn sie sich verlaufen wollten, zusammenhielt und wohl auch gegen Wolf und Schakal und andere Raubthiere vertheidigte. So entstanden Hirten und Hirtenvölker, die von einem griechischen Worte auch Nomaden genannt werden. Wichtige Erfindungen wurden nun schon von diesen Hirten gemacht. Die Art, zu wohnen und zu leben, die Nahrung und selbst Kleidung änderten sich. Nicht immer waren Quellen oder Flüsse zur Tränke vorhanden; da mußten denn Brunnen gegraben werden. Bald mochte man auf die Kunst, zu melken, auch Butter und Käse zu machen, gekommen sein; so mag in der Muße des Viehhüters auch manches Werkzeug und Geräth erfunden worden, und so der Anfang zu Handwerken geschehen sein. Diesen Erfindungen mußte die Kunde des Feuers und die Kunst, es zu unterhalten, vorangegangen sein. War es ein vom Blitz entzündeter Baum, der darauf führte, oder ein anderer Zufall — gewiß war dies ein ungemeiner Gewinn für den Menschen, und kein Wunder, daß das Feuer bei vielen Völkern göttlich verehrt wurde. Bei den Persern z. B. finden wir die Feueranbeter, bei den Römern den Dienst der Vesta, und bei den Peruanern im neuentdeckten Welttheil die Sonnenjungfrau. Nun konnten sich die Hirten in kühlen Nächten um ein loderndes Feuer sammeln, das in die finstere Heide hinausleuchtete und zugleich die Raubthiere verscheuchte; nun konnten sie das Fleisch der geschlachteten Thiere braten und sieden, wodurch der erste Schritt von Rohheit zur Cultur, von Thierheit zur Menschheit gefördert wurde. Denn die Erfahrung lehrt, daß die Nahrung großen Einfluß auf die Gemüthsart der Menschen ausübe, und wir schaudern unwillkürlich vor solchen Halbmenschen zurück, die rohes Fleisch essen. Zugleich gewöhnte sich der Hirt, seinem Vieh zu Gunsten, so lange auf einer Stelle zu wohnen, als Gras vorhanden war: so entstanden Zelte, auf langen Stangen befestigte Thierhäute, wie sie noch heutzutage viele asiatische Völker haben. War die Weide abgefressen, so brach man die Zelte ab, und zog mit der Herde in eine andere Gegend.

Hier eine Schilderung des Nomadenlebens nach Kohlrausch*), wie er die heilige Sage von dem Nomadenfürsten Abraham erzählt, und der Jugend anschaulich und anziehend gemacht haben will.

„Das Kind," sagt er, „wandle mit Abraham unter dem Schatten der Terebinthen, es liege mit ihm in dem dunkelbraunen Zelte auf dem Teppich, und

*) Ueber den Gebrauch des A. T. für den Jugendunterricht.

nehme aus der hölzernen Schüssel das einfache Mahl; es gehe mit ihm am Abend durch das runde Hirtenlager umher und mustere Knechte und Herden. Es gebe mit ihm den Befehl zum Aufbruch des Lagers am nächsten Morgen, und sehe nun, wie mit der ersten Morgenröthe Alles sich regt und rührt, wie es bunt durch einander wühlt, wie hier die Knechte beschäftigt sind, die Zelte abzubrechen und zusammenzubinden, und auf die Kameele und Esel zu laden; wie das Kameel geduldig sich niederläßt auf die Kniee, die Last zu empfangen. Es sehe, wie die Weiber das einfache Geräth zusammenpacken, den Kessel, den Topf, die Handmühle; wie sie die Teppiche zusammenwickeln, wie sie die Schläuche mit Wasser füllen für den langen Marsch; wie der ehrwürdige Stammvater, mit weißem Haupt und Bart, ordnend durch die geschäftige Menge schreitet und sich nicht bedenkt, selbst Hand anzulegen, sich vielleicht seinen Esel selbst zu satteln, der ihn tragen soll; wie ebenso die verständige Hausfrau, die sinnige Sarah, geschäftig ihre goldenen Spangen und Armringe zusammenlegt, und den Händen der ältesten, treuesten Magd übergiebt; wie sie vielleicht selbst ihrem Herrn und Gemahl die letzte Frühkost an diesem Lagerplatze bereitet und mit ihm theilt. — Jetzt ist Alles vollendet zum Aufbruch; der Emir giebt das Zeichen, und der Zug beginnt. Voran reitet auf dem sicheren Kameele der treue, kundige Elieser, und leitet die Karavane, begleitet von einer Schar bewaffneter Knechte, um jedem Räuber oder Raubthiere zu wehren. Es folgen die Knechte mit den Herden: Schafe und Ziegen und Rinder und die jungen Esel und Kameele; dann die mit den Zelten und Geräthen und mit Lebensmitteln und Wasser beladenen Lastthiere; hinter ihnen Abraham und Sarah und die Mägde, gleichfalls auf Eseln und Kameelen sitzend; und zuletzt wiederum eine Schar Gewaffneter, deren viele auch an den Seiten und in der Mitte des Zuges sorgsam und spähend, begleitet von wachsamen Hunden, einherschreiten.

„Der Mittag kommt; man hält, man läßt die Herden ruhen und weiden, oder reicht ihnen das mitgenommene Futter, die Menschen lagern sich in den Schatten der Bäume und verzehren die im Voraus bereitete Kost. Nachdem die Hitze des Tages sich gemildert, bewegt sich der Zug von Neuem in der vorigen Ordnung, die Sonne neigt sich, man gelangt an die erwartete unbekannte Lagerstelle, wo im vorigen Jahre die Knechte die Brunnen entdeckt und gegraben und mit Steinen bedeckt hatten. Die Steine werden abgewälzt, die Tränkrinnen werden schnell gefüllt, und die durstigen Herden eilen hinzu. Man nimmt den Lastthieren ihre Bürde ab und führt die Treuen gleichfalls zur Tränke. Es werden Feuer angezündet, die Kuchen in der heißen Asche gebacken; die Herden werden gemelkt, die Datteln und die übrigen Früchte aus den Körben gesammelt, und um das Mahl von Milch und Kuchen und Datteln und Früchten lagern sich die verschiedenen Haufen auf dem Rasen. Nach der Mahlzeit wird für Abraham und sein Weib ein Gezelt unter der Terebinthe errichtet, daß sie bedeckt ruhen die Nacht; Knechte und Mägde lagern sich gesondert unter dem gestirnten Zelte der Nacht auf den ausgebreiteten Teppichen umher zwischen den ruhenden Herden; denn am nächsten Morgen geht der Zug weiter, und so noch

einige Tage, bis man die Gegend erreicht, wo reiche Weide und reiche lebendige Quellen das neue Lager erwarten. Die Nacht ist hell und warm, die Feuer brennen im Kreise umher, die zur Wache ausgestellten Knechte schreiten neben ihnen, und wachsame Hunde umkreisen bellend die unter ihrem Schutze sicher ruhende große Familie."

Diese Lebensweise brachte nun auch schon mehr Geselligkeit unter die Menschen. Denn schon zur Abwartung und Hütung des Viehs brauchte man Hülfe; die Ruhe des Hirtenlebens behagte, und zog mehrere Menschen herbei, sich zu vereinigen; ein Gleiches thaten die gegrabenen Brunnen, besonders in wasserarmen Ebenen. Schon in diesem Zustande bildete sich das Familienleben. Nicht mehr heimathlos, wie die Jäger, schweiften die Männer von Berg zu Berge; Mann, Weib und Kinder wohnten und blieben beisammen. Alles Familienleben aber wird begründet durch die Ehe, die mit vollem Recht eine göttliche Einrichtung heißt, weil sich darin die schönsten Gefühle der menschlichen Seele: Liebe, Treue und Vertrauen entwickeln. Dazu kommen noch die Knechte und Mägde, die in jenen Zeiten, wo noch keine andere, als väterliche Gewalt herrschte, gleich Kindern gehalten wurden, ohne, wie später geschehen, von Tisch und Wohnung der Herrschaft gebannt zu sein, sondern Alles mitgenossen mit der Familie, wie denn auch diese wiederum die Arbeiten mit ihnen theilte. Wie sich die Familien vermehrten, so entstanden auch bald größere Gesellschaften, die man Gemeinden nennt, in welchen mehrere Hausväter mit ihren Familien vereinigt lebten. Es war aber unter diesen Hirten auch das Eigenthum entstanden; denn das Vieh, das sich Jeder gezähmt, betrachtete er als sein eigen; und während der Jäger unstät überall seine Beute suchte, ohne je die Strecke, wo er jagte, sich zueignen zu wollen, beschränkte sich der Hirt auf seine Weide, die er eben darum, weil er sie für seine Herde bedurfte, als Eigenthum zu behaupten suchte. Vermehrte auch dies die Thätigkeit des Menschen, so machte es ihn von einer andern Seite habsüchtig, und es erhob sich oft in den Gemeinden Zank und Hader. Der älteste und weiseste Hausvater wurde dann zum Richter erwählt in einem Falle, und blieb es gewöhnlich in allen übrigen. So gab es denn schon bei den Hirten eine Obrigkeit, die bei ihrem Verfahren gewiß auch Gesetze zum Grunde legte. Wurde aber eine neue Weide von weiter ziehenden Nomaden eingenommen, so kam es nicht selten zu blutigem Streit mit den Nachbargemeinden, die nicht weichen wollten oder nicht einmal den Durchzug gestatteten. Schon da vereinigten sich mehrere Gemeinden, um kräftigeren Widerstand leisten zu können — vermuthlich Stammverwandte, die dann ein Volk ausmachten.

§. 3. Ackerbau.

Allein diese Anfänge der bürgerlichen Gesellschaft waren noch immer sehr schwach, so lange die Menschen noch keine festen Wohnplätze hatten. Dies aber geschah erst durch den Ackerbau. Es gefiel etwa einer Nomadenhorde

der Weideplatz zu gut, als daß sie ihn, wenn er schon abgeweidet war, verlassen sollte; oder sie war von kriegerischen Völkern so umringt, daß sie es nicht wagte aufzubrechen und weiter zu ziehen — genug, sie blieb auf einer Stelle. Um aber da nicht mit Leuten und Vieh Mangel zu leiden, mußten sie das Geheimniß zufällig erfunden haben, die ergiebigsten und nährendsten Grasarten, welche wir Getreide nennen, mittels Samenkörnern fortzupflanzen. Den Samen aufzunehmen, mußten Bäume und Gesträuche umgehauen und ausgegraben, alles Unkraut ausgerottet, die Erde locker gemacht werden. Dazu bedurfte man Werkzeuge aller Art: Schaufel, Harke, Karsten, Egge, Pflugschar u. a. m., die wohl erst später erfunden worden, als die Menschen schon Kupfer, Eisen und andere Metalle aufgefunden hatten und die Kunst verstanden, sie zu schmelzen und zu bearbeiten. Die ersten Ackerleute behalfen sich mit höchst unvollkommenen Werkzeugen aus Ochsenhörnern, großen Muscheln, zugespitztem Holze und scharfen Steinen, wie es noch heutzutage manche wilde Völker thun. So entstand der Ackerbau und mit ihm der wackere Bauernstand. Ehrwürdig ist er seines Alters und seiner Nützlichkeit halben, denn ohne ihn ist keine bürgerliche Gesellschaft möglich; er arbeitet für alle Stände und zwingt der Erde mit seiner Hände Fleiß die Naturerzeugnisse ab, die zu ihrer Nahrung, Kleidung und Wohnung dienen. Der Ackerbau machte nun auch feste Wohnsitze nöthig. Weil der Bauer sein urbar gemachtes Feld, von dem er jährlich eine Ernte hoffen durfte, nicht gerne verlassen mochte, baute er sich statt des beweglichen Zeltes eine feste Wohnung oder Haus, anfangs aus Holz und Gesträuchen, nachher aus Lehm und Steinen, bis später die Kunst erfunden worden, Ziegel und Kalk zu brennen, wo man denn gemauerte Häuser mit Dach und Giebel, mit Thüren und Fenstern, und inwendig in verschiedene Räume und Kammern abgetheilt, errichten konnte. Da begann erst ein rechtes geordnetes und sicheres Familienleben, und immer mehr erwachten die höheren Seelenkräfte des Menschen. Denn so herrlich sich das menschliche Gemüth in der freien Natur entfaltet; lehrt doch die Erfahrung, daß der Mensch erst, wenn er, abgezogen von den mannigfaltigen Gegenständen der Natur und eingeschlossen in vier Wänden, Tage lang lebt, gleichsam in sich selbst, d. i. in sein Inneres, eingeht und zu denken anfängt — zu denken über Ursache und Wirkung, über Zusammenhang der Dinge und Grund und Folge der Handlungen, über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, über sein eignes Dasein und seine Bestimmung, über die ganze Natur und über den Urheber derselben.

§. 4. Mechanische Künste oder Handwerke und andere Gewerbe.

Es folgten nun Erfindungen auf Erfindungen; eine erzeugte die andere, weil eine die andere nothwendig machte. Wohl ist Manches zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten erfunden worden, aber die Urheber sind uns fast alle unbekannt geblieben. Doch darf man sich die alten Handwerker und

Künstler nicht so vorstellen, wie die jetzigen sind, die, zu einer Zunft gehörig, mit ihren Gesellen und Lehrjungen beinahe nichts Anderes als ihre Kunst oder ihr Handwerk treiben. In der ältesten Zeit verstand meist jeder Mensch sich Alles, was er brauchte, zu verfertigen, so daß er sich selber sein Vieh schlachtete, aus Fellen und andern Stoffen Kleider machte, seine Wohnung zimmerte, seine Werkzeuge schmiedete, sein Feld, seinen Garten pflanzte, Speise bereitete. Jeder war sich Alles in Allem, nicht so wie heutzutage, wo Ein Mensch hundert fremde Hände benöthigt, die ihm Nahrung, Kleider, Dach und Fach und andere Bedürfnisse verschaffen.

Außerdem veranlaßte auch die Beschaffenheit des Landes und der Naturerzeugnisse bei verschiedenen Völkern verschiedene Lebensweise. In waldigen Gebirgen wurde die Jagd, in Steppen und Ebenen Viehzucht, in fruchtbaren Thälern Ackerbau getrieben; und diejenigen Menschen, die an Flüssen und am Meere wohnten, holten sich ihre Nahrung aus dem Wasser und beschäftigten sich mit Fischfang und Schifffahrt. So unvollkommen auch die letztere anfangs mag gewesen sein, hatte sie doch großen Einfluß auf die menschliche Gesellschaft und brachte viele kühne Schiffer sehr schnell in die entferntesten Gegenden, ja sogar über's Meer auf nahe gelegene Inseln. Wichtig endlich wurde die Schifffahrt auch für den Handel, der gleichfalls durch das Bedürfniß erzeugt wurde. Was man nämlich in einem Lande nicht hatte, suchte man in einem andern. Wenn sich aber der Mensch im rohen Naturzustande das Gefundene räuberisch und gewaltsam aneignete, verschaffte sich der friedliebende und schon etwas gesittete dasselbe durch Handel, d. h. er brachte seine Naturerzeugnisse und tauschte dafür fremde ein. Solcher Tauschhandel findet noch heutzutage bei vielen wilden Völkern Statt. Weil man aber nicht immer das hatte, was der Handelsfreund bedurfte und eintauschen wollte, mußte eine Waare gefunden werden, die allgemeingültig wäre, und wonach man den Werth der Dinge bei den meisten Völkern bestimmte. Das war das Geld. Anfangs diente dazu seltenes Holz, Muscheln, Korallen, Fische, Salz, Glas, am allgemeinsten Metall: zuerst Kupfer, dann auch Silber und Gold. Dadurch wurde nun die Thätigkeit nicht wenig geweckt; man bestrebte sich, Natur- und Kunsterzeugnisse aller Art hervorzubringen, um recht viel fremde Waaren, für die der Mensch der Seltenheit wegen immer Vorliebe zeigte, einzutauschen. So wurden einige Menschen besonders reich, und fingen an bequemer, üppiger und weichlicher zu leben, ja sie arbeiteten nicht mehr, weil sie für ihr Geld Arbeiter genug bekamen. Wohl minderte sich auf diese Weise die Rohheit der Naturmenschen, aber von einer andern Seite zeigte sich auch Liebe zur Pracht und zum Vergnügen, Eitelkeit, Stolz und Erschlaffung des Körpers und der Seele, Härte, Gefühllosigkeit und Habsucht; und mit Recht nennen alte Dichter das Geld den Urheber des vielen menschlichen Elends, das auf Erden ist.

§. 5. Geistesbildung im Allgemeinen.

So zeigt sich denn, daß der Mensch durch alle die Beschäftigungen zwar gesitteter, aber nicht glücklicher wurde; zwar fähiger für das höchste Glück, das er aber nicht erreichen konnte. Als er noch, ein wilder Jäger, nach Raub ausging, unterschied er sich wenig vom Thiere, nur leibliches Bedürfniß und leibliches Wohl trieb ihn, und so scharf seine äußern Sinne sein mochten, so stumpf waren die Fähigkeiten seiner Seele. Er lebte wie das Thier nur für die Gegenwart, und suchte nur für diese sinnliche Güter und sinnlichen Genuß. Allein dieser macht auch nur für die Gegenwart, meist nur für Augenblicke glücklich. Das Gut, welches Menschen glücklich machen soll, muß Leib und Seele erfreuen, muß sinnlich-geistig und dauernd für die Zukunft sein. Als darauf der Mensch anfing weiter zu sehen, nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft zu sorgen: da suchte er verständig und klug Alles auf, was ihm nützen, mied, was ihm schaden konnte; und nahm wahr, daß es nicht rathsam sei, sich schutzlos der gewaltsamen Natur zu überlassen, sondern vielmehr Mittel zu erfinden, über sie zu herrschen. Der Hirt, der Ackermann, der Handwerker, der Künstler, der Fischer und der Schiffer, wie der Kaufmann, erkannten da ein höheres Gut, das Nützliche, welches für Gegenwart und Zukunft dient, aber auch für die Gegenwart schwere Arbeit und Entbehrung auferlegt, um sich eine bessere Zukunft zu bereiten. Daher schon viele edle Empfindungen in diesem Zustande in's Leben traten und rein menschliche Handlungen und Sitten das Leben freundlicher gestalteten. Aber das Gute wurde nur gethan des Vortheils wegen, und die Menschheit bedurfte einer noch höhern Bildung, um erst das höchste Gut zu erreichen. Dies ist aber ein veredeltes Denken, Empfinden und Begehren, das durch sich selbst beglückt. Diesen glücklichen Zustand nennt man Humanität oder Menschenwürdigkeit, und er besteht in dem Streben nach allem Wahren, Guten und Schönen. Diese dritte und höchste Bildungsstufe ist wohl nur erst später, und meist nur von einzelnen weisen und edlen Menschen erstiegen worden, nur wenige Völker zählt die Geschichte, bei welchen Sinn dafür allgemein gewesen. Zu diesem Streben hat aber der Mensch auch angeborene Triebe. „Alle haben," sagt ein Weiser des Alterthums, „einen Hang nach Kenntniß und Wissenschaft; und so oft wir frei von Geschäften und Sorgen sind, begehren wir etwas zu sehen, zu hören, zu lernen." — Besonders ist es die Neugierde, d. i. der Hang, nur die Dinge kennen zu lernen, die den Menschen treibt. Ebenso ist jedem Menschen eine innere Stimme gegeben, die da unterscheidet, was recht oder unrecht ist, und wenn ihn nicht andere heftige Begierden, besonders Eigennutz, bewegen und hinreißen, so fühlt er sich innerlich genöthigt, das Rechte zu thun und das Unrechte zu lassen; wir nennen sie das Gewissen. Aber auch der Bildungstrieb ist in jeder Menschenseele, der Trieb, Alles in schöne Form, in Ordnung und Uebereinstimmung zu bringen. Wir sehen das bei Wilden, die bei all ihrer Rohheit doch Sinn für's Schöne haben, mit Blumen, Farben und Federn

ihren Körper schmücken, an ihren Werkzeugen und Waffen zierliche Schnitzwerke anbringen, bei Tanz und Spiel, in ihren Bewegungen und Gesängen einen gewissen Anstand beobachten und beinahe unbewußt nach Harmonie und Ordnung streben.

§. 6. Sprache.

Aber dies Alles — sowohl Kenntniß, als Gesittung und Handlungsweise — reicht kaum bis an die zweite Bildungsstufe des Menschen, so lange sie nur Ergebnisse der natürlichen Triebe sind, und nicht der Verstand und die Vernunft sie leiten. Zu dieser höheren von der Vernunft erzeugten Bildung führt aber erst die Sprache.

Die Sprache ist eigentlich Bezeichnung der Erkenntnisse unseres Willens und unserer Empfindung. Die Zeichen dazu sind willkürliche Laute, die, sobald sie allgemein verstandene Begriffe enthalten, Worte heißen. Wohl erzählt die alte Sage, daß die Menschen mit der Sprache erschaffen worden seien, welches aber vielleicht nur sagen will: sie hätten Sprachfähigkeit gehabt. Denn ohne vorerst zu denken, kann man nicht sprechen. Man sieht dies wohl bei Kindern, die lange vorher schon viele Gedanken, Empfindungen und Neigungen äußern, indem sie die Dinge von einander unterscheiden, besonders das Angenehme verlangen, das Unangenehme verabscheuen, und ein gewisses Gefühl des Rechts und Unrechts merken lassen, ehe sie sprechen. Auch lernen sie, wenn man ihre selbstständige Entwickelung nicht etwa stört, die Sprache nicht erst von Andern, sondern sie bilden sich ihre eigene, die erst allmälig, zu wiederholten Malen berichtigt, in die allgemeine Sprache der Erwachsenen übergeht. So kann man auch Stummgebornen weder das Denken, noch das Begehren und Empfinden absprechen, obwohl sie keine Sprache haben; denn ihre Zeichensprache ist ja so dürftig, daß sie nur das Allgemeinste zu äußern und mitzutheilen vermögen. Doch sind eben diese Unglücklichen ein Beweis, daß die Sprache unumgänglich nothwendig zur höhern Bildung des Menschen sei, weil sie, bei allem angewandten Fleiße ihrer Erzieher, doch zu keiner wissenschaftlichen Erkenntniß der Dinge, nur selten zu einer höhern Willenskraft, und ebenso selten zu einer freien Kunstfertigkeit gelangen; die meisten bleiben nur auf einer untern Bildungsstufe stehen. Ausgerüstet nun mit der Sprache und mit erwachter Vernunft ist es erst einzelnen Menschen gelungen, ihr Wissen zur Wissenschaft, ihren Willen zum Charakter und ihr Bilden zur schönen Kunst zu erheben, indem sie dabei nach gewissen Grundsätzen verfuhren, und so, gleichsam losgerissen von den Banden der Natur, ein freies gottähnliches Leben begannen. Nur Einzelne, wie schon oft gesagt, sind anfangs auf diese Höhe gelangt; sie wurden die Führer ihrer Mitmenschen und ganzer Völker — Fürsten, Priester oder Sänger.

§. 7. Wissenschaftliche Bildung.

Unter den Wissenschaften waren es zuerst Kenntnisse von Gott, von der Welt, von Unsterblichkeit, ja von den Bewegungen der Gestirne, indessen die Künste, welche zu den Bequemlichkeiten des Lebens gehören, viel jünger sind. „In den höchsten Sachen," sagt J. Müller, „dachten die ältesten Menschen richtig, in Lebensgeschäften waren sie Kinder." Von jenen Urbegriffen erhielt sich nachmals bei den meisten Völkern ein dunkles, entstelltes, mißverstandenes Andenken, selbst astronomische Berechnungen wurden mechanisch, ohne Kenntniß der Grundsätze, fortgeführt. Scheint es nicht, als hätte der uns inwohnende Hauch der Gottheit — unser Geist — gewisse unentbehrliche Fertigkeiten und Begriffe, zu denen er durch sich selbst sich nicht wohl hätte emporschwingen können, durch unmittelbaren Unterricht eines höhern Wesens bekommen, und eine Zeitlang erhalten? Was hingegen den Gebrauch materieller Anlagen betraf, das blieb ihm zur Uebung seiner Geisteskräfte überlassen. Durch den Lauf der Zeiten, durch die langwierige Mühe der Urbarmachung eines öden Erdbodens verdunkelten sich nachmals bei den Meisten jene reinen Begriffe der Stammväter; dafür nöthigte sie das Bedürfniß zu mannigfaltigen Künsten.

§. 8. Sittliche Bildung.

Vielleicht am frühesten, früher noch als Verstand und Urtheilskraft, entwickelte sich im menschlichen Gemüthe rechtlicher Sinn und Pflichtgefühl, und wir treffen noch heutzutage bei sogenannten Barbaren einen Reichthum innerer Güte und eine Festigkeit des Willens an, wie sie unter civilisirten Völkern selten sind, und Tugenden, die civilisirte Reisende in Erstaunen setzen und zugleich beschämen. Ist aber gleich nicht zu läugnen, daß bei den Menschen auf der zweiten Bildungsstufe, deren Ziel das Nützliche ist, unter den Arbeiten und Mühen des Lebens, bei beständiger oft einseitiger Uebung des Verstandes, der moralische Sinn unentwickelt bleibe: so ist doch eben diese Stufe als Uebergang zu der vollendeten sittlichen Bildung nothwendig. Denn die Moralität der Halbbarbaren beruht doch meist mehr auf Neigungen, als auf Grundsätzen, wodurch sie denn so einseitig wird, daß nicht selten in einem und demselben Herzen aufopfernde Liebe und furchtbarer Haß beisammenwohnen. Wer denkt nicht dabei an den Spruch des Arabers:

Drinnen Freund,
Draußen Feind,

der den Wanderer, wenn er ihn draußen auf der Straße findet, beraubt und todtschlägt; so er aber in seinem Zelte einspricht, gastfreundlich empfängt, und ungefährdet von dannen ziehen läßt? Wer denkt nicht an die Härte und Unmenschlichkeit, womit viele außereuropäische Völker, bei denen so viel Großmuth und ächte Menschenliebe wie zu Hause ist, ihre Sklaven, ja ihre Weiber und Kinder behandeln? Diesen fehlt demnach die höchste moralische Bildung,

der wir Europäer, obwohl wir ihnen an manchen Tugenden und Fülle des Gemüths nachstehen, durch die herrschende Verstandsbildung näher sind. Falsch ist es also, zu behaupten, daß Bildung des Geistes und Aufklärung die Menschen schlechter mache; nur halbe Bildung, die beim Nützlichen stehen bleibt, thut das: allseitige und ganze Bildung sucht auch die Sittlichkeit zur Vollkommenheit zu bringen.

Aber auch zugleich mußte bei dem Streben nach Recht und Billigkeit der Kampf sichtbar werden, den das Laster und das mit ihm so oft vereinte Schicksal im Leben mit der Tugend führt. Sehr früh konnte der Mensch die Erfahrung machen, daß Tugend nicht immer belohne, Laster nicht immer bestrafe, der Gute nicht immer glücklich, der Böse nicht immer unglücklich sei. Diese Betrachtung mußte die Seele des Edlen mit Trauer erfüllen, welche ihn fast untüchtig und im Fortschreiten auf der rechten Bahn wankend gemacht hätte, würde ihn nicht der Gedanke im Guten erhalten und erhoben haben, daß seine Tugend höher stehe, als alle Güter dieser Erde, die nur nichtig und vergänglich sind; und daß der wahre Lohn derselben die Ruhe und Zufriedenheit der Seele sei, die sich der Lasterhafte nimmermehr erringen kann, wenn er auch noch so reich mit Lebensgütern überschüttet wäre. Ward also auch sein Frohsinn äußerlich durch tausend Widerwärtigkeiten betrübt, so schwebt seine Seele doch in harmonischer Ruhe; aber seine Stimmung heißt Ernst. Dies ist die Stimmung und der Charakter, in welchem einzelne Menschen, die die Mit- und Nachwelt als Heilige verehrt, in welchem Priester und Gesetzgeber, Helden und Fürsten, ja selbst edle Frauen aller Zeiten dem Volke erscheinen. Gelingt es aber diesen, durch ihr erhabenes Beispiel, durch Lehre, ja durch strenge Herrschaft auch die Menge zur Tugend hinzuführen? — Gestehen müssen wir es — nur selten ist dies der Fall; meist sind es nur wieder Einzelne aus dem Volk, in deren empfänglichen Gemüthern der niedergelegte Same des Guten Wurzel faßt, und was durch strenge Lehre oder Herrschergebot bewirkt wurde, ist gewöhnlich nur eine Saat von kurzer Dauer, die oft mit dem letzten Hauche des Lehrers oder Herrschers welkt, ehe sie Frucht getragen.

§. 9. Aesthetische Bildung.

Es bietet uns in dieser Hinsicht die Geschichte nur zu oft ein trauriges Bild dar, wie ganze Völker in Laster und Sittenlosigkeit versunken, oder in Schwäche und Muthlosigkeit aufgelöst, hülf- und hoffnungslos ein erbärmliches Leben hinschleppen — Jahrhunderte lang. Da wird nun der aufmerksame Beobachter gemahnt, wie das höhere Wesen, welches die Menschen und alle Welt erschaffen, auch in die Seele des Menschen Kräfte legte, die ihn in solchem Elend emporzurichten fähig sind.

Sah Gott Vater einst die Menschen
Traurig stehen, ernst und bang —
Sandt' er ihnen einen Sänger,
Der sie lehrte Klang und Sang.

Gleich erhoben sich die Armen;
Aus den Augen strahlte Lust,
Freude lag in allen Zügen,
Wonne in der vollen Brust.

Auf den Lippen schwebten Lieder,
Hände reihten sich zum Tanz,
Blumen wanden sich behende
Unter Spiel zum bunten Kranz.

Der Bildungstrieb ist es, welcher auch im größten Jammer nicht ganz unterdrückt werden kann; so wie es denn bekannt ist, daß Negersklaven, die den ganzen Tag bei schlechter Kost und unter den Peitschenhieben ihrer Peiniger mühsam und höchst beschwerlich gearbeitet hatten, dennoch in mondhellen Nächten, anstatt des erquickenden Schlafs zu genießen, zur Erheiterung bei fröhlichem Gesang und lärmender Musik Tänze und Spiele halten. Und in diesen Stunden vergessen sie ihres Jammers, fühlen sich glücklich und aufgelöst in Liebe gegen ihre Leidensgenossen und vergessen selbst ihre Gebieter zu hassen — dankbar dafür, daß sie ihnen doch diese Freude gegönnt. Und die Freude macht gut, und mit der Freude zugleich kehrt Tugend bei den Menschen ein — nicht jene durch Lehre und Gebot aufgedrungene Tugend, sondern die sich frei entwickelnde und aus voller Liebe strömende Neigung zum Guten. So stellt sich das Spiel dem Ernste des Lebens entgegen, das Spiel, welches eine bewußtlose Aeußerung der innern Empfindung ist, aber der Empfindung einer in völligem Gleichgewicht schwebenden Seele. — Wenn nun bei solchen Spielen der ersten Menschen der angeborne Bildungstrieb zuerst die Natur mit der Kunst verband: war es die Phantasie oder das Vermögen der Seele, sich abwesende oder gar nicht vorhandene Dinge einzubilden und vorzustellen, welche die Urbilder des Schönen herbeischaffte, um, weil diese aus einer höhern Welt herstammen, den entzückten Menschen, so lange er spielte, dieser mangelhaften Welt zu entheben und in eine schönere zu versetzen, wo Alles Glück und Wonne athmet.

In jener goldenen Zeit wurden wohl auch die ersten Spiele und Künste erfunden, die sich immer wieder, noch in unserer Zeit, bei Kindern und kindlicher Jugend wiederholen. Wir erinnern uns des schönen Liedchens unseres Uhland, worin er so schön den Contrast jener Zeit der Spiele und unserer des Ernstes ausgesprochen:

„Wann ward der erste Kranz gewunden?
Wann flog der erste Ball an's Ziel?
Wann ward der heitre Tanz erfunden?
Und wann das lose Pfänderspiel?

Ach! wohl in fernen, fernen Tagen,
Die unsern hätten's nie erdacht,
Wo bald im Feld die Völker schlagen,
Und bald der inn're Zank erwacht.“

So war gewiß Musik die erste Kunst der Menschen, und zwar anfangs nur Gesang, der aber gar bald von einfachen Instrumenten, als: Trommeln, Schellen, Cymbeln u. dgl. begleitet wurde. Mit dem Gesang zugleich entstand

die Poesie; ja, sie war Eins mit ihm, so lange sie noch nichts Anderes war, als Ausdruck natürlicher Empfindungen. Auf diese Künste folgte wohl die Plastik oder Bildekunst, indem sich die Menschen aus Thon und anderen weichen Stoffen Bilder formten: meist Nachahmungen der Natur, Thiergestalten und später auch Menschen. Es führte dies zur Töpferkunst, wodurch allerlei Gefäße verfertigt wurden; diese führte auf die Kunst, Ziegel zu brennen, wodurch dann der Häuserbau fester, dauerhafter und schöner wurde, und so allmälig eine Baukunst begründete. Sobald die Metalle und die Kunst, sie zu hämmern, erfunden, und verschiedene Schmiedewerkzeuge vorhanden waren: fingen die Menschen auch an, dieselben Gestalten, die sie in weichen Stoffen gebildet hatten, in Holz und Stein und zwar in halb und rund erhobenen Figuren zu schnitzen, oder in dieselben Stoffe einzugraben. Viel später kam man wohl auf die Kunst, Bilder in Erz zu gießen; noch später gab es Zeichner und Maler, welche wohl mit Schattenumrissen angefangen haben.

§. 10. Religion.

So hatte denn die schöne Kunst eine zwiefache Aufgabe: dem Menschen das Leben zu erheitern und ihn aus der Wirklichkeit zum Ideale, d. h. aus der Betrachtung dieser in die Betrachtung einer geahneten schönern und vollkommenern Welt, zu erheben. Doch gab dies Letztere außer der schönen Kunst auch die Religion, d. i. Verehrung eines höhern Wesens — Verehrung Gottes, des Schöpfers und Erhalters aller Dinge. Und daraus läßt sich die innige Verwandtschaft, in welcher Religion und Kunst zu einander stehen, erklären. Mit Recht nennt man sie beide — Schwestern; nur möchte man jene die ernstere, diese die fröhliche, jene die geistige, diese die sinnliche heißen. Aber völlig Eins wird Religion und Kunst, wenn sie beide Naturen, die sinnliche und geistige, in sich vereinigen. Auch die Religion stammt, wie die Poesie, vom Gefühle her, und zwar zunächst vom Gefühl der Hülflosigkeit, in der sich der Mensch abhängig sah von der Natur, die ihn so oft mit Furcht und Schrecken ergriff, wenn sie ihn mit allen ihren Elementen überwältigte, und ihm wieder dankbare Neigung einflößte, wenn sie ihr Füllhorn über ihn ausschüttete. Zu allen Diesen kam eine ursprüngliche Ahnung Gottes, die aber durch die erwachende Vernunft zum klaren Bewußtsein gebracht werden mußte, sollten sie nicht auf Abwege und allerlei Aberglauben gerathen. Denn so wie bei der Poesie, war auch hier die Phantasie geschäftig, mit den Gefühlen des Menschen zu spielen. Er erblickte bald in der ganzen Natur göttliche Wesen, und verehrte Steine, Pflanzen, Thiere, Berge, Flüsse, Quellen und den tobenden Sturmwind, das unermeßliche Meer, den rollenden Donner, den leuchtenden Blitz und vor Allem das Feuer. Alle diese Gegenstände, die man späterhin mit einem portugiesischen Worte Fetisch nannte, hielten sie für heilig und bezaubert; und als später die Kunst hinzutrat, schnitzte man sich Symbole oder Zeichen dieser Fetische aus Holz, Knochen u. dgl. oder verfertigte sie aus

Thon, Steinen und Metallen, und bewahrte sie im Hause, oder trug sie als Verwahrungsmittel wider Unglück und Gefahr bei sich. Solche Umhängsel bekamen später bei den Morgenländern den Namen Amulet oder Talisman.

Mitten unter diesen kindischen Fetischanbetern gab es jedoch schon in den frühesten Zeiten und, wie die heilige Sage berichtet, schon bei dem ersten Menschenpaare reine Anbetung des alleinigen Gottes, hervorgerufen durch die denkende Vernunft, durch das ahnende Gefühl und durch den Anblick der ganzen Schöpfung, die in ihrem Zusammenhang, in ihrer Ordnung nur Einen Zweck und darum auch nur Einen Urheber beurkundet. Einzelne Auserwählte waren es denn, denen die Offenbarung gegeben worden, daß Ein Gott sei, unsichtbar, allmächtig, allgütig und allgerecht, den man durch Frömmigkeit und Tugend verehren müsse, und zu dem man nach einem frommen Lebenswandel kommen werde, um in einem weit seligern Zustande als hier auf Erden zu leben. Diesem heiligen Wesen errichteten sie Altäre, und brachten darauf als Opfer der Erkenntlichkeit die besten Erzeugnisse ihrer Herden und ihrer Felder. Aber nur Wenige beteten also Gott an, und selbst in spätern Zeiten, als die Völker aus der ersten Rohheit sich erhoben hatten, wollte der Glaube an Einen Gott nicht allgemein werden. Zwar lernte der Mensch, als er einmal seine eigene Kraft und die Kräfte der Natur besser erkannte, immer mehr einsehen, daß er von den um ihn her befindlichen Gegenständen weniger abhängig sei, weil er derselben so viele unter seine Gewalt zu bringen wisse. Doch lenkte sich seine Aufmerksamkeit auf den Himmel und auf die glänzenden Gestirne, und er vergötterte dieselben, d. h. er machte sie zum Gegenstand seiner Anbetung und Verehrung. Zuerst mögen sich wohl die Nomaden zum Sternendienst gewandt haben, denen diese Himmelskörper beständige Führer auf ihren Wanderungen waren, so daß sie, wenn sie Tag und Nacht unter freiem Himmel die Herden weideten, Zeit und Muße hatten, Sonne und Sterne zu betrachten. Andere wieder suchten das Göttliche im Menschen selbst, und verehrten tapfere Helden, weise Gesetzgeber und andere Wohlthäter der Menschheit wie Götter; und die Verehrung derselben stieg nach ihrem Tode, wo sich die Erzählung von ihren Thaten zu wunderbaren Sagen bildete.

Wie der Mensch die göttliche Offenbarung, die ursprünglich in seinem Wesen verwoben ist, allmälig bis zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit ausgebildet habe, hat uns Jakobs in einer schönen Dichtung versinnlicht, welche hier ihre Stelle finden mag.

Des Menschen Prüfung.

„Anfänglich wohnte der Mensch bei Gott, und lobte Gott mit den Geistern des Himmels.

Als aber die Erde geschaffen war, und sie in ihrer grünen, jungfräulichen Herrlichkeit durch den Aether schwamm, und alle Bewohner des Himmels sich der Schönen freuten, und sie liebend beschauten, sprach der Mensch:

Ich sehe hier die Anmuth und Lieblichkeit eines zweiten Himmels. Ein reiches Leben drängt sich in diesen Grenzen: Fische wimmeln in den Wässern; Vögel erfüllen die Lüfte mit Gesang; Thiere wandeln auf dem Boden, und es ist kein Winkel auf dieser schön geschmückten Kugel, wo sich nicht Leben regt. Aber was ist das, das dieses Leben treibt, und die Ursache dieses regen Gedränges ist? Eine ungesättigte Begier kreist in ihrem Innern, daß sie Futter suchen gegen den Hunger und Trank gegen den Durst, und nach des Tages Mühen den süßen Schlaf. In trauriger Beschränkung haften sie an dem Elemente, das sie gebar; der Hand, die sie geschaffen, denken sie nicht, und keins erhebt die Blicke zu dem, in welchem das höchste Leben ist und die Quelle der Seligkeit. Undankbares Gezücht! Ich zürne deiner Niedrigkeit, und wenn die Blitze des Allmächtigen in meinen Händen lägen, so vertilgt' ich das gottvergessene Geschlecht von dem holden Lande, das Würdigern gebührt.

Gott vernahm die Worte des Menschen und beschloß, ihn zu prüfen, und sprach: Ich will dich hinabsenden auf die Erde und in ihre Herrlichkeit, damit sie nicht stumm sei von meinem Ruhm. Die Thiere des Feldes kennen mich nicht, und den Fischen des Wassers ist mein Antlitz verborgen. Aber du kennst mich, und hast mich geschaut auf dem Throne des Himmels. Gehe denn hin in der Erde Garten, und freue dich seiner Schöne. Aber gedenke deiner Worte und was du geredet hast.

Da stieg der freudige Mensch hinab auf die Erde, und ging aufrecht in seiner Würdigkeit unter den Thieren, die ihr Haupt nicht zum Himmel erheben. Und er gebot den Thieren, und sie gehorchten ihm; und die Erde brachte ihm ihre Schätze dar, wie ihrem Herrn.

Da ward der Mensch stolz und sprach in seinem Uebermuth: Siehe, das Alles ist mein, und um meinetwillen gemacht. Mir beut der Baum seine Früchte und seine Trauben der Weinstock. Die Flüsse rauschen mir, ihrem Herrn; die Vögel des Waldes singen für mich, und die Thiere, die meiner Stimme gehorchen, beben vor mir.

Und er herrschte in seinem Reich in der Fülle seines Stolzes, und dachte nicht mehr, warum er auf die Erde gesendet worden, noch der Worte, die er geredet hatte.

Da wendete Gott sein Angesicht von ihm ab und von der Erde, dem Reiche der Menschen.

Und die Erde erblaßte, und ihre Schönheit verwelkte, und alle ihre Farben schwanden dahin. Da ergrimmte der Mensch und gebot der Erde, ihr Feierkleid anzulegen und sich bräutlich zu schmücken, wie vordem. Die Erde aber trauerte fort. — Dann rief er den Westwinden, Blumen über sie auszuschütten und ihre Bäume mit Blüthen zu schmücken. Aber die Westwinde ruhten in ihrer Grotte, und der Nordwind stürmte einher und schüttete Schneegestöber aus und fesselte den Schooß der Erde. Auch die Flüsse hörten auf zu strömen und die Bäche erstarrten, und die Erde war todt.

Da verbarg sich der erschreckte Mensch in eine Felsenschlucht, und fühlte seine Nacktheit und schauderte.

Und die lange Nacht kam und warf ihren siebenfachen Mantel über das Angesicht der Erde, und Mond und Sterne schienen ausgebrannt. Der Sturmwind heulte durch die Nacht und beugte die Gipfel der Bäume, die Cedern brachen vor seiner Wuth und die Felsen wankten, denn die Grundfesten der Erde zitterten, und ihr Schooß zerriß, und Flammen schossen aus der geborstenen Erde empor, und der Donner brüllte aus den Wolken und aus bodenloser Tiefe.

Und der zagende Mensch schauderte immer mehr und verhüllte sein Antlitz mit seinen Händen.

Da umringten ihn reißende Thiere mit hungriger Wuth, und ihr Geheul erfüllte die Luft, und er wagte nicht seine Stimme zu erheben, denn Gott hatte sein Angesicht von ihm abgewendet, und die Natur gehorchte ihm nicht mehr. Denn der blinden Kraft war Gewalt gegeben über ihn, und das Thier schreckte seinen Meister. Ihre Waffen drohten ihm, und er war nackt und ohne Schutz und Wehr.

Jetzt war seine Verzagtheit so groß, wie vormals sein Stolz, und er demüthigte sich vor den Thieren des Waldes, und betete die Stürme an und das Meer und die zürnenden Wolken, daß sie ihren Grimm von ihm abkehren möchten und sein Leben verschonten.

Aber zu Gott zu beten wagte der Zagende nicht. „Er hat mein vergessen," dachte er, „und sein Angesicht von mir gewendet. Denn ich bin abgefallen von ihm, und habe mich selbst zu Gott gemacht. Darum hat er den Thieren Gewalt gegeben über mich, und ich bin der Erde ein Hohn geworden, die meinem Gebote gehorchte."

„Die Felsen wanken über mir und drohen mich zu begraben; das Meer öffnet seinen Schlund und droht mich zu verschlingen: die Wolken senden Feuer herab, das mich verzehren will. Ich bin mit Schrecken umringt, und in meinen Gebeinen ist keine Ruhe."

Da erbarmte sich der Allgütige des jammernden Menschen.

Und er sendete seinen Sohn auf die Erde. Und der Göttliche trat vor den Zitternden in menschlicher Gestalt, schwach und dürftig wie er, und überwand die Schrecken der Welt und des Todes durch den Glauben an den, der ihn gesendet hatte. Da erwachte auch in des Menschen Brust die Hoffnung wieder, und er erkannte in dem Sohne die verlorene Herrlichkeit seiner eigenen Natur, und legte sich liebend an seine Brust, und suchte bei dem Vater Vergebung durch den Sohn, und seine Schuld ward ihm erlassen, und er fand vor dem Allmächtigen Gnade.

Und Gott ward auch ihm ein liebevoller Vater. In sein Herz kehrte die Freudigkeit zurück, und die Herrlichkeit des Himmels strahlte wieder in seiner Brust, und er zagte nun nicht mehr. Denn der Höchste war bei ihm, daß keine Furcht ihn betraf, und sprach zu ihm in dem rollenden Donner und

in der Wogen Geräusch und in dem Sturze des Wasserfalls. Alles war der Stimme Gottes voll. Und wenn die Erde bebte und die Felsen zitterten, hörte er den Fußtritt des Höchsten, und betete an. Und wenn der Himmel seine Flammen aussendete, sah er die Rechte Gottes. So war sein Herz der Freude und hohen Entzückens voll, und die Erde war ihm wieder schön wie zuvor, und er liebte sie, und sie lobte mit ihm die Herrlichkeit ihres ewigen Schöpfers."

§. 11. Staat oder bürgerliche Gesellschaft.

So, durch Erfindungen, Handel, Gewerbe, Kunst, Wissenschaft und Religion veredelt, gestalteten sich unter den Menschen die Staaten, d. h. große Vereine ganzer Völker zu Einem Zwecke, welcher ist die allgemeine Wohlfahrt. Sowie in Familien, den ersten Gesellschaften, das Haupt der Hausvater war, so war es in Staaten der Fürst oder König. Und weil nicht alle Menschen gleiche Einsicht und Kraft, das allgemeine Beste zu befördern, haben, so sammelten sich um den König die Tapfersten, Weisesten und Edelsten des Volkes, die mit ihm gemeinschaftlich Gesetze gaben und vollzogen, über Sicherheit und allgemeine Wohlfahrt wachten und das Land gegen äußere Feinde vertheidigten. Das übrige Volk lebte unter der Leitung und dem Schutze solcher Regierung, und gehorchte den Gesetzen, weil es einsah, daß dieselben auf seine Wohlfahrt abzweckten. Das Staatenhaupt eines Volkes heißt mit einem griechischen Namen der Monarch, die Edlen oder Theilnehmer der Regierung Aristokraten, das Volk Demos. Indessen gestalteten sich diese Regierungen auf verschiedene Veranlassungen verschiedentlich. Zuweilen bemächtigte sich ein Monarch von besonderem Herrschergeiste der Alleingewalt und Macht dergestalt, daß er auch den Edlen keinen Antheil an der Regierung ließ, und seinen Willen zum Gesetz erhob. Das heißt dann eine unumschränkte Monarchie, im Gegensatz zu der durch theilnehmende Edle eingeschränkten Monarchie. Oft aber nahm das ganze Volk, selbst die Gemeinen Antheil an der Regierung; dann war es eine demokratische oder aristokratisch-demokratische Monarchie. Erst in spätern Zeiten, als die Bildung schon allgemeiner wurde, und es unter den Völkern immer mehr regierungsfähige Menschen gab, entstanden Freistaaten oder Republiken, wo ohne Oberhaupt entweder Aristokratie oder Demokratie gemeinschaftlich, oder Eins oder das Andere ausschließlich die höchste Gewalt hatte. Solche Freistaaten entstanden meistens dann, wenn erbliche Monarchen oder Aristokraten ihre Gewalt mißbrauchten, und nicht des Volkes, sondern nur ihre eigene Wohlfahrt beabsichtigten.

§. 12. Das weibliche Geschlecht.

Auch in Hinsicht des Geschlechts muß in der Geschichte wahrgenommen werden, wie sich das Leben für beides gestaltete. Dem Manne sowohl als

dem Weibe zeigt die Natur, d. i. die Leibesbeschaffenheit, ihre Bestimmung an. Dem Manne ist ein stärkerer Körperbau und höhere Lebensfülle gegeben; darum ist er der Erhalter und Beschützer der Seinigen, thätiger Mitbürger im Staate und Verfechter der Menschenrechte. Das zartgebaute Weib steht dem Manne als Gehülfin und Freundin zur Seite, als Mutter ihrer Kinder und als Hausfrau. Wie aber beide Geschlechter in ihrem Zusammenleben zum allgemeinen Endzweck der Menschheit, immer edler und vollkommener zu werden, auf einander einwirken, sagt K. F. Pockels in seinen „Charakter- und Umgangs-Gemälden," wie folgt:

Mann und Weib.

„Die Tendenz zum Guten liegt in allen menschlichen Seelen als ein zwar bisweilen verdunkelter, aber nie ganz zerstörter Grundtrieb ihrer Natur; und damit es ihm nie an Stoff und Aufmunterung fehle, ist er mit einem andern sehr zarten, aber zugleich sehr mächtigen Gefühle, nämlich dem Gefühle seines innern Wohlseins, das aus der Uebung des Guten unmittelbar entspringt, innigst verbunden worden. Allein eben diese heiligen Zwecke zur Beförderung und Begründung der möglichst sittlichen Menschengüte, also aller wahren Humanität und alles innern Wohlseins — als Folge hiervon — konnten nicht erreicht werden, wenn ein Geschlecht nur für sich allein dastand, und den hohen Abglanz seiner Menschenwürde in keinem zweiten wahrnehmen und mitempfinden durfte. Der Mensch sollte sich gleichsam in einem fremden Spiegel beschauen, erkennen und achten lernen. Der Mann sollte sich in dem Weibe, und das Weib in dem Manne, als für einander geschaffene edlere Wesen, wiederfinden; sie sollten sich dadurch als ewig Verwandte einander angehören, und als solche sich gemeinschaftlich den hohen Werth ihrer Vernunftmäßigkeit, ihrer Tugend und ihrer natürlichen Einheit, Eines Willens immer fühlbarer zu machen suchen."

Merkwürdig ist demnach in der Geschichte für Jungfrauen zu sehen, inwiefern ihr Geschlecht bei den verschiedenen Völkern der Erde dieser Bestimmung nachgekommen sei. Da werden wir denn erfahren, daß die Weiber entweder freie Gehülfinnen der Männer, oder in Harems eingeschlossene Sklavinnen seien. Daß dies nicht von Anfang her so gewesen, sondern durch das Verdienst oder die Schuld der Frauen so geworden, ist gewiß; denn die tägliche Erfahrung lehrt, daß es von ihrem Lebenswandel, ihrer Bildung und Sittlichkeit abhängt, ob sie einer guten oder schlimmen Behandlung theilhaftig werden. Auch giebt es noch überall Abstufungen, so daß die Gehülfinnen zu Mägden herabsinken, und die Sklavinnen zu Frauen sich erheben. Die nämlich ihre Frauenwürde nicht zu behaupten wußten, wurden Mägde; die als Sklavinnen sich anständig und liebenswürdig zeigten, erhoben sich zu Frauen. Bemerkenswerth ist es, daß im Morgenlande, wo die schönsten Frauen zu finden, eben die größte Verachtung derselben stattfindet. Nicht also Schönheit bereitet den Weibern das beste Loos, sondern jene zarte Weiblichkeit, die wir

Grazie oder Anmuth nennen, lebhafte Mitwirkung zur Wohlfahrt des Hauses und eine schöne, veredelte Seele. Noch giebt es einen dritten Zustand auf Erden, wo die Frauen herrschen — doch sind dort die Männer gewöhnlich feige und erbärmliche Taugenichtse, und solche Völker, wo dieses stattfindet, tragen entweder das Joch grausamer Despoten, oder siechen einem allmäligen Untergang entgegen.

Am glücklichsten hat sich das Loos der Frauen in Europa, und zwar in jüngster Zeit gestaltet, wo ein Dichter — Aloys Schreiber — das Lob der Frauen also singen mochte:

„Was macht des Weibes eignen Werth?
Was ist's, warum der Mann sie ehrt,
Auf immer sich an Eine bindet
Und seinen Himmel in ihr findet?

Ist es der leichte, stolze Gang?
Der Stimme süßer Lautenklang?
Das frische Jugendroth der Wangen?
Der Augen schüchternes Verlangen?

Dies macht dem Mann das Herz nicht weit.
Was Jugend schenkt, das nimmt die Zeit;
Nur was die Charitinnen geben,
Bleibt unvergänglich durch das Leben.

Die Anmuth zieht den Jüngling an,
Und fesselt selbst den starken Mann;
Sie weiß auch über Kleinigkeiten
Ihr holdes Etwas zu verbreiten.

Und mehr ist Scham noch, die den Werth
Der Liebe durch Verzögern mehrt
Und in der jüngsten Huldin Schleier
Wacht über Aphroditens Feuer.

Und jener sanfte, zarte Sinn,
Den die Natur dem Weib verliehn,
Des Mannes heiße Stirn zu kühlen,
Und Dornen ihm zu Flaum zu wühlen;

Und wenn er Felsenlasten trägt,
Und seine Brust von Unmuth schlägt,
Ihn wieder über sich zu heben,
Ihm Frieden mit sich selbst zu geben;

Und jener Muth, auf den sogar
Sich Männer stützen in Gefahr! —
Sie lächelt mit der Todeswunde,
Kein Schmerz ist auf dem starren Munde.

Dies macht des Weibes eignen Werth.
Dies ist's, warum der Mann sie ehrt,
Sich ewig fest an Eine bindet
Und seinen Himmel in ihr findet."

Urgeschichte.

§. 1. Das erste Vaterland der Menschen.

Das erste Vaterland der Menschen, aus welchem sie sich dann über die ganze Erde verbreiteten, war Asien. Wenn wir einen Blick auf die Landkarte dieses Erdtheils werfen, so erblicken wir in der Mitte desselben einen ungeheuern Erd= oder Gebirgsrücken, der ihn von Südwest nach Nordost durchschneidet, und in die nördliche und südliche Hälfte theilt. Herder nennt diesen Gebirgsrücken die Arche Noah's, wo sich während der großen Erdüberschwemmung, in der unsere Erdoberfläche größtentheils ihre jetzige Gestalt erhalten hat, alle Landthiere und auch die Menschen sammelten und vor Untergang retteten. Wenn die ersten Menschen schon während der Gestaltung der Erdoberfläche erschaffen waren, so mußte das Land, wo sie wohnten, ein hochgelegenes sein. Aber es mußte auch ein mildes und fruchtbares Land sein, weil sonst die nackten und hülflosen Menschen, ohne die spätern Erfindungen und Schutzmittel gegen die Gewalt der Natur, ohne Kleidung, Wohnung und Ackerbau, leicht ihren Untergang gefunden hätten. Auch solch ein Land finden wir in Asien. Mitten im Schooße der höchsten Gebirge liegt es, südwärts von den hohen Bergen geschützt, das Land Kaschmir. „Fruchtbare und schöne Hügel sind mit höhern und höhern Bergen umschlossen, deren letzte sich, mit ewigem Schnee bedeckt, zu den Wolken erheben. Hier rinnen schöne Bäche und Ströme; das Erdreich schmückt sich mit gesunden Kräutern und Früchten; Wiesen und Gärten stehen in erquickendem Grün; mit Viehweiden ist Alles überdeckt; giftige und wilde Thiere sind aus diesem Paradiese verbannt. Man könnte diese die unschuldigen Berge nennen, auf denen Milch und Honig fließt; und die Menschengattung daselbst ist der Natur nicht unwerth. Die Kaschmiren werden für die geistreichsten und witzigsten Indier gehalten, zu Poesie und Wissenschaft, zu Hanthierungen und Künsten gleich geschickt, die wohlgebildetsten Menschen, und ihre Weiber oft Muster der Schönheit." *)

J. Müller nennt das benachbarte Tibet die Wiege der Menschheit, wo Hochebenen von vierzehntausend Fuß Höhe noch heute von ackerbauenden Men-

*) Aus Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit," nach Bernier's allgemeinen Reisen.

schen bewohnt sind. Ebenso mild und paradiesisch, wie Kaschmir, sind die südlichen Hochthäler, über die sich das Himalaya-Gebirge erhebt; alle Getreide- und Obstarten wachsen noch heutzutage dort wild, und wild leben dort alle unsere zahmen Thiere: Rinder, Schafe, Ziegen, Pferde und Esel.

§. 2. Verbreitung der Menschen auf der Erde. China. Mongolei. Tatarei.

Von diesem Lande aus zogen die Menschen, als sie sich zu sehr vermehrten, und die Thäler zu enge wurden, in alle Weltgegenden immer weiter und weiter, bald als Jäger, bald als Hirten. Wir verfolgen zuerst den östlichen Zug, der das schöne und fruchtbare Tiefland bezog, welches später und noch heute China oder Sina heißt. Dies ist das Land des Ackerbaues, denn nirgend hat der menschliche Fleiß den Erdboden so bezwungen und so umwandelt, wie hier. Die Ebenen sind da blühende Getreide- und Reißfelder, prangende und von Früchten aller Art strotzende Gärten; die Wüsten hat man künstlich gewässert in blumige Wiesen, wilde Gebirge in urbares Land verwandelt. Arbeit und Thätigkeit hat hier die rohe Menschennatur gebändigt; aber weil sie seit Jahrtausenden nur beim Nützlichen stehen geblieben, hat sich ihre physische und geistige Kraft, wie die ursprüngliche Schönheit der Stammältern, verloren. Anstatt sich zu tapferem Kampfe zu rüsten, führten sie eine Riesenmauer im Norden auf, welche die nördlichen Hirtenvölker abhalten sollte, in ihr schöngepflügtes Land einzubrechen. Allein die Mauer wurde von den Barbaren überschritten, und diese wurden die gebietenden Herren der Chinesen, mit welchen sie sich allmälig vermischten, und auch die letzten Spuren körperlicher Schönheit durch diese Vermischung einbüßten, wohl auch die letzten Spuren des Freiheitssinnes, indem sie bis auf den heutigen Tag dem strengen Gesetz eines Alleinherrschers unterworfen sind.

Wohl kühne und abgehärtete Völker mußten es sein, die sich von Norden des Gebirgsrückens hinab in das nördliche Tiefland wagten, das sich erstreckt westlich bis an das kaspische Meer und das Uralgebirge, nördlich und östlich bis an das Eismeer — daß sie nicht erschraken vor der ungeheuern Wüste. Unermeßliche Sandsteppen werden hier nur selten unterbrochen von Oasen oder Grasplätzen, und höher gegen Norden kommt auch noch erstarrende Kälte hinzu, da die Winde vom Eismeere her durch keine schützende Gebirgsmauer abgehalten werden. Hier breiteten sich die zahllosen Nomadenvölker aus, die noch heute in einer Strecke, halb so groß als Europa, ohne Städte und Dorf, mit ihren Herden von Weideplatz zu Weideplatz ziehen. Das sind die Mongolen, welche, in dem unfreundlichen Lande und zerstreut unter dem Vieh lebend, vielleicht auch wegen Mangel an vegetabilischer Speise, ihre schöne Körperbildung verloren und überall, wohin sie in spätern Zeiten erobernd hinkamen, ihre häßlichen Gesichtszüge verbreiteten. Desto gefährlicher waren diese Barbaren für alle Welt, da sie im freien Nomadenleben ihre körperliche Kraft übten, wäh-

rend die andern Völker, durch Ackerbau und Gesittung milder, auch zugleich verweichlichten. Freundlichere Weideplätze fanden diejenigen Horden, welche nordwestwärts hinabstiegen von den Bergen, und dort in den Ebenen vom kaspischen See an bis Sibirien auch ihr Nomadenleben begannen. Das waren die Tataren — etwas milder und menschlicher, als die Mongolen, und darum auch edler von Gestalt.

Etwa gewaltsam vertrieben, oder Abenteuer suchend, aus Vorliebe für Jagd oder Fischfang, zogen aus der Mongolei und Tatarei einzelne Haufen bis nach Sibirien hinauf und Kamtschatka, wo unter erstarrender Kälte die schönen Menschengestalten zusammenschrumpften, und die Völker ein mühseliges Leben führen im täglichen Kampfe mit Bären und Wölfen. Von hier aus, scheint es, müssen auch die ersten Menschen über das gefrorene Meer hinüber nach Amerika gekommen sein.

§. 3. Indien.

Wahrscheinlich früher, als nach Norden und Osten, sind die Urmenschen von ihren Hochthälern in das paradiesische Tiefland herabgestiegen, das südlich vom Himalaya-Gebirge sich bis zum Ocean erstreckt, und Indien oder Hindostan heißt. Länger mag dieses Land unter Wasser gestanden haben, doch desto üppiger war der Boden nach dem Ablauf der Gewässer. Die Hitze mäßigen mächtige Flüsse: der Ganges, der Buremputer und der Sind oder Indus, welche vom Himalaya durch die dichten Palmen- und Banianenwälder herabströmen, bis sie hinabkommen in die mit den prächtigsten Blumen und Blüthen geschmückten Ebenen, wo das Gras höher wächst, als im Norden die Bäume; wo in unabsehbaren Flächen alle Getreidearten, und besonders Reiß, wie in einem Wogenmeere von schweren Halmen prangen. Die größten Pflanzen, die es giebt auf Erden, die Palmen, mit ihren Kokosnüssen und ihren Datteln und andern Früchten; die größten Thiere der Erde: Elephanten und Nashorn, wohl auch Tiger und in den Sümpfen und Flüssen Krokodile, hat der kräftige Boden dieses Landes erzeugt; und die Bäume der dunkeln Wälder hängen voll Papageien und andern Vögeln und voll Affen aller Arten, die zusammen immerwährend schreien und singen, und dadurch ein reges Leben in die schweigende Pflanzenwelt bringen, wie es sich nirgend auf Erden zeigt. Wohl sind fern von den Strömen auch hier Einöden und Sandsteppen; doch diese sind erst den spätern Nachkommen bekannt geworden, als wilde Eroberer die Hindus allmälig aus ihren Paradiesesauen verdrängten. Kein Wunder, daß sich in diesem fruchtbaren Lande, welches Alles, was zur Nahrung und Kleidung und andern Bedürfnissen der Menschen nöthig war, in solcher Fülle darbot; wo man bei dem Ueberfluß der wohlschmeckendsten und nährendsten Früchte, Getreidearten, Kräuter und Wurzeln weniger nach animalischer Nahrung verlangte — daß sich hier auch die ursprüngliche Schönheit der Menschen erhielt und noch erhält bis auf den

heutigen Tag. Mag nicht auch diese Nahrungsweise, wodurch sie zugleich von der wilden Jagd und der rohen Viehzucht abgezogen wurden, beigetragen haben, daß die Hindus so sanft und mild geblieben sind? „Die Hindus," sagt Herder, „sind der sanftmüthigste Stamm der Menschen. Kein Lebendiges beleidigen sie gern; sie ehren, was Leben bringt, und nähren sich mit der unschuldigsten Speise, der Milch, dem Reiß, den Baumfrüchten, den gesunden Kräutern, die ihnen ihr Mutterland darbeut." „Ihre Gestalt," sagt ein neuer Reisender, „ist gerade, schlank und schön, ihre Glieder fein proportionirt, ihre Finger lang und zart tastend, ihr Gesicht offen und gefällig; die Züge desselben sind bei dem weiblichen Geschlecht die zartesten Linien der Schönheit, bei dem männlichen einer männlich sanften Seele. Ihr Gang und ihr ganzes Tragen des Körpers ist im höchsten Grade anmuthig und reizend. Die Beine und Schenkel, die in alten nordöstlichen Ländern litten oder affenartig verkürzt waren, verlängern sich hier und tragen eine sprießende Menschenschönheit. Selbst die mongolische Bildung, die sich mit diesem Geschlecht vermählte, hat sich in Würde und Freundlichkeit verwandelt. Und wie die Leibesgestalt, ist auch die ursprüngliche Gestalt ihres Geistes, ja — sofern man sie ohne den Druck des Aberglaubens oder der Sklaverei betrachtet — ihre Lebensweise. Mäßigkeit und Ruhe, ein sanftes Gefühl und eine stille Tiefe der Seele bezeichnen ihre Arbeit und ihren Genuß, ihre Seelenlehre und Mythologie, ihre Künste und selbst ihre Duldsamkeit unter dem äußersten Joche der Menschheit. Glückliche Lämmer, warum konntet ihr nicht auf euerer Au der Natur ungestört und sorglos weiden?"

Wohl hätte sich diese Schönheitsform, diese Unschuld der Sitten und diese Seelenruhe bei diesem liebenswürdigen Volke in einem Lande, wo Alles so wuchernd aufsproßt, nicht erhalten: wäre nicht zugleich frühzeitig bei einzelnen Weisen das Denken erwacht, und hätte nicht ihre mitgetheilte Weisheit in den weichen Seelen des ganzen Volkes so frühzeitig einen empfänglichen Boden gefunden. Früher als irgendwo beseelt von dem Hauche der hier so gütig waltenden Natur, entstanden Gedanken über das göttliche Wesen, Unsterblichkeit und Tugend. Einer ihrer vorzüglichsten Lehrer war Brahma, der die Lehre eines göttlichen Urstoffs verkündete, der sich in der großen Natur in tausend und abermal tausend verschiedenen Gestalten verkörpert habe. So war denn die ganze Natur — Stein, Pflanze und Thier, und auch der Mensch ein Theil der Gottheit; und daher die zärtliche Liebe, mit der die Hindus alle Mitgeschöpfe behandeln, das selige Versenken in dies gesammte Leben der Natur; aber auch zugleich das Bestreben, durch Mäßigkeit und Mäßigung, durch Reinheit und Unschuld dieser göttlichen Natur würdig zu bleiben und zu werden. Von der Fortdauer der Seele dachten sie also: Es stirbt der Körper, der nur die Hülle der Seele ist; die Seele aber — unsterblich, weil sie göttlich ist — wandert in einen andern Naturkörper; in einen niedrigern, weil sie dadurch ihren sündigen Lebenswandel büßen soll; und erst nach einer Wanderung von tausend und abermal tausend Jahren kehrt die

gereinigte Seele zu Gott wieder, von dem sie ausgegangen ist. „Man muß die Seele erkennen — heißt es in der Veda — man muß sie von der Natur unterscheiden; dann kommt sie nicht wieder." Nach dem Hinscheiden einer Seele beteten die Angehörigen für sie zu Gott, und insbesondere konnte der Sohn, der darum auch der Retter hieß, seine Aeltern von der jenseitigen Wanderung befreien. Daher denn auch die allgemeine Schonung der Thiere, die so weit geht bei den Brahmagläubigen, daß sie sich alles Fleisches enthalten, und auch nur Blumenopfer ihrer Gottheit weihen.

Man sieht, wieviel Antheil an dieser Lehre die Phantasie gehabt, die Phantasie, welche in diesem paradiesischen Lande so mächtig angeregt werden mußte; daher denn alle erdenkliche Schwärmerei hier bei dem Volke zu finden ist. Hierher gehört besonders das Bestreben, durch Enthalten und Entbehren seinem Körper Abbruch zu thun, und so viel als möglich nur geistig zu leben, ja selbst das irdische Leben zu verachten und sich nach dem Tode zu sehnen. Zugleich stammt von diesem Brahma, welcher der Erfinder vieler Künste, und auch des Schreibens gewesen sein soll, die Eintheilung des Volkes in vier von einander streng abgesonderte Stände oder Kasten: die Brahmanen, welches Priester, Lehrer und Weise der Nation, Gesetzgeber, Richter, Aerzte und Rathgeber der Könige waren; die Kschatriyas oder Krieger; die Vaisyas, Kaufleute, Ackerbauer, Gewerbtreibende, und die Sudras, welche, obwohl vom Lesen und Hören der Vedas ausgeschlossen, doch Künste und Gewerbe treiben durften. Parias hießen die Nachkommen eines unterworfenen Negerstammes, von allen Kasten ausgeschlossene, ihrer Rohheit, Unmäßigkeit und Unreinlichkeit halber verachtete Menschen.

Diese Kasteneintheilung bildete nun eine eigene Art von Regierungsform; dem Scheine nach zwar monarchisch, weil sie Könige hatte, aber diese Könige waren aus einer Kaste, die in geringerem Ansehen stand, als die der Brahmanen, welche geradezu vom Brahma, dem höchsten Gotte, der einst nach ihrer Meinung in menschlicher Gestalt auf Erden gewandelt, abstammte. Es hatten also diese Brahmanen oder Priester die Oberherrschaft, und wie sie regierten, und was sie thaten, thaten sie im Namen Gottes. Eine solche Staatsverfassung heißt mit einem griechischen Worte Theokratie, wo gleichsam Gott und den Priestern, seinen Dienern, die höchste Gewalt eingeräumt wird. Gut ist solche Regierung, weil da die Weisesten das Volk und die Fürsten leiten, so lange diese Weisen auch wirklich weise sind und ihre Herrschaft sanft und milde auf allgemeine Wohlfahrt gerichtet ist. Doch hat diese Kasteneintheilung die freie Entwickelung des Volkes zur höchsten Bildung gehindert, denn die Befugniß, weise und edel zu sein, oder dieses und jenes Gewerbe zu treiben, darf nicht die Geburt geben, jeder Mensch muß frei nach jedem menschenwürdigen Ziele streben dürfen. Uebrigens war der Glaube Brahma's so eindringlich und der menschlichen Natur in ihrer Kindheit so angemessen, daß er noch heute nach so vielen Stürmen, die über dieses Land ergangen sind, fest und tief in der Seele der Hindus haftet, und sich über ihr

ganzes Wesen, über ihre Sitten und Gebräuche bis auf die kleinsten Verrichtungen verbreitet, so daß nichts Fremdes darin aufkommen kann, es mag mit gewaltsamen oder sanften Mitteln aufgedrungen werden. An allem diesen nahm denn auch das weibliche Geschlecht großen Antheil, und das Loos desselben war bei diesem Volke das günstigste. Die Frauen wurden hier als Gattinnen, und wie Freundinnen mit liebevoller Schonung und Achtung, ja mit tiefem Zartgefühl behandelt. Schon darum, weil der Sohn die Seele des verstorbenen Vaters zu erlösen verpflichtet war, wurden die Frauen, als die Mütter dieses Retters, auch aus Religiosität hoch gehalten, und es singt ein alter Dichter:

Wohl ist die Frau des Mannes Hälfte,
Die Frau der Freunde innigster;
Ist die Frau alles Heiles Quell,
Ist sie auch die Wurzel des Retters.

Freundinnen sind dem Einsamen sie,
Zum Trost, zum süßen Gespräch;
In der Pflichtübung wie Väter,
Tröstend im Unglück den Müttern gleich.

Die Frauen selbst hingen aber auch mit ganzer Seele an ihren Gatten, und diese eheliche Liebe ging so weit, daß sie sich freiwillig in die Flammen stürzten, welche die Leiche des geliebten Mannes verzehrten, um mit ihm zu sterben und auch im Tode mit ihm vereint zu sein. Bis auf den heutigen Tag hat sich diese Sitte erhalten, und den Engländern, die dort wohnen und herrschen, gelingt es nur selten, ein solches Opfer zu verhindern.

Doch waren die Hindus bei diesem Zartgefühl auch kräftig, tapfer und zu großen Handlungen und Gesinnungen fähig. Würde uns die Geschichte nicht erzählen, wie tapfer sie an die tausend Jahre manchen Feinden Widerstand leisteten: so gäben uns hierzu die Ruinen ihrer Bauwerke, ihre zurückgelassenen Schriften hinlängliche Belege. Noch stehen die unverwüstlichen Felsentempel mit ihren unzähligen Grotten, sowohl unter als über der Erde, besonders auf der Insel Elephante und Salsette, im Gates-Gebirge und auf der Küste Koromandel. Das staunenswertheste Denkmal dieser Art ist aber die Felsenstadt bei Mawalipuram auf der Küste Koromandel. Es sind dies ungeheure von unten bis oben zugehauene Felsen, die den Anblick einer unabsehbaren Stadt von ungeheuren Palästen, Tempeln, Thürmen, Thoren u. dgl. gewähren. An allen diesen Bauwerken sind die Gestalten von Löwen, Elephanten, verschiedenen phantastischen Thieren und Gottheiten in kolossaler Größe angebracht. Was würde man noch finden, wenn man in das Innere eindringen könnte; aber verworrenes Gestrüppe, Schlangen und Tiger, die in den Gängen und Grotten hausen, verwehren es. Nur ein Erdbeben konnte dieses Riesenwerk zerstört haben, von welchem noch ungeheure Trümmer und Felsenstücke an der Küste im Meere liegen.

Ebenso erstaunenswerth sind für den Denker die indischen Schriften, welche aus der Urzeit stammen. Die ältesten, in der Sanskritsprache geschrie-

ben, sind die vier Vedas, welche die Geschichte der alten Religion und die Gesetze enthalten. Ihr Ursprung reicht weit hinaus über unsere Zeitrechnung, ja, einige Geschichtsforscher setzen sie in das 4900. Jahr vor Ch. G. Außerdem sind noch viele historische und poetische Werke vorhanden, unter denen sich vorzüglich zwei Heldengedichte auszeichnen: Ramayana und Mahabharata, in welchen sich bei vielem Zartsinn eine zügellose Phantasie ebenso riesengestaltig und bis in's Abgeschmackte abenteuerlich, wie bei den Bauwerken, darstellt. Das bekannteste Drama ist die Sakuntala.

§. 4. Fortgesetzter Völkerzug.

Andere Schwärme von Menschen zogen in das gebirgige Persien, ein Land, welches wegen seiner nur theilweisen Fruchtbarkeit den ersten Ansiedlern nicht langes Weilen gestattete; es scheint, als seien sie nach kurzem Aufenthalt gleich weiter gezogen, wo sie das fruchtbare Land zwischen den Flüssen Tigris und Euphrat aufgenommen. Doch hat selbst der beschwerliche Durchzug durch Persien die Kraft der Nomaden gestärkt, und auch das Nachdenken geweckt und die Herzen mit kühnem Muth erfüllt. Diesen Einfluß übte das Land in seinem frischen Klima und seiner Gebirgsluft auch auf die nachfolgenden Einwanderer, und wir werden erst in der spätern Geschichte sehen, wie sich daselbst ein ritterlich gesinntes und verständiges Volk gebildet habe. Auch höher hinauf, gegen den Kaukasus zu bis zum schwarzen Meere, verbreiteten sich schon Menschenstämme; ja, Viele suchen das erste Vaterland der Menschen hier, wo, wie in Tibet, alle europäische Obstgattungen wild wachsen, und die Schönheit der Gesichtsformen noch heutzutage Alles übertrifft. Es ist ja möglich, daß die ersten Menschen auf dem ganzen asiatischen hohen Bergrücken verbreitet waren, von den Himalaya-Bergen und dem Altai bis zum Elboro. Haben ja die Hebräer hieher ihre Sage von Noah versetzt, und auf dem Berge Ararat blieb die Arche nach abgelaufener Sündfluth stehen.

Andere wieder suchen das Paradies der Menschen in Mesopotamien, welches das Land ist zwischen Euphrat und Tigris, vermuthlich darum, weil die erste Sagengeschichte, die auf uns gekommen, dort begonnen; denn was in indischen und sinesischen Werken, die älter sind als mosaische und griechische Urkunden, darüber enthalten, ist erst in neuester Zeit entdeckt, entziffert, ausgelegt und in europäische Geschichtsforschung aufgenommen worden. Nach diesen Ueberlieferungen schließen wir denn, wie schon bisher angedeutet worden, daß das menschliche Geschlecht seinen Zug und seine Wanderung von Osten nach Westen verfolgt habe, und darum werden die Perser mit Recht für ein Uebergangsvolk gehalten, bei dem sich zuerst, weil sie nicht bleiben konnten und wollten im Lande, die Eroberungssucht zeigte. So wurden die anmuthigen Ufer des Tigris und des Euphrat eingenommen. Der gewaltige Jäger Nimrod — so heißt er in der h. Schrift — war der König des babylonischen Reiches am Euphrat, wo der große Thurm, vielleicht, wie Viele mit Recht

vermuthen, der ungeheure Tempel des Sonnengottes oder Belus erbaut wurde. Später soll am Tigris ein anderer König Ninus das assyrische Reich und die Hauptstadt Ninive gegründet haben. Babylonier und Assyrier waren in der Folge die Völker, welche, mit dem Schwerte in der Hand, den größten Theil von West-Asien unter ihr Joch zwangen.

Friedlicher zogen andere Nomadenschwärme in den Ebenen von Chaldäa bis nach Syrien hinauf, wo die Weinrebe wild wächst und das ungeheure Steppenland in einen anmuthigen Garten übergeht. In allen diesen Ländern herrschte der Sabäismus oder Sternendienst: Sonne, Mond und Sterne wurden angebetet, aber auch wissenschaftlich wurde ihr Lauf am Himmel schon erforscht, ja berechnet. So war auch der Sabäismus eine Veredlung des Fetischmus, wie sich denn überhaupt in dieser Fortwälzung des Menschengeschlechts nach Westen der Verstand immer mehr aufklärte und zum Monotheismus, d. i. zum Glauben an Einen Gott, vorbereitete, während die in Osten zurückgebliebenen Völker, von diesem reinen Glauben durch eine üppige Phantasie irregeleitet, wieder zurückfielen zum Götzendienste.

Von Syrien aus, etwa zu Wasser, oder auch zu Lande, über das hohe Libanon-Gebirge wurde auch Phönizien und Kanaan bevölkert. Ein nicht sehr fruchtbares Küstenland, wo die Armuth des Bodens zur Schifffahrt und zum Handel nöthigte, und den Geist stachelte, Allerlei zu erfinden, wofür Nahrungsmittel und andere Bedürfnisse von fremden Ländern eingehandelt würden. Hier wurde die erste Leinwand aus Flachs und Hanf, das erste Tuch aus Schaf- und Baumwolle gewebt, das gewebte mit Purpurfarbe, die man der Purpurschnecke abgewann, gefärbt; hier das Glas erfunden; hier aus Gold und Silber und aus Edelsteinen allerlei Schmuck, aus Holz allerlei Gefäße und Kunstsachen verfertigt; hier soll auch Taut die Buchstabenschrift erfunden haben — wieder ein Beweis, wie schon einmal geschehene und wieder vergessene Künste nach langer Zeit wieder, oder dieselbe Kunst zu verschiedenen Zeiten von Verschiedenen erfunden worden; denn wir wissen ja, daß schon in Indien und Sina — also lange vor der Bevölkerung Phöniziens — Buchstabenschrift vorhanden gewesen. Durch den Seehandel, der wohl zugleich auch Seeräuberei gewesen, wurde dieses Volk reich, und an Wohlleben gewöhnt, strebte es nur nach zeitlichen Gütern, und pflegte nur solche Künste, die Gewinn brachten, und bei einer ungemeinen Verstandesbildung blieben die edelsten Gefühle unangebaut. Ihre Religion war voller Aberglauben: unter dem Bilde eines Menschen mit einem Ochsenkopfe verehrten sie die Sonne. Dieser Götze hieß Moloch, und entsetzlich war die Art, wie sie ihn verehrten. Um nämlich reichen Gewinn und zeitliche Wohlfahrt zu erflehen, oder Unglück abzuwenden, stellte man feierliche Opferfeste an, wobei die metallene Bildsäule des Moloch, die inwendig hohl war, geheizt und bis zum Glühen erhitzt wurde, und in die glühenden Arme legte man dann — kleine Kinder. Jedes Menschenherz schaudert zurück vor solchem Gräuel, von welchem der Prophet Jeremias (Kap. 32, 35) Gott sprechen läßt: „— davon ich ihnen nichts be-

fohlen habe, und ist mir nie in Sinn gekommen, daß sie solchen Gräuel thun sollten!" Es ist dies der Fluch der Habsucht, daß sie zur Unempfindlichkeit führt, und in ihrem Wahnsinn meint, den heiligen Gott selbst durch Unmenschliches verehren zu müssen. Wir würden aber ungerecht sein gegen die Phönizier, wenn wir ihnen nicht den großen Einfluß, den sie auf wahre Menschenbildung hatten, zugeständen. Auch verlischt Menschengefühl bei keinem Volke, am wenigsten bei einem wenn auch noch so einseitig gebildeten. Die phönizischen Ansiedler in fremden Ländern haben dort mildere Sitten und Aufklärung verbreitet, und auch der fluchwürdige Molochsdienst hat sich nicht so weit als viele andere mehr unschädliche Gebräuche des Götzendienstes verbreitet. — Freundlicher jedoch, als in Phönizien, gestaltete sich das Menschengeschlecht in dem nahegelegenen Klein-Asien, das sich vom Taurus an zwischen dem schwarzen und mittelländischen Meere bis an die südöstliche Spitze Europa's erstreckt, wo der Hellespont, der Propontis und der Bosporus eine Straße bilden, die beide Meere verbindet. Doch soll diese Verbindung in urältesten Zeiten nicht stattgefunden haben, und wo heutzutage der Archipel wogt, soll in jenen Zeiten das Land Lektonien gestanden haben. Durch Erdbeben ist es untergegangen, und also Asien von Europa getrennt worden. Wann das geschehen, ist ungewiß; doch scheint dies Ereigniß weit über die Zeit hinauszureichen, von welcher wir Nachrichten aus der Geschichte Klein-Asiens haben. Dieses schöne und fruchtbare Land war schon frühzeitig bewohnt, mögen die ersten Menschen dahin vom Taurus oder vom Kaukasus gekommen sein. Was in spätern Zeiten von dem fröhlichen Bacchus, dem Urheber des Weinbaues, von der Mutter Cybele, dem Symbole der bewohnten und fruchtbringenden Erde, gefabelt wurde, kommt aus Klein-Asien, besonders aus dem schönen, reichen Phrygien. Mehrere kleine Völker ließen sich daselbst nieder, und bauten das Land, und erfanden Künste und Handwerke, trieben, gleich den Phöniziern, Seehandel und sandten, wie diese, Colonisten in alle Welt. Aber was aus Klein-Asien kam, so Völker, als Religionen, war heiter, lebensfrisch und schöner, als was aus Aegypten und Phönizien gekommen.

§. 5. Aegypten.

Ueber die Bevölkerung Aegyptens ist die Geschichte noch im Dunkeln. Wenden wir einen Blick auf die Landkarte desselben — da schon sehen wir denn, daß das ganze Land in der Mitte vom Nil durchschnitten wird. Der nördliche Theil, welcher an das mittelländische Meer stößt, war in ältesten Zeiten noch unter Wasser. Es ist also nicht denkbar, daß Aegypten von Phönizien aus bevölkert worden sei; und auf der Landenge Suez, wo der Berg Sinai liegt, mußte der wandernde Völkerzug stillehalten. Wahrscheinlicher ist es denn, daß die ersten Menschen zu Schiffe in das rothe Meer, und von hier aus in das heutige Nubien gekommen seien, wo das alte Meroe

gegründet worden. Daß dies aber Indier gewesen seien, oder wenigstens Völker unter Anführung indischer Priester, beweist die Aehnlichkeit, welche die alten Aegypter in ihren Einrichtungen und Sitten, und besonders in Religion, Kunst und Wissenschaft haben. In Aegypten ist dieselbe Kasteneintheilung, ja, sie wurden hier noch strenger und länger beibehalten, als in Indien. Daselbst war also auch dieselbe Theokratie, und Könige unter der Vormundschaft der Priester; nur bewahrten diese ihre Weisheit selbstsüchtiger, und behielten die reine Lehre für sich, indem sie dem Volke nur das Bild der Wahrheit mittheilten. Darum auch statt der indischen Buchstabenschrift die sogenannte Hieroglyphen- oder heilige Schrift, wo durch Bilder Begriffe bezeichnet werden; wie z. B. die Gottheit durch ein Dreieck, in welchem ein offenes Auge ist; Unsterblichkeit durch eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt; ein tapferer König durch einen Löwen u. dgl. Auch der Glaube an eine Seelenwanderung, Buße und Sühnung war in Aegypten; aber die Sonnengluth, die in diesem Lande nicht so, wie in Indien, von schattigen Palmenwäldern aufgefangen und von den nahen Eisbergen gemildert wird, brannte so Geist, als Körper der Aegypter nieder, und verwandelte die indische mehr spielende und in sich selige, als sich quälende Melancholie in düstern Ernst, und das kindliche Plaudern der Hindus mit der vertrauten Natur in schweigende Betrachtung. Aber die Anlage zu phantastischen Mißgeburten in Kunst, Poesie und Religionsbegriffen bildete sich hier vollkommen aus; größer noch und kolossaler sind die Felsenbilder, die noch heutzutage aus jener Zeit, mitten in der Wüste, wie hohe Berge stehn; ungeheuer und mit Verzierungen und Hieroglyphen beladen die Ruinen der Tempel und Paläste. Die Schonung der Thiere verwandelte sich hier in Verehrung; während man sich den Genuß des Fleisches nicht versagte, betete man Krokodile, Katzen, Ibise, und besonders den Stier Apis an. Man kann hier recht deutlich wahrnehmen, wie positive oder schlechterdings anbefohlene Gebräuche ohne Rückwirkung auf das Leben und die Gesinnung bleiben. Wohl ist Indien das Mutterland des Aberglaubens; doch war dies ein Kinderglaube, der mit der edelsten Gesinnung verwebt, und dessen Frucht Liebe zur Natur und zu den Menschen war, die sich noch bis heute dort erhalten; die Schule des menschenfeindlichen Priesterglaubens aber war Aegypten, wo dem Volke nur der Buchstabe des Gesetzes gegeben wurde, während der Geist das Eigenthum der Priester blieb.

In Aegypten ist auch der Ursprung der Mysterien zu finden. Was nämlich die Priester über Gott, Natur, Entstehung der Welt, Unsterblichkeit und Lebensweisheit erforscht hatten, wurde von ihnen geheimgehalten, und nur nach feierlicher Einweihung den Priesterjüngern mitgetheilt. Eine solche Einweihung geschah erst nach gehöriger Vorbereitung durch langes Fasten und Enthaltsamkeit aller Art, Unterweisung in den Ceremonien und Gebetsformeln. Die Einweihung geschah gewöhnlich durch Waschung oder Besprengung mit Wasser, worauf dann die Aufgenommenen verschiedenen schweren Prüfungen unterworfen wurden. Solche Mysterien wurden meistens des

Nachts gefeiert, wo durch Vertheilung des Lichts und der Finsterniß und allerlei Blendwerk die Sinne der Einzuweihenden leicht zu täuschen waren, so daß sie nicht im Stande waren, das geheime Spiel der Priester zu durchschauen. Da nun die Priester im Besitz mancher damals noch ganz unbekannter Naturkenntnisse waren, so ward es ihnen leicht, durch physikalische Kunststücke, mittels verborgener Maschinen, Unwissende gleichsam zu bezaubern, so daß diese meinten, übernatürliche Dinge und Wunderzeichen zu sehen: die Lehrlinge wurden dann von Stufe zu Stufe zu den Geheimnissen der Weisheit zugelassen. Verschwiegenheit war auf's Strengste geboten; furchtbar war die Strafe des Verraths. Jahrelang waren erforderlich, bis man zur höchsten Stufe gelangte; ja, diejenigen, welche sich in den ersten Prüfungen nicht bewährten, blieben ihr ganzes Leben hindurch auf den untern Stufen, und wußten nichts weiter, als die Bedeutung einiger Bilder und Figuren, die Ordnung der Ceremonien, den Gebrauch der Instrumente, und waren also bloße Werkzeuge und Diener des Priesterordens.

Aber auch für das Volk hatte man Mysterien. Man hielt nämlich in großen Tempeln heilige Schauspiele und Aufzüge, in welchen man die Lehren der Volksreligion sinnbildlich darstellte, um dem gemeinen Haufen Achtung und Verehrung der Priester und religiösen Sinn einzuflößen, ihre Sitten zu mildern und ihre Gewissen zu erschüttern. Statt der Lehre von Einem Gotte, zu dem sich der gemeine Verstand noch nicht erheben konnte, gab man ihm also sinnbildliche Vorstellung. Wenn die Perser und Babylonier Sonne und Mond verehrten, so machte man hier einen Osiris und eine Isis zu Gottheiten. Osiris, als der schaffende und ordnende Geist Gottes, wurde in der Gestalt eines Mannes mit einem Sperber- oder Habichtskopfe dargestellt. Isis, als die fruchttragende und ernährende Natur, war eine weibliche Gestalt, geschmückt mit einem Lotusblatte, und mit ihrem Kinde auf dem Schooße. Da wurde nun die ganze Geschichte dieser Gottheiten, wie sie einst als ein wohlthätiges Königspaar in Aegypten auf Erden lebten, und den Menschen Getreide- und Weinbau lehrten, dargestellt. Eine wichtige Rolle bei solchen theatralischen Vorstellungen spielte des Osiris Bruder, der böse Typhon, das Sinnbild alles Bösen und alles Unglücks und Unheils, der seinen Bruder, mit dem er beständig Krieg führte, am Ende tödtete. Das war nun zugleich eine bildliche Darstellung des Sonnenjahres: die Sonne, als Osiris, in beständiger Begleitung des Mondes, der Isis, begann mit dem Frühlinge jedes Jahres durch Wohlthaten und Früchte aller Art sich der Menschheit heilbringend zu bezeigen. Weil man nun die Fruchtbarkeit des Jahres besonders von der jährlichen Ueberschwemmung des Nils mit der Erscheinung des Sirius oder Hundssterns erwartete: so stellte man auch dieses Ereigniß bildlich dar, und Typhon war es, der auch diese Wohlthat des Landes zuweilen hinderte. Jährlich aber, wenn zur Winterszeit das Jahr zu Ende ging, wurde Osiris von Typhon getödtet, und von der treuen Gemahlin Isis bestattet, gewöhnlich von derselben in einem Kästchen auf den Nil gesetzt. Das folgende Jahr

im Frühling stand Osiris wieder von den Todten auf; Isis öffnete das Kästchen, und der Gatte stieg verjüngt mit Jugendprangen wieder herauf, das Jahr zu beginnen. Dergleichen Schauspiele vergnügten das Volk, und dienten also auch zugleich als Kalender, indem sie auf den Wechsel der Jahreszeiten und auf die göttlichen Wohlthaten aufmerksam machten, ganz vorzüglich aber einen frommen Sinn für die Geheimnisse der Natur erweckten. Darum war auch den Aegyptern Alles heilig, was die Natur erschaffen, ja selbst im Tode heilig, und sie behandelten die Leichname mit besonderer Liebe. Es wurden dieselben mit allerlei Spezereien einbalsamirt, um sie so lange als möglich zu erhalten; dies waren die Mumien, welche bis auf den heutigen Tag vorhanden sind. Mit diesen Todten pflegte man vertraulichen Umgang zu haben, so daß man sie sogar bei Gastmählern hinsetzte und mit ihnen sprach, als ob sie noch lebend wären. Diese immerwährende Erinnerung an den Tod sollte den Menschen in seinen sinnlichen Begierden und Leidenschaften mäßigen, und dieses Leben nur als einen Vorbereitungsstand für die Ewigkeit darstellen.

Dabei war aber die Priesterzunft eifrig bemüht, immer weiter zu forschen und die Natur mit allen ihren Kräften kennen zu lernen. Sie waren zugleich die Aerzte; der Aderlaß und allerlei Heilmittel waren ihre Erfindung. Da bei den jährlichen Ueberschwemmungen die Marken der Felder verrückt wurden, so erfanden sie die Feldmeßkunst, Geometrie. Auch berechneten sie den Lauf der Gestirne, und machten die Eintheilung der Zeit in Jahre und Monate. Diese Kunst sowohl, als die Rechenkunst oder Arithmetik, welche beide zusammen zur Mathematik gehören, machten auch bald die Grundlage der ägyptischen Gelehrsamkeit aus, welche sich von der indischen durch tiefsinnige Forschungen und ein sichtbares Streben nach Regelmäßigkeit unterscheidet.

Beschluß.

Das sind nun die Ereignisse und Begebenheiten der Urwelt, in der sich das Menschengeschlecht binnen ungezählten Jahrhunderten und Jahrtausenden von Mittel-Asien in alle Welt hin verbreitete, besonders aber im südlichen Asien von Indien her bis Chaldäa, Aethiopien und Nubien, Priestercolonien bildete, die nach und nach diese Länder anzubauen, daselbst Städte zu gründen, und die vorhandenen Völker sowohl, als die hereinbrechenden mit der Ueberlegenheit ihrer Geistesbildung zu entwildern, und an menschliche Sitten und menschliche Lebensart allmälig zu gewöhnen sich bemühten: während denn unser Erdtheil und der übrige Erdboden, eine Wildniß, nur von Bären und Wölfen bewohnt war.

Geschichte der Vorwelt

oder

Völkersagen

von der Einwanderung der Menschen nach Europa bis zum Ende des Trojanerkrieges.

V. J. vor Chr. G. 2000 bis 1184.

§. 1. Einwanderung der Menschen nach Europa.

Während sich das Menschengeschlecht also in Asien und Ost-Afrika verbreitete und ansiedelte: war Europa noch eine unbewohnte Wildniß, wo das Land erst durch Orkane, Erdbeben und Ueberschwemmungen allmälig seine jetzige Gestalt bekam; wo in ungeheuern Wäldern und Sümpfen wilde Thiere und Ungeziefer aller Art hausten. Damals durchbrach auch wahrscheinlich das schwarze Meer den Hellespont und verschlang das zwischen Europa und Klein-Asien liegende Lektonien, wovon noch große und kleine Inselgruppen und einzelne große Eilande als Ueberbleibsel stehen; und es entstand das Meer, welches der Archipel heißt und das mittelländische mit dem schwarzen Meere verbindet. Wann die ersten Menschen herübergekommen seien in unsern Erdtheil, ist wohl unbekannt; denn die Urväter haben nichts aufgezeichnet, und nur spätere Sagen verkünden uns, wie und woher sie gekommen seien. Doch ist es wahrscheinlich, daß schon um's Jahr 2000 vor Chr. mancher Jäger- und Hirtenschwarm aus Asien herübergezogen sei.

§. 2. Griechenland.

Das erste Land, das besucht wurde, war das an Asien zunächstgrenzende Griechenland. Rauh und unwohnlich, größtentheils noch in Sümpfen und Meerschlamm liegend, auf den Bergen undurchdringliche Waldung — so war damals dieses in spätern Zeiten so schöne Land. Es bildet die östliche Südspitze von Europa, welche sich vom hohen Balkan oder Hämus-Gebirge herab, in der Gestalt eines Dreiecks, in das mittelländische Meer erstreckt, und in eine Halbinsel endigt, die eine schmale Erdzunge (griech. Isthmus) mit dem festen Lande verbindet. Schon in geographischer Hinsicht ist Griechenland ein sonderbar gestaltetes Land: an drei Theilen vom Meer umflossen,

in welchem zahlreiche Inseln bald gruppirt, bald einzeln hervorragen. Die Küsten selbst sind bald schroffe Felsen, an denen sich die Meereswogen brausend und schäumend brechen; bald laufen sie in lange und verschiedengestaltete Spitzen aus; bald wieder stehen sie als Vorgebirge, wie eine Schutzmauer des festen Landes, da; bald bilden sie tief in's Land eingehende Buchten, ja, große Meerbusen zur sichern Anfahrt der Schiffe. Im Lande selbst sind, außer dem nördlichen Grenzgebirge Hämus, von welchem der hohe Olympus wie ein schirmender Riese herab in's Binnenland mit seinen wolkenlosen Spitzen schaut — ununterbrochene Gebirgsketten, die weniger rauh und hoch bis hinauf an ihre Gipfel dichte Waldungen und dazwischen, oder am Fuße, treffliche Weiden darbieten. Einzelne Berge, wie der Pindus, Parnaß und Helikon, zeichnen sich besonders durch ihre malerische Anmuth aus, indem sie die reizendsten Thäler, durchschnitten von Flüssen und Bächen, bilden. Wiederum findet man auf dem Festlande und auf den Inseln Spuren ausgebrannter und wohl auch eingestürzter Vulkane; tief im rauhen Gebirge unterirdische Höhlen und Landseen mit verborgenen Abflüssen. Man muß sich durchaus einen richtigen und vollständigen Begriff von dem wunderbaren Lande verschaffen, und die Landkarte beständig zur Hand haben, wenn man die Geschichte des edlen Griechenvolkes will kennen lernen, damit man die einzelnen Völker und ihre Thaten wie auf einer Schaubühne vor sich erblicke.

§. 3. Die Pelasger.

Als die ältesten Bewohner Griechenlands nennt uns die Sage die Pelasger, ein unstätes, bis in die spätesten Zeiten seiner Gesittung wanderlustiges Jägervolk, ohne Liebe für den heimathlichen Boden, dem es durch Ackerbau und regen Fleiß nicht so viel abzugewinnen verstand, als es zu seiner Nothdurft brauchte. Die Jagd auf wilde Thiere und der beständige Kampf mit der Natur war nicht geeignet, ihre Sitten zu mildern, und sie blieben lange in Griechenland, wie sie aus Asien gekommen waren — wild und roh, ohne Gesetz und Regierung, vielleicht auch ohne Religion; Eicheln und Waldfrüchte waren ihre Nahrung, Thierfelle ihre Kleidung; sie selbst, gleich Thieren lebend, zogen im Gefühle ihrer Unbehaglichkeit durch ganz Griechenland. Eine große Ueberschwemmung, die ogygische, vernichtete wohl einen großen Theil derselben, und mochte sie aus ihrer starren Wildheit geweckt haben: es heißt, daß sie schon damals, gegen die Wuth der Elemente sich zu schützen, die Höhlen verließen, und feste Wohnplätze bauten; ja, die Stadt Sicyon, die älteste Stadt Griechenlands, soll aus dieser Zeit sein. Um's Jahr 1800 endlich kam ein Aegypter Inachus mit seinen Gefährten, von Stürmen verschlagen, an die Küste des Peloponnes. Dieser brachte ägyptische Künste, Religion und Gesetze mit, und es gelang ihm, einen Theil der wilden Pelasger mit den fremden Kunstwaaren, Waffen und Werkzeugen, die er mitgebracht hatte, entweder zu bezwingen, oder anzulocken, so daß sie ihm halfen

die Stadt Argos bauen. Lange währte es aber, bis es diesen Aegyptern gelang, sich vor den übrigen Pelasgern sicherzustellen; ja, es scheint, als ob selbst diese ägyptische Colonie, abgeschnitten von allen gesitteten Völkern, mit den Eingebornen wieder verwildert sei. Die Pelasger aber selbst zogen scharenweise weiter gegen Westen Europa's, wohin damals auch schon viele kaukasische Schwärme gezogen waren. Sie nahmen vorzüglich Besitz von Unter-Italien, ein Beweis, daß sie schon in Griechenland Schifffahrt gelernt hatten, um vielleicht auf die benachbarten Inseln des ionischen Meeres zu gelangen. Indessen sind sie wohl nicht geradezu nach Italien gekommen; denn in offener See zu fahren, wagten damals nicht einmal die Phönizier: ihre Schiffe wurden etwa durch Stürme dahin verschlagen.

§. 4. Prometheus.

Zweihundert Jahre nach Inachus bildete sich der erfindungsreiche Prometheus am Kaukasus ein Volk zu Ackerbau und den nothdürftigsten Künsten und zeigte dabei das trotzige und riesenmäßige Streben, sich nicht der feindseligen, die Menschenwerke zerstörenden Natur zu unterwerfen, sondern durch kluges Nachsinnen, unermüdeten Fleiß und unerschrockenen Muth sich der Erde und ihrer Güter gewaltsam zu bemeistern — ein Streben, welches später das griechische Volk vor allen übrigen so sehr auszeichnete. Die rohe Einfalt der Vorwelt, befangen in tiefer Verehrung und Anbetung der Natur, die sie für die Gottheit hielt, nannte dieses Streben einen Frevel, und die Sage schildert ihn als einen von den Göttern verfolgten, bis zum Unglaublichen trotzigen Mann, dessen physische Kraft zwar die Götter lähmen, dessen Körper sie an den Kaukasus anschmieden, dessen arbeitende Seele sie aber nicht beugen konnten. Er hatte, heißt es, dem Himmel das Feuer gestohlen, und diese Wohlthat den Menschen gebracht; das will heißen: er hat den Götterfunken in sich selbst zu wecken gewagt; und obwohl er hierdurch aus der thierischen Seligkeit einer schlummernden Hingebung gerissen wurde, und mannigfaltige Kämpfe zu bestehen hatte, so war ihm doch aufgethan das höhere Leben des Selbstschaffens; und in dem ganzen Mythus liegt die große Lehre: Wenn dich die Erde mit ihren Schrecknissen umlagert, so werde gewahr des göttlichen Funkens, der in dir lebt — und hilf dir selbst. Nicht Frevel ist es, seine Vernunft zu gebrauchen; wohl aber frevelt der, welcher das unbenützt läßt, was Gott in unsere Seele gelegt. In diesem Sinne sollen wir das Gedicht von Goethe lesen, worin er die alte Sage so trefflich ausspricht:

Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;

Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Gluth
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht Alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillt
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal —
Meine Herrn und deine?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei:
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten
Wie ich!

§. 5. Deukalion.

Deukalion, ein Sohn des Prometheus, wanderte aus und ließ sich in Thessalien nieder. Die zweite große Wasserfluth verheerte damals Griechenland; Deukalion aber baute ein Schiff, und rettete sich auf den Parnaß. Diese Wassersnoth war für Griechenlands Cultur von großem Vortheil; die noch vorhandenen Pelasger und andere Fremdlinge hatten sich nämlich auf die Berge geflüchtet, und wurden hierdurch in engere Verbindung mit einander gebracht. Wenn die Elemente wüthen, da nähern sich die Menschen einander, und das Mitgefühl wird rege, und die feindseligen Leidenschaften legen sich. Wiederum erzählt hier die Bildersprache: Deukalion habe von der Gottheit den Befehl erhalten, Steine rückwärts zu werfen, und aus diesen Steinen seien sodann Menschen entstanden; d. h. als die Wasser abgelaufen waren, kamen die geflüchteten Menschen von den Bergen herab, zahllos wie die Steine auf Erden. Dieser Deukalion ist nun der eigentliche Stammvater der Griechen, nach dessen Sohn Hellen sich die Bewohner des Landes selbst Hellenen nannten: während ihnen die Ausländer von dem Graikos, dem Anführer auswandernder Pelasger, den Namen Graikoi oder Griechen gaben. Nun begann schon reges Leben, wie es alle kaukasische Völker hatten; und in Kurzem war beinahe ganz Griechenland, bis auf das sumpfige Böotien, von den Nachkommen Deukalion's besetzt, regiert und angebaut, wobei sich vorzüglich zwei Stämme: die Dorier und die Ionier, auszeichneten. Die Stammtafel der Deukaliniden ist folgende:

Deukalion.
dessen Söhne
Hellen (von ihm stammt) — Amphiktyon (von ihm stammen)
Aeolus (sein Sohn) — Dorus. — Xuthus (seine Söhne)
Meleager. Jason. Bellerophon (Söhne des Aeolus) — Jon. Achäus (Söhne des Xuthus)

§. 6. Danaus und Cekrops.

Griechenland war nach allen diesen Vorfällen noch immer größtentheils wüst und öde, die Wälder voll wilder Thiere und Räuber; die Küsten aber mußten viel leiden von den Seeräubern aus Klein=Asien und Phönizien, welche häufig daselbst landeten, und — wenn sie nichts Anderes fanden — Menschen, besonders Jungfrauen und Kinder, mit sich fort in die Sklaverei führten. Als daher nach 400 Jahren endlich wieder ein Aegypter, Danaus, in's Land kam, fand er das alte Argos wieder verödet, die Gegend unangebaut und ohne Brunnen. So nahm er denn Besitz von dem Königreiche Argos, ließ es wieder aufbauen und in der wasserarmen Gegend Brunnen graben, und sammelte wieder aus den zerstreuten Wilden ein Volk. Von

Danaus stammen die großen Helden Perseus und Herkules ab; ja, seine Nachkommen scheinen sich im ganzen Peloponnes verbreitet und später mit den Doriern verbunden zu haben: so daß in den ältesten Schriften die Griechen häufig Danaer genannt werden. Es kamen noch mehrere Fremdlinge in's Land; weil aber ihr Andenken, in der alten Bilderschrift aufgezeichnet, der Nachwelt überliefert wurde: so bildeten sich abenteuerliche Sagen oder Mythen. So z. B. heißt es, sei ein dritter Aegypter, Cekrops, mit mehreren Gefährten in Attika gelandet, der halb Mann und halb Frau gewesen sein soll, und daselbst auf einem Felsen die Burg Cekropia erbaute, wobei ihm die Götter Neptun und Minerva — Pallas Athene — ihren Beistand angeboten, wenn er die zu gründende Stadt nach ihren Namen benennen würde. Es ließ Poseidon oder Neptun, um zu zeigen, welche Wohlthat er zu erweisen im Stande sei, ein Pferd aus den Fluthen des Meeres heraufsteigen; Pallas aber steckte ihre Lanze in die Erde, und diese verwandelte sich alsobald in einen Olivenbaum. Der kluge Cekrops hielt die Olive in einem so gebirgigen und unfruchtbaren Lande, wie Attika war, für eine größere Wohlthat als das Pferd, und nannte die neue Stadt Athen. Dieser Mythus will nun nichts weiter sagen, als daß Cekrops die Eheverbindung und den Oelbaum in Attika eingeführt habe. Man schreibt ihm noch mehrere gute Einrichtungen zu; vorzüglich weise Gesetze und religiöse Gebräuche; das Gebot, die Todten zu begraben — aber auch die schändlichen Menschenopfer. Indessen scheint diese ägyptische Colonie nicht lange bestanden zu haben; wenigstens vererbte das Reich des Cekrops nicht auf seinen Sohn, der noch vor ihm starb; und später kam Attika mit der Burg Cekropia in die Gewalt Amphiktyon's, der ein Sohn Deukalion's war.

§. 7. Die griechischen Stämme und der Amphiktyonenbund.

Indessen kamen immer neue Barbarenstämme über die nördlichen Gebirge und von Thrazien herein, welche der Deukalionide Amphiktyon, König in Attika, vereinigte, indem er zwischen ihnen ein Schutz- und Trutzbündniß gegen auswärtige Feinde errichtete. So wurde das Griechenvolk gegründet, daß es nicht leicht mehr von einem fremden Volke unterjocht werden konnte und sich von nun an selbstständig ausbildete. Merkwürdig ist es, wie sich die Griechen in der Folge in vier Hauptstämme: in die Aeolier, Dorier, Jonier und Achäer oder Achiver abtheilten. An der Spitze der Jonier, die sich später am meisten mit den Pelasgern und Cekropiern vereinigten, stand Athen. Die Reihen der Dorier, die sich später mit den Nachkommen der Danaer verbündeten, führte Lacedämon. Die Achiver, welche sich im nördlichen Peloponnes niedergelassen hatten, waren in großem Ansehn unter den übrigen Stämmen, und häufig kommen sämmtliche Griechen unter ihrem Namen vor; auch behaupteten sie in den spätesten Zeiten am längsten ihre Freiheit. Die Aeolier hatten, gleich ihren Stammvätern Meleager, Jason und Bellerophon, einen

unüberwindlichen Hang nach Abenteuern, und wanderten frühzeitig nach Klein-Asien, nach Italien und auf die Inseln des Archipelagus aus.

§. 8. Die letzten Einwanderer.

Das niedrig gelegene Böotien war das letzte Land in Hellas, welches sich aus der Meeresfluth erhob. Hierher kam um's Jahr 1500 — etwa um die Zeit, als Josua Kanaan eroberte — der Phönizier Kadmus. Die Mythe sagt: Dem König Agenor sei seine Tochter Europa von Jupiter geraubt worden, und er habe seinen Sohn Kadmus mit Schiffen ausgesandt, sie zu suchen: auf dieser Fahrt landete Kadmus in Böotien, fand da an den Bergen Helikon und Cithäron fette Weide und schönes, fruchtbares Land, aber auch kriegerische Barbaren, welche er sich erst durch das Uebergewicht, welches ihm und seinen Gefährten die phönizische Cultur gab, befreunden konnte. Es gelang ihm, einzelne Scharen um sich her zu sammeln, und mit ihnen die Burg Kadmea zu erbauen. Mars, der Gott des Krieges, sagt die Fabel, gab ihm seine Tochter Harmonia zur Gattin; es waren also Eheverbindungen zwischen den Eingewanderten und den Ureinwohnern das Mittel, die Eintracht zwischen beiden herzustellen. So entstand hier ein blühendes Reich, in welchem die Familie des Kadmus die königliche Würde besaß. Hier war es, wo zuerst Künste und Wissenschaften aufkamen, weil schon Kadmus die phönizische Buchstabenschrift dahin brachte; auch der Gebrauch des Kupfers wird ihm zugeschrieben. Zu bemerken ist hierbei, daß die Waffen und Werkzeuge der ältesten Griechen aus diesem Metalle, das weit leichter zu bearbeiten ist, gewesen seien. Amphion, ein Verwandter des königlichen Hauses, soll, seiner Sängergabe und Weisheit zufolge, König in Kadmea geworden sein, und die große Stadt Theben mit sieben Thoren gebaut haben. Steine an Steine, sagt die Mythe, kamen auf das Spiel seiner Leier und den bezaubernden Gesang seiner Stimme herbei, und fügten sich zu festen Mauern.

§. 9. Thrazien und die Sängerschulen.

Das gebirgige Thrazien, welches sich im Nordosten Griechenlands bis an das schwarze Meer erstreckt, war als der nächste an Asien liegende Erdstrich schon früh bevölkert und gleichsam ein Durchgangsland für alle aus Asien einwandernde Völker. Aber seßhaft machten sich daselbst zuerst Einwanderer aus Phrygien, die daselbst den Acker- und Weinbau einführten, schöne Pferde zogen und sogar Metalle gruben. Die beständigen Durchzüge fremder Scharen erhielten aber die Thrazier kriegerisch, indeß das reichlich nährende Land zugleich bei einzelnen Begabten höheres Denken und Fühlen weckte, die dann durch Musik und Poesie auch die Menge veredelten, Gottesverehrung und Gesittung verbreiteten. Dies waren die Sänger, die mit der Leier, einem Geschenk der Götter, wie die Fabel sagt, ihren Gesang begleiteten und bildungs-

fähige Jünglinge um sich sammelten, um sie in ihrer Kunst zu unterrichten. Orpheus, Linus, Musäus u. A. nennt die Mythe als solche Sänger, die meist aus Thrazien gekommen und dann Griechenland durchzogen, besonders aber auf den anmuthigen Bergen Parnaß, Pindus und Helikon ihre Sängerschulen hielten; woher vielleicht die Mythe von den neun Musen, denen diese drei Berge heilig waren und für heilig gehalten wurden bei den Griechen bis in die spätesten Zeiten.

Von diesem phrygisch-thrazischen Völkerstamme wurden auch die Mysterien nach Griechenland verbreitet. Von dieser Anstalt war schon in der Geschichte von Aegypten die Rede; sie ist ein Werk des Priesterthums, welches von Indien her bis nach Aethiopien und Aegypten verbreitet war; und aus der Aehnlichkeit der phrygischen Mysterien mit den ägyptischen scheint zu erhellen, daß sie auch bis nach Klein-Asien gereicht habe. Indessen gestalteten sich sowohl die Priester als auch die Mysterien in diesen Ländern etwas anders, und zwar viel heiterer und lebensfrischer; wie denn Alles, was sich nordwestlich von Persien aus gegen den Kaukasus zog, heller und freundlicher war. Schon dies war eine Hauptursache dieser Verschiedenheit, daß hier keine Kasteneintheilung war und der Priesterorden keinen abgesonderten Stamm ausmachte, sondern aus dem übrigen Volke hervortrat, und auch außer seiner gottesdienstlichen Verrichtung dieselben Gewerbe, wie andere Menschen, treiben und Staatsämter bekleiden konnte: so daß es Priester gab, die Könige, Krieger, Lehrer, Kaufleute, Künstler, Handwerker und Landwirthe waren. Durch dieses gemeinschaftliche Interesse kam auch die Religion, und zwar die wahre, welche bei den Aegyptern nur den Eingeweihten bekannt war, eher und früher unter das Volk: wieder ein Umstand, der viel dazu beitrug, in folgenden Zeiten das Volk der Griechen groß und herrlich zu machen, weil Bildung und Aufklärung nicht das Gemeingut einzelner Stände, sondern des ganzen Volkes waren.

§. 10. Die eleusinischen Mysterien.

Was nun die Mysterien betrifft, so hatten auch die griechischen denselben Ursprung wie die ägyptischen: sie waren dankbare Erinnerungsfeste der göttlichen Wohlthaten, besonders des Ackerbaues; und die Erkenntniß der Isis, der gebärenden, und des Osiris, der erzeugenden Natur, wurde dem Volke in sinnlichen Vorstellungen mitgetheilt; nur machte sich in Phrygien die Lehre selbst einfach und weniger spitzfindig, indem sie nicht lange nach den unergründlichen Ursachen des Naturlebens forschte, sondern sich nur an das hielt, was man mit Augen sah. So entstand allmälig die Fabel vom Pluto und dem Unterreich, d. h. der Erde, das, in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt, wenig die heitern und fröhlichen Menschen bekümmerte, die es nur mit der blühenden und früchtetragenden Oberfläche hielten, und diejenigen göttlich verehrten, die solchergestalt die Erde verschönerten, und durch Erfindung des

Acker- und Gartenbaues Wohlthäter der Menschheit wurden. Liegt nicht etwa hier die Spur des Glaubens an Einen Gott, anstatt des Dualismus oder Zweigötterglaubens im übrigen Morgenlande? denn von der Verehrung großer hervorragender Menschen gingen wohl große Denker frühzeitig auf die Verehrung eines einigen Gottes über.

Da übrigens mehrere Völker und Staaten ihre eigenen Wohlthäter hatten, die sie als Götter verehrten: so entstand daraus, wenn sich solche kleinere Völker in einen größeren Staat vereinigten, die Vielgötterei. In Phrygien wurde aber besonders Bacchus, als ein Göttersohn, der den Menschen den Weinbau lehrte, verehrt. Ihm zu Ehren stifteten die Priester diejenigen Mysterien, welche man Orgien nennt; wobei es, wie es die Wirkung eines so erheiternden Geschenkes mit sich brachte, sehr lustig zuging. Auf einem Wagen, sagt die Mythe, saß der mit Weinlaub und Epheu bekränzte Bacchus, gezogen von gezähmten Leoparden, und um ihn her lärmten Bacchanten und Bacchantinnen — so heißen seine Priester — mit Thyrsusstäben, d. h. mit kriegerischen Lanzen, die zum Zeichen des Friedens ganz mit Weinlaub umwunden und verdeckt waren, und mit Cymbeln. Auch nach Thrazien verpflanzten sich die Orgien, und von hier kamen sie mit nach Griechenland. Allein die vorzüglichsten Mysterien, die ganz besonders in Griechenland geliebt und allgemein waren, sind die eleusinischen, welche ihren Namen von Eleusis, einer Stadt in Attika, haben, wo sie zuerst, wie man sagt, um's Jahr 1500 gefeiert wurden. Diesen Mysterien liegt die Fabel von der Ceres und Proserpina zum Grunde. Dieser Göttin, heißt es, wurde ihre geliebte Tochter Proserpina vom Jupiter geraubt, und sie durchreiste mit Fackeln, allenthalben suchend, die ganze Erde, um sie wiederzufinden. Auf dieser Reise gelangte sie auch nach Eleusis, wo sie bei Triptolemus eine freundliche Aufnahme fand und ihm dafür den Ackerbau lehrte. Schön deutet Schiller diesen Mythus in seinem Gedichte „Klage der Ceres", als ob sie, nachdem sie erfahren, daß ihre Tochter in der Unterwelt bei Pluto wäre, durch den in die Erde gesenkten Samen dem geliebten Kinde Nachricht von sich geben wolle, die denn auch durch die auf die Oberfläche der Erde hervorgewachsene Saat der Mutter reichliche Antwort von sich gab. So wurde denn auch der Richterspruch des Pluto, daß Proserpina ein halbes Jahr unter, und ein halbes Jahr über der Erde leben solle, eine bildliche Darstellung des Naturlebens, in welchem der Same ein halbes Jahr unter und ein halbes über der Erde lebt. Waren auch diese Mysterien für das Volk eigentlich nur fröhliche Ernte- und Dankfeste, um der Ceres für die Erfindung der Gesetze und bürgerlichen Einrichtung und für die Wohlthat des Ackerbaues zu danken, des alten Zustandes sich zu erinnern, wo sie noch in Höhlen wohnten, und des gegenwärtigen sich zu freuen, wo sie feste Wohnplätze in einem schön bebauten Lande hatten, Feindschaften aufzuheben, neue Gesetze und Unternehmungen zu verabreden: so knüpften sich doch auch für die Eingeweihten Ideen, die über das Leben der Seele nach dem Tode, welches auch eine Entwickelung des Samens und eine

Auferstehung ist, an die Mythe von der geraubten und wiedergegebenen Proserpina. Orpheus soll eben diese Mysterien nach Griechenland gebracht haben, und in seinem Leben, das auch mythisch ist, spiegelt sich wiederum die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele. Denn er verlor, heißt es, seine geliebte Gattin Eurydice durch den Tod; er aber folgte ihr in die Unterwelt, um Pluto zu erweichen, daß er sie ihm wiedergebe. Durch seinen kunstreichen Gesang gelang es ihm; allein er sollte, wenn sie ihm aus dem Schattenreiche empor zum Lichte folgte, sich nicht umsehen nach ihr, was aber der zärtliche Gatte nicht vermochte und so das Wiedererhaltene auf immer verlor. Sein ganzes übriges Leben widmete er dann der Klage um seine Gattin, die er in rührenden Gesängen aussprach, so daß es hieß, er habe damit Bäume, Felsen und wilde Thiere herbeigelockt, zu lauschen seiner Stimme.

Wie nun immer die Entstehung der eleusinischen Mysterien ungewiß sei, da die Nachrichten der ältesten Schriftsteller davon verschieden lauten: so ist es doch gewiß, daß sie um das Jahr 1500 v. Chr. zu Eleusis gefeiert wurden, und zwar anfangs unter freiem Himmel, später aber in einem großen Tempel, der wohl 30,000 Menschen fassen konnte, und wovon noch die Trümmer zu sehen sind. Die vorzüglichsten Priester derselben waren: der Hierophant, zu welchem man gewöhnlich einen schön gebildeten Mann auswählte, einen Mann von heiligem Lebenswandel, der nach seiner Wahl nicht einmal heirathen durfte, von vielseitiger Bildung und Lebensweisheit, und insbesondere auch von einer wohlklingenden Stimme. Bei den öffentlichen Vorstellungen vor dem Volke stellte er den Weltschöpfer vor. Der zweite war der Fackelträger, welcher bei den Processionen den Fackelzug anführte, und das Symbol der Sonne war. Sodann war der heilige Herold, der die Menschen zusammenzurufen, die Unreinen zu entfernen und Stillschweigen zu gebieten hatte; endlich der oberste Altardiener, der bei den Opfern die Oberaufsicht führte. Außer diesen gab es noch viele Unterpriester, Popen, oder Altar- und Tempeldiener, wie auch Priesterinnen, die man Bienen nannte, und welche sowohl bei gewissen Opfern, als auch bei der Einweihung weiblicher Personen und bei den Processionen als Anführerinnen der Jungfrauen nöthig waren. Alle Priester konnten jedoch Staatsämter und allerlei Gewerbe treiben, und nur bei den Mysterien selbst trugen sie die Priesterkleider, welche aus einem Purpurgewande und einem Diademe auf dem Haupte bestanden.

Die Mysterien selbst theilt man in die kleinen und in die großen. Die kleinen Mysterien waren nur ein Schauspiel für das Volk, welches sich an die alten Mythen und bildlichen Vorstellungen von den Göttern hielt, und daher von den Geheimnissen selbst nur gewisse unverständliche, und darum desto imposantere Formeln hörte. Die größern Mysterien gaben aber nicht blos etwas zu sehen, sondern auch zu lernen. Die Eingeweihten hörten hier die wahre Geschichte der Götter, lernten den einigen Gott und die hohe Würde des Menschen kennen, außerdem die Lehre von der Unsterblichkeit, und bekamen

reichlichen Unterricht über die Natur und ihre Kräfte. Obenan stand aber die Lehre: Die Menschen auf Erden seien nichts anderes, als gefallene Geister — Dämonen — welche zur Strafe ihre jetzige Gestalt und Natur bekommen hätten; es sei demnach ihre Aufgabe, in diesem Leben sich zu bessern und ihre Seelen wieder zur ursprünglichen gottähnlichen Vollkommenheit zu erheben. Allein diese Wahrheiten hielten die Priester nicht für rathsam allgemein bekannt zu machen, weil das Volk noch zu sehr am alten Aberglauben hing, den man schonen mußte, weil er doch die Barbaren bis auf die erste Stufe der Bildung gebracht hatte und durch Furcht vor göttlicher Strafe im Zaume hielt, und also zu einem menschlichen Lebenswandel vorbereitete. Vielleicht war es die Absicht der ersten Priester, durch die Mysterien das Volk allmälig fortzubilden, bis es dahin gebracht wäre, auch die geheimen Lehren zu fassen. Allein die Zeit ist nicht gekommen; vielmehr schadete der Glaube, daß die Einweihung in die Mysterien heilig mache, der Sittlichkeit ungemein, weil man sich nicht weiter bemühte, tugendhaft zu leben, und nur durch Scheinheiligkeit suchte ein Eingeweihter zu werden, was um so gewisser geschah, als die Priester selbst in spätern Zeiten lasterhafte Heuchler wurden. Weil man nun durch die Mysterien die Seligkeit zu erlangen glaubte: so suchte, wer nur konnte, sich einweihen zu lassen; ja, man that dies später sogar mit Knaben und Mädchen. Die Einweihung aber geschah auf folgende Weise: Erstlich, vor dem Feste selbst, oft ein Jahr lang, mußten die Einzuweihenden beten, fasten und sich in Enthaltsamkeit aller Art und Büßungen üben, Betrachtungen über ihr voriges Leben, Bereuung der Sünden anstellen, und den festen Vorsatz fassen, sich zu bessern. Sodann wurden sie am Feste selbst in dem heiligen Wasser des Ilissus, eines Flüßchens in Attika, gewaschen. Ueberhaupt war Reinigung eine Hauptsache bei der Vorbereitung, und beim Eintritt in den Tempel noch mußten die Hände mit Weihwasser gewaschen werden; denn nur mit reinen Händen, reiner Seele und reiner griechischer Mundart durfte man dem Heiligsten nahen. Letzteres beweist, daß nur geborene Hellenen, weil ein Fremder nicht leicht die griechische Sprache ganz rein erlernen konnte, zu den Mysterien zugelassen wurden. Ja, man machte sogar anfangs unter den Griechen den Unterschied, daß nur eine gewisse eleusinische Familie das Recht dazu hatte; sodann erst wurden alle Hellenen, d. h. Nachkommen Hellen's oder Deukalion's, mit eingeschlossen, und nur in spätern Zeiten erlaubte man den Zutritt auch andern griechischen Stämmen, als: Danaern, Pelopiden u. s. w. Nach der Reinigung wurde der Ceres ein Opfer gebracht, und zwar ein Ferkel, darum, weil dieses Thier die Saaten zu verwüsten pflegt. Sodann bekamen die Einzuweihenden ihren heiligen oder mystischen Namen, lernten einige mystische Formeln auswendig und durften sodann den kleinen eleusinischen Festen immer beiwohnen, welche auf folgende Weise neun Tage hindurch alle fünf Jahre in Athen gefeiert wurden. Am ersten Tage versammelten sich die zu den kleinen Festen Einzuweihenden, und der Tag wurde damit zugebracht, daß sich diese den Priestern darstellten und von ihrer Vorbereitung Rechenschaft

ablegten. Am zweiten Tage, wo sich auch schon die in frühern Jahren Eingeweihten in großer Menge versammelt hatten, rief der Herold alle Anwesende zum Meere, um sich dort zu dem bevorstehenden Feste zu waschen. Am dritten Tage wurde der Ceres ein feierliches Opfer gebracht, und zwar Fische und Gerste. Am vierten Tage begann eine feierliche Procession, in welcher der heilige Korb der Ceres auf einem prächtigen Wagen herumgeführt wurde; es wurde durch diesen Korb derjenige vorgestellt, in welchen Proserpina, als Pluto sie entführte, Blumen gepflückt hatte. Das Volk rief rings um den Wagen und im Zuge singend und lärmend: Heil Dir, Demeter! (der griechische Name der Ceres). Hinter dem Wagen folgten die Kanephoren (Korbträgerinnen), welche in blumenbekränzten Körben Sesam, gekrämpelte Wolle, Körner, Salz, Granatäpfel, Mohn, Rohr, Epheuzweige und Kuchen trugen — Alles Symbole der Wohlthaten, die man der Ceres zu danken hatte. Am fünften Tage Abends geschah der Fackelzug. Die Einzuweihenden trugen nämlich brennende Fackeln, und zogen damit aus dem Tempel der Ceres durch die ganze Stadt. Schweigend bewegte sich anfangs der Zug, und oft kehrte er wieder zur heiligen Stätte zurück, wurde aber, so oft er wieder die Wanderung fortsetzte, immer rascher und schneller. Wenn endlich der ganze Zug den Schein ängstlicher Eilfertigkeit hatte, liefen die Fackelträger wild unter einander, schwenkten die Fackeln, daß die Funken umherstoben, die man denn besonders zur Reinigung der Seelen für sehr heilsam hielt. Auch verwechselte man die Fackeln im Durcheinanderlaufen und trieb es so lange fort, bis man in später Nacht wieder zu dem Tempel zurückkam, wo dann die Einzuweihenden ihre Fackeln auslöschten und nach obenbeschriebener Weise eingeweiht wurden. Der sechste Tag war unter allen der festlichste; an diesem holte man aus dem Tempel der Ceres die Bildsäule des Jacchus (Jupiters und der Ceres Sohn), welcher seiner Mutter, als sie, Proserpinen suchend, ausgezogen war, mit der Fackel leuchtete. Mit diesem Bilde zog nun die Menge in feierlicher Procession nach Eleusis, drei Meilen Weges von Athen. Das Thor, wodurch man hinauszog, ist das heilige, die Straße die heilige. Oft wurde Halt gemacht, um zu opfern oder Tänze aufzuführen. Auf dem ganzen Wege erschollen Hymnen an die Ceres, und das Volk schrie, daß die Luft weit und breit ertönte: Jacchus! An dieser Procession durften auch solche Theil nehmen, die noch nicht eingeweiht waren. Ehe man noch einzog in die Stadt Eleusis, mußten sich Alle, die an den Mysterien Theil nehmen wollten und durften, in einer Quelle waschen. Mit dem Anbruch der Nacht fing dann die Einweihung in die großen Mysterien an. Die Einzuweihenden nur wurden in den Tempel eingelassen, wo sie der Hierophant und die übrigen Priester empfingen. Hierauf rief der Herold: Hinweg, ihr Uneingeweihten, alle Gottlose, Alle, die ein Verbrechen begangen, hinweg! Sodann las man aus einem heiligen Buche die Ordnung der Einweihung vor und sang eine Hymne an die Ceres. Darauf wurden die Einzuweihenden durch verschiedene Gänge geführt, wo diejenigen Vorstellungen vorgenommen wurden, die das

Bild des Tartarus erwecken sollten. Ringsum war dichte Finsterniß und eine Zeitlang Alles stille, bis auf einmal es unter der Erde anfing zu brausen, daß der Boden zitterte und die Mauern zu wanken schienen. Zu gleicher Zeit aber krachten fürchterliche Donnerschläge, und wenn sich kreuzende Blitze die dunkle Nacht erhellten, so sah man entsetzliche Gestalten und drohende Gespenster. Oft wurden die Einzuweihenden bei den Haaren ergriffen und zu Boden gerissen, geschlagen und gestoßen, ohne daß sie wußten, von wem ihnen alles dies geschehe. Dabei hörte man unaufhörlich aus der Ferne Wehklagen und Schreien; der Hierophant aber unterbrach zuweilen diese furchtbaren Scenen, indem man seine Stimme laut rufen hörte — denn zu sehen war er nicht — was diese Schrecknisse zu bedeuten hätten, und daß der Einzuweihende nur immer weiter zu gehen habe. Endlich gelangte man an den Ort, wo der Tartarus vorgestellt wurde. Mit entsetzlichem Gekrache that sich eine eherne Pforte auf, und in einem weiten von prasselnden Flammen erleuchteten Raume sah man den Ort der Qual, etwa wie Schiller ihn geschildert in seinem Gedichte:

„Gruppe aus dem Tartarus.

Horch — wie Murmeln des empörten Meeres,
Wie durch hohler Felsen Becken weint ein Bach,
Stöhnt dort dumpfig tief ein schweres, leeres
Qualerpreßtes Ach!

Schmerz verzerret
Ihr Gesicht, Verzweiflung sperret
Ihren Rachen fluchend auf.
Hohl sind ihre Augen, ihre Blicke
Spähen bang nach des Kocytus Brücke,
Folgen thränend seinem Trauerlauf,

Fragen sich einander ängstlichleise,
Ob noch nicht Vollendung sei? —
Ewigkeit schwingt über ihnen Kreise,
Bricht die Sense des Saturn entzwei."

Hier sah man, wie Verbrecher aller Art gestraft wurden, und wie die Furien mit Schlangengeißeln die Verdammten durch die unabsehbar langen Gänge und Räume jagten. Wenn endlich die Einzuweihenden, ganz von Schauder ergriffen, zitternd am ganzen Leibe und mit Angstschweiß überflossen, durch diese Schrecknisse hindurchgewandelt: da wurde es allmälig stiller und stiller, und es zeigte sich das Elysium, etwa wie Matthisson es schildert:

„Elysium.

Hain! der von der Götter Frieden,
Wie vom Thau die Rose, träuft,
Wo die Frucht der Hesperiden
Zwischen Silberblüthen reift;
Den ein rosenfarbner Aether
Ewig unbewölkt umfleußt,
Der den Klageton verschmähter
Zärtlichkeit verstummen heißt.

Freudig schaudernd, in der Fülle
  Hoher Götterseligkeit,
Grüßt, entflohn der Erdenhülle,
  Psyche deine Dunkelheit!
Wonne — wo kein Nebelschleier
  Ihres Urstoffs Reine trübt,
Wo sie geistiger und freier
  Den entbundnen Fittig übt.

Ha, schon eilt auf Rosenwegen
  In verklärter Lichtgestalt
Sie dem Schattenthal entgegen,
  Wo die heil'ge Lethe wallt;
Fühlt sich magisch hingezogen,
  Wie von leiser Geisterhand,
Schaut entzückt die Silberwogen
  Und des Ufers Blumenrand;

Kniet voll süßer Ahnung nieder,
  Schöpfet — und ihr zitternd Bild
Leuchtet aus dem Strome wieder,
  Der der Menschheit Jammer stillt:
Wie auf sanfter Meeresfläche
  Die entwölkte Luna schwimmt,
Oder im Krystall der Bäche
  Hespers goldne Fackel glimmt.

Psyche trinkt, und nicht vergebens!
  Plötzlich in der Fluthen Grab
Sinkt das Nachtstück ihres Lebens
  Wie ein Traumgesicht hinab.
Glänzender auf kühnen Flügeln,
  Schwebt sie aus des Thales Nacht
Zu den goldbeblümten Hügeln,
  Wo ein ew'ger Frühling lacht.

Welch ein feierliches Schweigen!
  Leise nur, wie Zephyrs Hauch,
Säuselt's in den Lorbeerzweigen,
  Bebt's im Amaranthenstrauch!
So in heil'ger Stille ruhten
  Luft und Wogen, also schwieg
Die Natur, als aus den Fluthen
  Anadyomene stieg.

Welch ein ungewohnter Schimmer!
  Erde! Dieses Zauberlicht
Flammte selbst im Lenze nimmer
  Von Aurorens Angesicht!
Sieh — des glatten Epheus Ranken
  Tauchen sich in Purpurglanz!
Blumen, die den Quell umwanken,
  Funkeln wie ein Sternenkranz!

So begann's im Hain zu tagen,
  Als die keusche Cynthia
Hoch vom stolzen Drachenwagen
  Den geliebten Schäfer sah;
Als die Fluren sich verschönten,
  Und mit holdem Zauberton
Göttermelodien tönten:
  Seliger Endymion!"

Vor den Blicken der Ermatteten lag nun das schöne wunderselige Elysium. Anmuthige Wiesen voll Blumen prangten, von lustigen Bächen durchschnitten; und freundliche Haine und milder Sonnenschein zeigte das Alles in einem schönen Zauberlichte. Da sah man die Geister der Seligen in schöneren und verklärten Leibern fröhliche Tänze aufführen, und unter süßen Gesängen, in Liebe und Eintracht verwoben, dahinwandeln. Alle diese Wunder hervorzubringen war wohl nicht schwer, da der plötzliche Contrast der von dem gräßlichen Schauspiele des Tartarus betäubten Phantasie die Gegenstände unendlich schöner und herrlicher vorspiegelte; wozu auch das blendende Licht nach langem Herumtappen im Finstern das Seinige beitragen mußte.

Aus dem Elysium gelangten endlich die Einzuweihenden zu dem Allerheiligsten, zu dem Bildnisse der Göttin Ceres, das mit einem Vorhange bedeckt war. Vermuthlich wurde hier denen, die die Prüfung muthig bestanden hatten — denn Viele, die zu schwach waren, das Alles zu ertragen, baten, zurückgeführt zu werden, oder flohen selbst zurück — Unterricht in der geheimen Lehre gegeben, und in kurzen, aber kräftigen Sprüchen die wahre Kenntniß Gottes und der menschlichen Seele mitgetheilt; worauf denn der Vorhang weggezogen wurde, so daß nun noch der Anblick der Bildsäule den gewaltigen Eindruck aller Mysterien vollendete: denn sie sahen nun nicht mit gemeinen Augen ein Marmorbild, sondern sie sahen und empfanden das Heilige, das aus einem schönen Kunstwerke lebendig blickt. Mit zwei ägyptischen Wörtern, deren Bedeutung nicht bekannt ist: **Konx, Ompax!** wurden nun die Eingeweihten entlassen und für frei von aller Schuld erklärt.

Das geschah nun am sechsten Tage. An den folgenden drei Tagen wurden allerlei Spiele und Wettkämpfe gehalten, Wein- und andere Trankopfer gebracht und endlich das Bild des Jacchus wieder in feierlicher Procession nach Athen zurückgetragen. Ich kann nicht umhin, Schiller's herrliches Gedicht „Das Eleusische Fest" herzusetzen; ist es auch nicht in der natürlichen — naiven — Darstellungsweise der Griechen abgefaßt, so spricht es doch den großen Sinn dieses Festes schön und treffend aus.

„Das Eleusische Fest.

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären:
Denn die Königin ziehet ein,
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt
Und in friedliche, feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.

Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte sich;
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich;

Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land:
Weh' dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand!

Und auf ihrem Pfad begrüßte,
Irrend nach des Kindes Spur,
Ceres die verlaff'ne Küste.
Ach, da grünte keine Flur!
Daß sie hier vertraulich weile,
Ist kein Obdach ihr gewährt;
Keines Tempels heitre Säule
Zeuget, daß man Götter ehrt.

Keine Frucht der süßen Aehren
Lädt zum reinen Mahl sie ein;
Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menschliches Gebein.
Ja, so weit sie wandernd kreiste,
Fand sie Elend überall!
Und in ihrem großen Geiste
Jammert sie des Menschen Fall.

Find' ich so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild geliehn,
Dessen schöngestalte Glieder
Droben im Olympus blühn?
Gaben wir ihm zum Besitze
Nicht der Erde Götterschooß,
Und auf seinem Königssitze
Schweift er elend, heimathlos?

Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen?
Keiner aus der Sel'gen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?
In des Himmels sel'gen Höhen
Rühret sie nicht fremder Schmerz;
Doch der Menschheit Angst und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.

Daß der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund,
Ehre das Gesetz der Zeiten
Und der Monde heil'gen Gang,
Welche still gemessen schreiten
Im melodischen Gesang.

Und den Nebel theilt sie leise,
Der den Blicken sie verhüllt.
Plötzlich in der Wilden Kreise
Steht sie da, ein Götterbild.
Schwelgend bei dem Siegesmahle
Findet sie die rohe Schar,
Und die blutgefüllte Schale
Bringt man ihr zum Opfer dar.

Aber schaudernd, mit Entsetzen
Wendet sie sich weg und spricht:
Blut'ge Tigermahle netzen
Eines Gottes Lippen nicht.

Keine Opfer will er haben,
Früchte, die der Herbst beschert;
Mit des Feldes frommen Gaben
Wird der Heilige verehrt.

Und sie nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand;
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet sie den leichten Sand,
Nimmt von ihres Kranzes Spitze
Einen Kern, mit Kraft gefüllt,
Senkt ihn in die zarte Ritze,
Und der Trieb des Keimes schwillt.

Und mit grünen Halmen schmücket
Sich der Boden alsobald,
Und, soweit das Auge blicket,
Wogt es, wie ein gold'ner Wald.
Lächelnd segnet sie die Erde,
Flicht der ersten Garbe Bund,
Wählt den Feldstein sich zum Herde,
Und es spricht der Göttin Mund:

Vater Zeus, der über alle
Götter herrscht in Aethers Höhn!
Daß dies Opfer dir gefalle,
Laß ein Zeichen jetzt geschehn!
Und dem unglücksel'gen Volke,
Das dich, Hoher, noch nicht nennt,
Nimm hinweg des Auges Wolke,
Daß es seinen Gott erkennt!

Und es hört der Schwester Flehen
Zeus auf seinem hohen Sitz:
Donnernd aus den blauen Höhen
Wirft er den gezackten Blitz.
Prasselnd fängt es an zu lohen,
Hebt sich wirbelnd vom Altar,
Und darüber schwebt in hohen
Kreisen sein geschwinder Aar.

Und gerührt zu der Herrscherin Füßen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl;
Werfen von sich die blutige Wehre,
Oeffnen den düstergebundenen Sinn
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.

Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlische herab;
Themis selber führt den Reigen,
Und mit dem gerechten Stab
Mißt sie Jedem seine Rechte,
Setzet selbst der Grenze Stein,
Und des Styx verborg'ne Mächte
Ladet sie zu Zeugen ein.

Und es kommt der Gott der Esse,
Zeus' erfindungsreicher Sohn,
Bildner künstlicher Gefäße,
Hochgelehrt in Erz und Thon.

Und er lehrt die Kunst der Zange
Und der Blasebälge Zug;
Unter seines Hammers Zwange
Bildet sich der erste Pflug.

Und Minerva, hoch vor Allen
Ragend mit gewicht'gem Speer,
Läßt die Stimme mächtig schallen
Und gebeut dem Götterheer.
Feste Mauern will sie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu sein,
Die zerstreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.

Und sie lenkt die Herrscherschritte
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fußes Tritte
Heftet sich der Grenzgott an.
Messend führet sie die Kette
Um des Hügels grünen Saum;
Auch des wilden Stromes Bette
Schließt sie in den heil'gen Raum.

Alle Nymphen, Oreaden,
Die der schnellen Artemis
Folgen auf des Berges Pfaden,
Schwingend ihren Jägerspieß,
Alle kommen, Alle legen
Hände an, der Jubel schallt,
Und von ihrer Aexte Schlägen
Krachend, stürzt der Fichtenwald.

Auch aus seiner grünen Welle
Steigt der schilfbekränzte Gott,
Wälzt den schweren Floß zur Stelle
Auf der Göttin Machtgebot:
Und die leichtgeschürzten Stunden
Fliegen an's Geschäft gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
Zierlich sich in ihrer Hand.

Auch den Meergott sieht man eilen;
Rasch mit des Tridentes Stoß
Bricht er die granitnen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,
Schwingt sie in gewalt'gen Händen
Hoch, wie einen leichten Ball,
Und mit Hermes, dem behenden,
Thürmet er der Mauern Wall.

Aber aus den gold'nen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie
Und das holde Maß der Zeiten
Und die Macht der Melodie.
Mit neunstimmigem Gesange
Fallen die Camönen ein;
Leise nach des Liedes Klange
Füget sich der Stein zum Stein.

Und der Thore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand
Cybele und fügt die Riegel
Und der Schlösser festes Band.

Schnell durch rasche Götterhände
Ist der Wunderbau vollbracht,
Und der Tempel heitre Wände
Glänzen schon in Festespracht.

Und mit einem Kranz von Myrthen
Naht die Götterkönigin,
Und sie führt den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtin hin.
Venus mit dem holden Knaben
Schmücket selbst das erste Paar,
Alle Götter bringen Gaben
Segnend den Vermählten dar.

Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
Eingeführt, mit Harmonien
In das gastlich offne Thor,
Und das Priesteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus;
Segnend ihre Hand gefaltet,
Spricht sie zu des Volkes Kreis:

Freiheit liebt das Thier der Wüste,
Frei im Aether herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot;
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reihn,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein.

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären:
Denn die Königin ziehet ein,
Die uns die süße Heimath gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt.
Unser Gesang soll sie festlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt!

§. 11. Die Insel Kreta.

Mehr noch als Thrazien scheint Kreta auf die Bildung der Griechen eingewirkt zu haben. Diese **190** Geviertmeilen große Insel — heutzutage heißt sie Kandia — im mittelländischen Meere hat hohe Gebirge und so steile Ufer, daß die Landung äußerst schwer ist. Auch ist sie so gelegen, daß sie leichte Abfahrt gewährt. Durch Stürme verschlagene Seeleute, vielleicht Phönizier oder Aegypter, siedelten sich da an, mußten aber bald auf dem unwirthbaren Eilande verwildern. Wehe dem Fremdling, der an dieser Küste strandete! Die wilden Bewohner bemächtigten sich seiner Schiffsladung und Schätze, und schlachteten ihn ihrem Götzen. Das war Saturn, von dem die Mythe sagt: er habe seine eigenen Kinder — die Menschen — verschlungen. Glücklicher war eine Anzahl Dorier oder Aetolier, welche daselbst landeten, und mit der Gewalt der Waffen eine Niederlassung gründeten. Da die Barbaren die-

sen cultivirteren Ankömmlingen nichts anhaben konnten, vereinigten sie sich theilweise mit ihnen zu einem Volke; und es scheint schon damals Cultur auf der Insel Kreta begonnen zu haben: wenigstens schafften die Griechen die abscheulichen Menschenopfer, oder, wie die Mythe sagt, die Gottesverehrung des Saturnus ab. Auf dieser Insel nämlich, lautet die Sage, wurde Jupiter geboren und heimlich von den Priestern der Kureten oder Kreter erzogen, damit ihn Saturnus, d. h. die Anhänger des alten Götzendienstes und der Menschenopfer, nicht gewahre. So entstand der Jupitersdienst, d. i. diejenige Religion, welche bald in Griechenland allgemein wurde, und sich auch allmälig über die übrigen Westländer verbreitete. Indessen wohnte doch noch viel rohes Volk in den Gebirgen, und die Gelegenheit war den Küstenländern zu anlockend, Seeräuberei zu treiben. Dadurch kamen wohl Schätze und Reichthümer in's Land; aber der Anbau blieb noch lange vernachlässigt, bis um's Jahr **1300** v. Chr. der weise Minos daselbst zur Königswürde gelangte und solche Gesetze unter dem Volke einführte, die es mächtig, tapfer und thätig machten. Zuerst suchte er die königliche Gewalt zu vermehren, und darum gab er vor, alle seine Gesetze bekomme er von einer Gottheit, mit der er zu gewissen Zeiten an einem heiligen Orte zu sprechen pflege. Das sicherte ihm Gehorsam und Unterwürfigkeit. Sodann richtete er sein Augenmerk auf das Seewesen und rüstete große Flotten aus, mit welchen er die in dem Meere kreuzenden fremden Seeräuber verfolgte und selbst die benachbarten Küsten und Inseln von Klein-Asien und Griechenland zinsbar machte. Die bei solchen Seekriegen Gefangenen vertheilte er unter seine Leute, und gebrauchte sie zum Ackerbau, zur Viehzucht und zu andern gemeinen Handwerken und Verrichtungen. So entstanden auf Kreta Freie und Sklaven oder Unterthanen. Nur für die freien Leute gab Minos Gesetze; nur für sie war gesorgt durch eine weise Regierung, damit Ordnung und Ruhe im Eilande herrsche; nur die Freien erhielten Aemter und Würden: darum wurden auch die Kinder der Freien sorgfältig, und zwar größtentheils kriegerisch erzogen; jedoch war einiger Unterricht und Musik nicht ausgeschlossen. Dieser König war auch der erste, von dem man erzählt: er habe sich eine Volkssteuer zahlen lassen, sowohl um seine Flotten auszurüsten, als auch große Städte anzulegen. — So wurde Kreta bald ein blühendes, wohlangebautes und reiches Land, in welchem schon **900** Jahre v. Chr. hundert Städte gezählt wurden.

§. 12. Die Heroen.

Der letzte Fremdling, der nach Griechenland kam, war Pelops — **1120** v. Chr. — der Sohn des mythischen Tantalus. Er ward von dem Könige der Trojaner, Ilus, aus Phrygien, seinem Vaterlande, vertrieben, und landete auf der Halbinsel, die von ihm den Namen Peloponnesus erhalten. Weil er und seine Gefährten Künste und Schätze mitgebracht hatten, erzwangen sie sich bald unter den Eingebornen eine Aufnahme. Pelops grün-

dete in Elis das Reich Pisa; aber seine Nachkommen wurden durch Heirathen Könige von Korinth, Mykene, Argos und Sparta. Freilich waren das noch nicht Königreiche, wie Kreta; jede kleine Ortschaft mit ihrem Gebiete war ein Königreich. Der König war Anführer im Kriege und Richter im Frieden und Priester und lebte von den freiwilligen Gaben und Geschenken seiner Leute, die sich nicht seine Unterthanen, sondern Gefährten nannten. Auch galt noch damals, was später Euripides in seiner Iphigenia in Aulis den Menelaus sagen läßt:

„Kopf macht den Herrn. Es sei der Erste Beste
der Einsichtsvolle — er soll König sein!"

Da aber die Königswürde bald erblich wurde, erhoben sich in dieser Zeit der Kraft in Griechenland häufig Männer, von außerordentlichem Geist und Muth getrieben, auszuziehen von Land zu Land, und Räuber und wilde Thiere auszurotten und geraubte Jungfrauen zu erlösen und alles Schwächere gegen die Mächtigen zu schützen. Heroen oder Helden nennt die Sage solche Männer; und hat man ihre Thaten auch dichterisch vergrößert, so mußten sie doch einst gelebt haben und herrlich gewesen sein, weil sie die Nachwelt Jahrhunderte lang dankbar als ihre Wohlthäter verehrte. Und in diesem Sinne ist die griechische Mythologie, mit Geist und Geschmack erzählt, immer eine erhebende und bildende Lectüre. Es mögen also die Namen Herkules, Kastor und Pollux, Theseus, Perseus, Bellerophon auch in der Geschichte griechischer Vorwelt ihre Stelle finden, weil in ihren Thaten schöne Züge allmäliger Veredlung der Menschheit liegen. — Es fehlte aber noch Vereinigung der einzelnen hellenischen Völker zu großen Unternehmungen, die zur völligen Entwickelung des Volksthums erfordert wird. Die erste Unternehmung dieser Art war der Argonautenzug 1260 v. Chr., zu welchem sich die meisten der genannten Heroen vereinigten, um auf einem Schiffe die Fahrt durch den Hellespont in das schwarze Meer zu wagen und dort in dem Lande Kolchis am Kaukasus das goldene Vließ zu holen, worunter nichts anderes, als aller Reichthum jenes segensreichen Landes zu verstehen ist. Wie mußte diese Fahrt und die glückliche Wiederkehr nicht nur durch die geraubten Schätze, sondern auch durch die gewonnene Erfahrung, Länder- und Menschenkunde das Volk der Hellenen bilden! Damals gründete auch Theseus nach dem Muster des weisen Minos das Königthum in Athen; doch wollte diese Einrichtung bei den freiheitsliebenden Hellenen nicht gedeihen. Merkwürdig ist zehn Jahre darnach der Krieg der sieben Fürsten gegen Theben, der durch seine vernichtende Grausamkeit die wilde Kriegslust der griechischen Vorwelt sättigte, so daß allmälig ein sicherer und friedlicher Zustand unter den Hellenen vorbereitet wurde, in welchem Künste und Anbau und mildere Sitten gedeihen sollten. Nachdem aber einheimische Räuber und Abenteurer und auch die Kriege zwischen den einzelnen Stämmen aufgehört hatten, beunruhigten nur noch asiatische Seeräuber die Küsten des Landes. Der Raub der schönen

Helena, Königin von Sparta, veranlaßte einen allgemeinen Krieg, mit welchem die Sagen ein Ende nehmen, und die eigentliche Geschichte beginnt.

§. 13. Der trojanische Krieg.

Am Hellesponte in Klein-Asien bestand seit alten Zeiten das Reich der Trojaner, ein phrygisches Volk, mit eingewanderten Hellenen vermischt, und daher griechische Sprache und Sitte. Die Lage des Landes reizte zur Seefahrt und Seeräuberei; so bereicherte sich das Volk und baute das prächtige Ilium und lebte in großer Behaglichkeit: denn die benachbarten Binnenvölker Asiens, meist fleißige Landbauer, brachten für das geraubte Gold die Früchte ihrer Felder und Gärten, Vieh und Alles, was zum bequemen Leben nöthig war; Holz aber zu Schiffen gab der Berg Ida. Desto feindseliger gesinnt waren ihnen die Hellenen in Europa: insbesondere die Pelopiden, die es noch nicht verwunden hatten, daß ihr Ahnherr durch die Trojaner aus dem fruchtbaren Phrygien war vertrieben worden. Neue Beleidigungen nährten das alte Rachegefühl, und der Frevel eines königlichen Prinzen entflammte es vollends. Helena, die Tochter des lacedämonischen Königs Tyndareus, war von solcher Schönheit, daß sie schon in ihrer Kindheit die Augen aller Jünglinge auf sich zog; als sie kaum mannbar war, warben die edelsten Fürstensöhne um ihre Hand. Der weise Vater, um Mord und Todtschlag zu verhüten und das Glück seiner Tochter zu sichern, nahm allen Freiern einen feierlichen Eid ab, daß sie denjenigen, der Helenen wählen würde, vereint in seinem Besitze beschützten. Menelaus führte sie heim und erbte mit ihr das Reich Lacedämon. Da kam Paris, der Sohn des trojanischen Königs Priamus, nach Sparta, um alle Zwistigkeiten beizulegen; und durch List und Ueberredung gelang es ihm, die schönste aller hellenischen Frauen mit sich nach Ilium zu entführen. Da forderte Menelaus die Fürsten Griechenlands auf, ihren Eid zu lösen und diesen Frevel zu rächen, der ein Schimpf für alle Hellenen war. Aus der Größe des gesammten Heers läßt sich auf die starke Bevölkerung Griechenlands schließen: es zogen 100,000 Streiter auf 1200 Schiffen aus. Agamemnon, der Bruder des Menelaus, auch ein Pelopide und König von Korinth und Mykene, war der Anführer. In Aulis mußte man dem Volke nochmals ein Menschenopfer gestatten; war es auch nur, um das noch nicht ganz entwilderte Volk durch diese Erneuerung des alten Saturnusdienstes zu einem solch beschwerlichen Kriege außer Landes willfähriger zu machen; und der König Agamemnon selbst mußte seine Tochter Iphigenia opfern. Wahrscheinlich ist wohl — und wir wollen es von der Menschlichkeit der Priester glauben — daß diesmal das Volk getäuscht und Iphigenia heimlich in Sicherheit sei gebracht worden. Hin nun fuhren sie, das mächtige Ilium zu bekriegen. Als sie aber gelandet und die Flotte in den Buchten der Insel Tenedos gesichert: lagerten sich die Heere rings um die Stadt, die durch mächtige Mauern geschirmt war und von der andern

Seite, wo sie sich an den Berg Ida lehnte, nicht besetzt werden konnte, so daß die Zufuhr aus Asien frei war. Dieser Umstand vermochte den klugen Priamus, sich innerhalb der Mauern zu halten; die Hellenen aber, damals noch ohne Thürme, Katapulten und andere Belagerungsmaschinen, konnten nichts ausrichten; und als der mitgebrachte Vorrath aufgezehrt war und das unfruchtbare Land nichts reichte, mußten sie sich, um Lebensmittel herbeizuschaffen, zu Land und Wasser zerstreuen. Durch solche Raub- und Streifzüge reizten sie aber bald alle die benachbarten asiatischen Völker gegen sich auf, und die Belagerung zog sich in die Jahre, während in der Umgegend viel Blut vergossen wurde. Schon in's neunte Jahr lagen die Hellenen vor Troja, als eine Pest kam und Tausende wegraffte, die Uebrigen mit Unmuth und Verzagtheit erfüllte. Dieser Unmuth bemeisterte sich auch endlich der Fürsten, und es entstand bittere Zwietracht unter ihnen. Achilles und Agamemnon zerfielen zuerst in wildem Streite; und als Ersterer, der edelste und tapferste, aber auch stolzeste aller Hellenen, keine Gerechtigkeit finden konnte im Rathe sämmtlicher Fürsten, verließ er das Lager, und hielt sich mit seinen Myrmidonen unthätig. Während der Zeit war Troja's Jugend kriegslustig herangewachsen, und vor Allen strebte Hektor, ein Sohn Priamus, sich zu messen mit den Feinden des Vaterlandes.

„Troja's muthige Söhne, verzagt nicht vor dem Peliden!
Ihm nun eil' ich entgegen: und wäre sein Arm wie die Flamme —
Wäre sein Arm wie die Flamme, sein Muth wie blinkendes Eisen!"

Er war es, der die Schiffe der Griechen im Hafen verbrannte, und sie täglich in Gefechten ermüdete und viele der tapfersten Männer erlegte,

„denn nie war er schonend noch sanft in der grausen Entscheidung."

Der trotzige Muth dieses Jünglings reizte bald Achilles; und als jener ihm seinen Freund Patroklus im Kampfe getödtet hatte, zog er aus und erlegte ihn, den größten Helden Troja's, im Kampfe.

Aber auch Achilles fiel, wohl nicht in offener Schlacht, sondern durch Meuchelmord; und bald darnach fiel auch Troja selbst, wie die Sage meldet, durch Kriegslist, die der erfindungsreiche Ulysses — Odysseus — ersonnen: und Priamus und die ganze königliche Familie wurde vertilgt und mit ihr der größte Theil des Trojanervolkes, und die herrliche Stadt in Schutt und Asche verwandelt.

„Das Siegesfest

v. Schiller.

Priam's Veste war gesunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, siegestrunken,
Reich beladen mit dem Raub,
Saßen auf den hohen Schiffen,
Längs des Hellespontos Strand,
Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem schönen Griechenland.

Stimmet an die frohen Lieder!
Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimath geht es wieder.

Und in langen Reihen, klagend,
Saß der Trojerinnen Schar,
Schmerzvoll an die Brüste schlagend,
Bleich, mit aufgelöstem Haar;
In das wilde Fest der Freuden
Mischten sie den Wehgesang,
Weinend um das eigne Leiden
In des Reiches Untergang.
Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimath fern
Folgen wir den fremden Herrn.
Ach, wie glücklich sind die Todten!

Und den hohen Göttern zündet
Kalchas jetzt das Opfer an;
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an
Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel schlingt,
Und den Zeus, den Schreckensender,
Der die Aegis grausend schwingt.
Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange schwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
Und die große Stadt bezwungen.

Atreus Sohn, der Fürst der Scharen,
Uebersah der Völker Zahl,
Die mit ihm gezogen waren
Einst in des Skamanders Thal.
Und des Kummers finstre Wolke
Zog sich um des Königs Blick:
Von dem hergeführten Volke
Bracht' er Wen'ge nur zurück.
Drum erhebe frohe Lieder,
Wer die Heimath wieder sieht,
Wem noch frisch das Leben blüht!
Denn nicht Alle kehren wieder.

Alle nicht, die wiederkehren,
Mögen sich des Heimzugs freun:
An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet sein.
Mancher fiel durch Freundestücke,
Den die blut'ge Schlacht verfehlt!
Sprach's Ulyß mit Warnungsblicke,
Von Athene's Geist beseelt.
Glücklich, wem der Gattin Treue
Rein und keusch das Haus bewahrt!
Denn das Weib ist falscher Art,
Und die Arge liebt das Neue.

Und des frisch erkämpften Weibes
Freut sich der Atrid' und strickt
Um den Reiz des schönen Leibes
Seine Arme hochbeglückt.

Böses Werk muß untergehen,
Rache folgt der Frevelthat:
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Kroniden Rath.
Böses muß mit Bösem enden;
An dem frevelnden Geschlecht
Rächet Zeus das Gastesrecht,
Wägend mit gerechten Händen.

Wohl dem Glücklichen mag's ziemen,
Ruft Oileus tapfrer Sohn,
Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl vertheilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück:
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Thersites kommt zurück!
Weil das Glück aus seinen Tonnen
Die Geschicke blind verstreut,
Freue sich und jauchze heut,
Wer das Lebensloos gewonnen!

Ja, der Krieg verschlingt die Besten!
Ewig werde dein gedacht,
Bruder, bei der Griechen Festen,
Der ein Thurm war in der Schlacht.
Da der Griechen Schiffe brannten,
War in deinem Arm das Heil;
Doch dem Schlauen, Vielgewandten
Ward der schöne Preis zu Theil.
Friede deinen heil'gen Resten!
Nicht der Feind hat dich entrafft:
Ajax fiel durch Ajax Kraft.
Ach, der Zorn verderbt die Besten!

Dem Erzeuger jetzt, dem großen,
Gießt Neoptolem des Weins:
Unter allen ird'schen Loosen,
Hoher Vater, preis' ich deins.
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch:
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.
Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unsterblich sein im Lied:
Denn das ird'sche Leben flieht,
Und die Todten dauern immer.

Weil des Leidens Stimmen schweigen
Von dem überwund'nen Mann,
So will ich für Hektorn zeugen,
Hob der Sohn des Tydeus an, —
Der, für seine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beschirmer, fiel:
Krönt den Sieger größ're Ehre,
Ehret ihn das schön're Ziel!
Der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre.

Nestor jetzt, der alte Zecher,
Der drei Menschenalter sah,
Reicht den laubumkränzten Becher
Der bethränten Hekuba:
Trink' ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Wundervoll ist Bacchus Gabe,
Balsam für's zerriss'ne Herz.
Trink' ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Balsam für's zerriss'ne Herz,
Wundervoll ist Bacchus Gabe.

Denn auch Niobe, dem schweren
Zorn der Himmlischen ein Ziel,
Kostete die Frucht der Aehren
Und bezwang das Schmerzgefühl:
Denn, solang die Lebensquelle
Schäumet an der Lippen Rand,
Ist der Schmerz in Lethe's Welle
Tief versenkt und festgebannt!
Denn, solang die Lebensquelle
An der Lippen Rande schäumt,
Ist der Jammer weggeräumt,
Fortgespült in Lethe's Welle.

Und, von ihrem Gott ergriffen,
Hob sich jetzt die Seherin,
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimath hin.
Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben stet.
Um das Roß des Reiters schweben,
Um das Schiff die Sorgen her;
Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!"

§. 14. Die Aegypter.

Während sich denn in Europa die Menschen nicht nur verbreiteten, sondern auch gesitteten, schritten diejenigen Völker Asiens, die feste Sitze genommen hatten — die Indier, Chinesen, Assyrer, Babylonier, Phönizier, Aegypter und Perser in der Cultur mächtig fort und brachten es, wie schriftliche Urkunden und Nachrichten bezeugen, zu einer bewundernswürdigen Vollkommenheit. Nicht aller dieser Völker Bildungsgeschichte wollen wir verfolgen; es genüge uns, von denjenigen zu sprechen, die in besonderer Beziehung auf Europa gewesen und unsere Lehrer geworden sind: dies sind die Aegypter und Hebräer.

Da die Aegypter keine schriftliche Urkunden hinterlassen, läßt sich von ihrer Geschichte nichts Gewisses sagen; und was bei griechischen Schriftstellern vorkommt, ist oft so widersprechend, die Zeitrechnung so verworren, daß man nur mit Mühe aus dem Wust von Sagen einige historische Muthmaßungen

aufstellen kann. Daß aber dieses seltsame Volk zur Zeit der Bevölkerung Griechenlands schon bedeutende Bildung besessen und Künste und Wissenschaften getrieben habe, erhellt aus den Ruinen der Riesenstädte, die damals erbaut worden, der ungeheuern Steingebilde, der Obelisken und Pyramiden, der Mumien und zahllosen Spuren ägyptischer Weisheit in den Gesetzen, Einrichtungen und Religionen europäischer und asiatischer Völker. Schon in der Geschichte der Urwelt ist gesagt worden, daß indische Priestercolonien die Stadt Meroe gründeten. Um die Zeit der ogygischen Fluth in Griechenland mag denn auch Theben am Nil gegründet worden sein, von welcher Stadt noch heutzutage erstaunliche Trümmer zu sehen sind. An beiden Ufern des Nils sieht man ungeheure Felsensäulen, welche Thore gebildet zu haben scheinen, große Höfe, darin jetzt ganze Dörfer stehen, eingefaßt von ungeheuern Säulenreihen; auch überaus große Säle sind noch vorhanden, in welchen Decke und Wände mit kunstreichem Schnitzwerk und Malerei bedeckt sind. Die Gemälde stellen Schlachten, Siegesfeste, Opfer und dergleichen Scenen vor, und die Farben sind so frisch und glänzend, als ob der Maler eben weggegangen wäre. In einer großen Ebene stehen 17 Felsenkolosse, welche vermuthlich zu irgend einem Gebäude gehörten, und Menschen, vermuthlich Könige, vorstellen; auch sie sind mit Hieroglyphen ganz bedeckt, und von ihrer Größe kann man sich eine Idee machen, wenn man hört, daß der Zeigefinger einer solchen Figur zwei Ellen lang ist. Unter diesen Felsenbildern ist auch die berühmte Memnons-Säule, die bei Sonnenaufgang Töne von sich giebt*). Der Kopf davon ist zur Zeit nach London geschickt worden. Ferner befinden sich in dieser Gegend gegen 200 Sphinxe, die wie kleine Hügel mitten im Sande liegen. Andere Kolosse liegen zertrümmert auf dem Boden, und die Trümmer sehen, ehe man sie näher betrachtet, wie Steinbrüche aus. Auch sind unter den Ruinen des alten Theben die Grabmäler der Könige, gegen 40 Felsengrotten, deren man erst in neuerer Zeit eine zu besuchen wagte, und es bieten dieselben einen erstaunenswerthen Riesenbau und Aufwand von Sculptur und Malerei dar. Ganze Gallerien laufen inwendig an den hohen Gemächern herum mit Hieroglyphen und Gemälden aller Art, und in den innersten Gemächern stehen die Sarkophage der Könige aus rothem Granit, und drinnen noch die unversehrten Mumien: seitwärts aber um jedes Königsgrab kleinere Sarkophage, vermuthlich die Mumien des königlichen Hofgesindes. Wir werden noch im Fortgange dieses Abschnittes mehr davon hören, wie besorgt die Aegypter für die Todten waren: was Alles von dem Aberglauben herrührt, daß die Seele der Verstorbenen nur so lange in dem Körper weile, als er nicht verwese; wäre das geschehen, da verlasse sie ihn und gehe in fremde Körper von Thieren oder Pflanzen über.

---

*) Zu lesen ist darüber: Fr. Jakobs' Abhandlung über die Bildsäule des Memnon, in seinen Abhandlgg. über Gegenstände des Alterthums. Leipzig. Dyk. 1830.

Von Theben aus wurde später, als der Nil immer mehr geregelt wurde, auch das mittlere Aegypten, das sich allmälig aus dem Nilschlamme erhob, bevölkert, und es entstand daselbst die Stadt und das Reich Memphis. Man nennt Menes als den Erbauer dieser Stadt, von welcher ebenso ungeheure und bewunderungswürdige Ruinen von Thoren, Tempeln, Grabmälern vorhanden sind. Als aber der Nil bis an seine Mündung ausgetrocknet war, und auch das sogenannte Delta, d. i. das in der Gestalt eines Δ oder griechischen D sich zwischen den Nilarmen gebildete Land, sich vollends aus dem Meere erhoben hatte, so war die Verbindung mit Asien durch die Landenge von Suez hergestellt, und die arabischen Hirtenvölker kamen häufig herüber, und es entstanden bald ganze Hirtenstaaten, die die Priesterstaaten zu verdrängen drohten. Die Könige oder Pharaonen (so hießen sie) suchten sich ihrer zu erwehren, so gut es ging, oder gaben ihnen Sitze in Unter-Aegypten, so daß sie der Krone zinsbar blieben. Solche zinspflichtige Nomaden waren auch die Hebräer, ein ursprünglich chaldäisches Volk, das lange Jahre in Kanaan gelebt hatte, bis es die fruchtbaren Gefilde von Aegypten bezog. Kräftige Pharaonen, die bald den größten Theil von Aegypten, Meroe sowohl, als Theben und Memphis, unter ihrem Zepter vereinigten, machten diese freien Insassen bald zu Unterthanen, die sie zwangen, um ihre wilde Kraft zu brechen, bei neuen Riesenbauten zu dienen und die schwersten Arbeiten zu verrichten. Das sind die Paläste, Tempel, Königsgräber in Mittel-Aegypten und eine neue Art von Denksteinen, die Obelisken. Dies sind viereckige, oben spitz zulaufende Säulen, aus einem einzigen Granitsteine gehauen, von ungeheurer, 50—180 Fuß Höhe. Und diese Felsenblöcke stehen in Gegenden, wo ringsum über 100 Meilen keine Berge sind; man denke sich nun, was es für Mühe kostete, sie auf Canälen oder Walzen und andern Maschinen herzuschaffen, was sie zu meißeln und abzuglätten, was sie aufzurichten! Mit Recht nennt sie Eichhorn fluchwürdige Denkmale von Despotie und Sklaverei. „Es sind Werke," sagt derselbe in seiner Weltgeschichte, „unter dem Fluche der Menschheit ausgeführt, die nur einmal möglich waren, und nie wieder möglich werden müssen, weil die Welt nie wieder in die Rohheit, Wildheit und Knechtschaft gerathen darf, während welcher sie entstanden sind. Die ungeheuern Felsenmassen, die hier gemeißelt und dort auf einander gethürmt, und die Berge von Erde, die anderwärts aufgeworfen worden sind, brauchten Hunderttausende von Sklavenhänden zu ihrer Entstehung, die nur dem wilden Despotismus asiatischer Sieger und Beherrscher zu Gebot stehen konnten, wenn er Besiegte und Unterthanen wie Herden von Sklaven zusammentrieb; und Menschenwerth und Würde konnte nur in jenen rohen Zeiten der anfangenden Bildung so verkannt werden." Den ersten und größten Obelisken soll Ramses errichtet haben: es ist derselbe, der vom Kaiser Constantin nach Rom gebracht, und dort, von den Vandalen niedergerissen, nach langen Jahrhunderten aus seinen Trümmern wieder vom Papste Sixtus V. zusammengesetzt und vor der Peterskirche aufgestellt wurde, wo er bis auf diesen Tag

noch steht. Zur Zeit, als König Salomo den Tempel in Jerusalem baute, ersann der Uebermuth ägyptischer Herrscher wieder eine neue Art von Gebäuden, die Pyramiden. Sie stehen auf einer gleichseitigen Grundfläche, die so groß ist, daß eine mittelmäßige Stadt darauf Platz fände, und bestehen aus Steinen, welche ohne Mörtel nur unter einander liegen und sich durch ihre Schwere erhalten. Inwendig theilen sich diese ungeheuern Räume in verschiedene Gänge, Kammern und Säle, in welchen gleichfalls Mumien aufbewahrt sind. Bei Kairo sieht man noch jetzt drei große Pyramiden; bis an die vierzig stehen noch an andern Orten.

Von der Zeit der Obelisken und Pyramiden an zog sich die Bevölkerung Aegyptens immer mehr gegen das mittelländische Meer zu, und Schifffahrt und Handel wurden bald der Haupterwerbzweig des Landes. So kam wohl viel Reichthum in's Land, aber der Reichthum blieb in den Händen der Kaufleute und der königlichen Beamten, die sie besteuerten, der Bauer aber und der Hirte verarmte. Denn konnte er auch jetzt, da sein Getreide und Vieh ausgeführt wurde, theurer verkaufen, so lockten ihn doch die neuen Waaren, die die Kaufleute aus fernen Ländern brachten, zu manchem Aufwand; und er gab oft vieler Tage Schweiß und Arbeit für ein buntes Kleid oder anderes Prunkzeug, bis er endlich auch seinen Acker geben, oder seine Herde, und, um nicht zu verderben, Knecht werden mußte bei dem Reichen. Das ist die Geschichte des Menschenelends bei allen Völkern, wo Schätze früher in's Land kamen, als Geistesbildung, und wo nicht sittliche Stärke die Grundlage des Volksthums gewesen.

§. 15. Die Hebräer.

Zu der Zeit, als Cekrops und Danaus Aegypten verließen, aus Unmuth über den Druck der Herrscher und Priester, ist auch Moses aus dem Volke der Hebräer ausgezogen nach Arabien. Dieser Mann Gottes war durch wunderbare Fügung als Kind gerettet worden; denn zu seiner Zeit hatte ein grausames Gebot des Königs geheißen, alle neugeborne Knaben der Hebräer zu tödten, um also das ganze Volk, das sich nicht fügen wollte in die harte Knechtschaft der Aegypter, zu vertilgen. Er wurde am Hofe erzogen und in aller Weisheit der Priester unterwiesen. Als er aber zum Manne reifte und inne wurde, daß er auch aus dem verachteten und geplagten Volke stamme, jammerte ihn dessen, und weil er einen übermüthigen Vogt erschlagen, flüchtete er nach Arabien, wo er bei einem Nomadenpriester lebte und das Land jenseit des rothen Meeres kennen lernte, wo einst die Väter seiner Nation, Abraham und Isaak und Jakob, gewohnt hatten. Und es gab ihm Gott den Gedanken, sein Volk aus Aegypten zu erlösen und in das alte Vaterland zurückzuführen. Solches vollbrachte er um's Jahr 1500 v. Chr., und am Berge Sinai versammelten sich die Flüchtlinge. Wie er aber das Volk sah, niedergedrückt von langer Knechtschaft, an Geist und Körper schwach, in gemeine

Sinnlichkeit und Aberglauben versunken: da merkte er, daß er es nicht wagen dürfe, einzuziehn in Kanaan, wo tapfere und kräftige Insassen mächtigen Widerstand befürchten ließen. Darum beschloß er zu ziehen längs der menschenleeren Wüste, wo er das ausgeartete Geschlecht zu einem herrlichen Volke voll Verstand und Weisheit umschaffen könnte. (5. B. Mos. IV. 6. 7. 8.). Darum gab er ihnen zuvörderst auf göttlichen Befehl zehn Grundgebote vom Berge Sinai: unter Donner und Blitz verkündete er sie ihnen. Durch diese Gebote wollte er sie zuerst zum alten Glauben Abrahams führen, zu dem Glauben an Einen Gott, an den Nationalgott Jehovah, der die Väter geführt, und ihnen seinen Schirm verheißen, wenn sie nach seinem Willen lebten. Um diesen Glauben, wie ihre ganze künftige Staatsverfassung, dauernd zu begründen, sollten sie durch diese Gebote zu sittlich guten Menschen werden; gleich den Stammvätern, deren Geschichten er unter ihnen erneuerte und heiligte (5. B. Mos. IV. 9), sollten sie in einem frommen Familienleben von den Früchten des Landes, das er ihnen geben werde, sich redlich nähren, die Ehe heilig halten und Vater und Mutter ehren, weder todtschlagen, noch stehlen, noch verleumden, sondern heilig halten des Bruders Recht und Eigenthum.

Allein den schnellen Uebergang von Sklaverei zur Freiheit vertragen nur edle Seelen: gemeine mißbrauchen letztere, und halten Zügellosigkeit für Freiheit. Auch die Israeliten konnten ihr Glück nicht vertragen, wollten keinem Gesetze gehorchen und am wenigsten an ihrer Besserung und sittlichen Erhebung arbeiten. Immer sanken sie wieder zum ägyptischen Götzendienste zurück, zerstreuten sich in der Wüste und begehrten ein wildes nomadisches Leben zu führen, während sie ihr weiser Führer zu einem arbeitsamen Ackervolke bilden wollte. Moses ermüdete nicht, und gab seinen großen Entwurf nicht auf. Die Abtrünnigen und Ungehorsamen bestrafte er auf's Strengste, ja, die Meuterer ließ er durch die Schärfe des Schwerts vertilgen und fuhr fort seine Staatsverfassung auszubilden, wobei er Alles benutzte, was er in Aegypten Gutes gesehen und gelernt hatte. Weil er dort die übeln Folgen der Unwissenheit und der Sittenlosigkeit sah, beschloß er, Israel zu einem Volke Gottes zu machen, das keinen andern Oberherrn als Jehovah selbst sollte haben. Es waren dreizehn Stämme ausgezogen; von diesen bestimmte er einen, den Stamm Levi, der die verständigsten und willfährigsten Leute zählte, zum Priesterstande. Dieser sollte, gleich dem ägyptischen Priesterorden, hochgeehrt und heilig sein, das Richteramt im Namen Gottes haben, den Gottesdienst besorgen und das Volk belehren; denn er wollte keinen geheimen, keinen bildlichen Gottesdienst: denn zu leicht wird über dem Bilde der Gegenstand vergessen, und das ist dann der Aberglaube, der bis in's Unvernünftige fortschreitet. Es sollte aber diese Unterwerfung unter das göttliche Gesetz die Willenskraft erwecken, und ein Volk aufrichten, das da lebte unsträflich, liebreich unter sich, aber furchtbar den Feinden. Wären sie in Kanaan eingezogen, so gebot er ihnen, das Land zu erobern und unter die zwölf Stämme zu thei-

len; der Stamm Levi aber sollte kein Land besitzen, sondern in Freistätten wohnen, und von den Erzeugnissen des Landes den Zehenten bekommen — den Zehenten, den diese mit den Fremdlingen, mit den Wittwen und Waisen zu theilen hätten. „Denn unter euch," hieß sein Gebot, „soll kein Armer gefunden werden." Dort in dem gelobten Lande sollten die Israeliten vom Feldbau leben; denn er sah in Aegypten den schädlichen Einfluß des Handels auf die Wohlfahrt der übrigen Insassen; darum eiferte er gegen allen Wucher- und Pfänder = und gewinnsüchtigen Verkehr. Darum gebot er auch, das Erbgut einer jeden Familie sollte unveräußerlich sein. Um das ganze Volk vereinigt zu erhalten, führte er einen feierlichen Gottesdienst ein, der in drei Hauptfesten: dem Passah, Pfingst = oder Erntefest und Laubhütten = oder Herbstfest auf einem allgemeinen Versammlungsplatze jährlich gefeiert werden sollte. Auf diesem Versammlungsplatze errichtete er ein großes Zelt, die Stiftshütte, in welcher die Bundeslade stand, und in der die Opfer verrichtet und heilige Gesänge und Gebete dargebracht wurden. Um aber das Volk vor der Herrschaft der Priester zu schützen und seine Freiheit zu bewahren, ordnete er Landtage an, wo sich das ganze Volk Mann für Mann versammeln sollte, um sich im Namen Gottes, d. i. im Sinne der Gesetze, über das Gemeinwesen zu berathen. Auch stiftete er ein Erlaßjahr, d. i. an jedem siebenten Jahre sollte Jehovah zu Ehren alle Schuld erlassen werden. So konnte also keine Familie ganz verarmen: damit aber dies nicht zur Trägheit führe, wurden scharfe Strafen auf Müßiggang und Fahrlässigkeit gesetzt. Sklaverei wollte er verbannt wissen aus seinem Volke, und die Frauen waren wohl als Mägde ihren Gatten unterthan, doch waren ihre Rechte gesichert, und jede Härte und Grausamkeit der Männer wurde streng geahndet. Es hatten aber die Töchter das Recht, den Vater zu beerben, wo keine Söhne vorhanden waren. Den Priestern zur Seite sollten Richter Recht sprechen, das Volk führen und regieren. Das Recht aber, die Gebote Gottes anders zu deuten und die Ordnung der Gesetze zu verändern, sollte weder bei Richtern, noch Priestern stehen; in diesem Falle verhieß er dem Volke: Gott würde einen Propheten, wie er sei, erwecken, dem solle man gehorchen. Würde aber von den Propheten selbst für nöthig erachtet werden, daß sie einen König setzten über das Land, gleich den übrigen Völkern, so lautete das Gebot, wie folgt: So sollst du den über dich zum Könige setzen, den der Herr dein Gott erwählen wird. Du sollst aber aus deinen Brüdern einen zum Könige über dich setzen; denn du kannst nicht irgend einen Fremden, der nicht dein Bruder ist, über dich setzen. Allein daß er nicht viele Rosse halte und auch nicht viele Weiber nehme, und soll auch nicht viel Silber und Gold sammeln. Und wenn er nun sitzen wird auf dem Stuhle seines Königreichs, soll er dies andere Gesetz von den Priestern nehmen und auch ein Buch schreiben lassen. Das soll bei ihm sein, und soll darin lesen sein Lebelang, auf daß er lerne fürchten den Herrn seinen Gott, daß er halte alle Worte des Gesetzes und die Rechte des Volkes. Er soll sein Herz nicht erheben über seine Brüder, er soll nicht wei-

chen von dem Gebote, weder zur Rechten, noch zur Linken, auf daß er seine Tage verlängere in seinem Königreiche.

Schön und würdig sind auch seine übrigen Gebote, in welchen er allgemeine Menschenliebe heischt, und alle Keime der Barbarei in seinem Volke zu ersticken sucht. Allein er brauchte vierzig Jahre, bis er es wagen durfte, aus der Wüste hervorzutreten. Die Alten, die aus Aegypten gekommen, waren sämmtlich auf dem Zuge gestorben; und ein neues, besseres Geschlecht, das sich Moses erzogen und gebildet hatte, stand nun an den Grenzen des verheißenen Landes, das erobert werden sollte.

§. 16. Die Israeliten erobern Palästina.

„Von dem einunddreißigsten bis in den vierunddreißigsten Grad n. B. — schreibt Johannes von Müller — erstreckt sich das Land Kanaan oder Palästina, zwischen der Seeküste der Phönizier, der großen arabischen Wüste, dem Libanon und dem schwarzen Gebirge, welches das peträische Arabien füllt, wovon Sinai der Mittelpunkt ist, und Hügel ausgehen, die sich den Armen des Libanon anschließen. Das Land wird von dem Flusse Jordan durchströmt, welcher, da er den schönen See von Kinereth gebildet, sich traurig im todten Meere verliert, welches den Krater eines alten Vulkans oder tiefe Pechgruben zu füllen scheint. Kanaan ist fruchtbar genug, um ein ungemein zahlreiches Volk zu nähren, und Polybius fand Galiläa für die Verpflegung beträchtlicher Heere bequem. Prächtige Städte zierten die Küste; Balsamgärten und Palmenwäldchen die Gefilde von Jericho; Getreide im Ueberfluß die weiten Fluren Esdrälons; herrliche Weiden die Berge von Basan und Sarons Triften; Wein selbst Karmel und Judas Gebirge."

Dies schöne Land sah Moses von der Höhe eines Berges, 120 Jahre alt; aber hin kam er nicht. Das hohe Alter hatte seine Kraft gelähmt; er übergab das Regiment dem tapfern Josua, empfahl dem Volke noch einmal die Gebote des Herrn und ging auf den Berg Nebo, zu sterben. Josua aber mit dem verjüngten Volke rückte gegen den Jordan, wo schon drei Stämme während Mosis Leben sich gelagert hatten, und setzte über den Fluß und eroberte mit stürmischer Tapferkeit mehrere Städte der Kananiter, besiegte die Völkerschaften, die sich seinem Zuge widersetzten, und theilte das eroberte Land, wie es Moses geheißen, unter die zwölf Stämme; die Stiftshütte aber stellte er zu Silo auf, wo der Hohepriester wohnte.

Aber es blieben noch immer viele Städte und ganze Landschaften zwischen den Besitzungen der Israeliten, wo Kananiter wohnten, die theils nicht zu besiegen waren, theils sich mit den neuen Eingewanderten abgefunden hatten, so sehr auch die Priester gegen solche Verträge eiferten; denn, was sie befürchteten, geschah: die Israeliten vermengten sich mit den Kananitern durch Eheverbindungen und nahmen ihre Götzen und Sitten an, und der Priesterstaat hatte schon nach Josua's Tode wenig Einheit, denn die Stämme hingen

nur locker an einander, und da kein Fürst im Lande war, so that ein Jeglicher, was ihm recht dünkte. Nur wenn Gefahr drohte und Feinde in ihr Gebiet einfielen, da vereinigten sich die nächsten Stämme und wählten einen Richter, d. h. Feldherrn, und wenn die Gefahr groß war, zog auch der Hohepriester aus mit der Bundeslade, die, um das Kriegsvolk zu begeistern, wie ein Panier vor dem Heere hergetragen wurde. Solche Richter waren Gideon, die tapfere Debora, ein Weib voll Einsicht und Heldenmuth, Barak u. A. Unter Jephthah sah man beinahe in demselben Zeitraume, als das Leben Iphigenia's in Aulis der Diana geweiht wurde, wieder ein Menschenopfer bluten: der Mann hatte ein Gelübde gethan, wenn er siegen würde, das Erste, das ihm nach der Heimkehr entgegenkäme, Gott darzubringen. Er siegte, kehrte heim; und — siehe da, es kam ihm entgegen seine Tochter mit Pauken und Reigen. Da zerriß er wohl seine Kleider und war betrübt bis in's Innerste seiner Seele, aber er that doch, wie er gelobt hatte. Sehr oft wurden auch die Stämme selbst uneins unter einander, und so entstanden blutige Bürgerkriege. Endlich gelang es wieder dem Hohenpriester Eli, das ganze Volk Israel zu vereinigen und glückliche Jahre herbeizuführen; als aber seine eigenen Söhne, die auch Priester waren, das Recht beugten und wider das Gesetz handelten, stand es wieder schlimm im Lande; und als die Philister wieder drängten, da wurden die Israeliten, die mit den Söhnen Eli's ausgezogen waren, geschlagen und die Bundeslade weggenommen. Die Nachricht hievon kostete Eli das Leben, und das ganze Volk schwebte in großer Gefahr. Da stand der Prophet Samuel auf, der als Oberpriester und Richter das Volk wieder ermahnte zur Einigkeit und zum tapfern Muthe, so daß sie glücklich dem Feinde widerstanden, die Bundeslade zurückerhielten, und vierzig Jahre lang unter seiner Regierung in großer Sicherheit lebten. Weil aber seine Söhne, die zu seinen Nachfolgern bestimmt waren, gleich den Söhnen Eli's, ausarteten, begehrten die Stämme Israel von dem alten Propheten, er solle ihnen einen König geben.

Diese Geschichten der Israeliten alle sind in hebräischer Sprache niedergeschrieben, und nebst spätern Nachrichten und andern gottseligen Schriften in ein Buch gesammelt worden, welches mit Recht das Buch der Bücher (Bibel) und die heilige Schrift genannt wird, und, fast in alle Sprachen übersetzt, ein Buch der Lehre, des Trostes und des Glaubens geworden ist den Völkern vom Tajo-Strom bis zu der Behringsstraße hin und auch über das große Weltmeer gedrungen ist. Die Grundzüge des mosaischen Gesetzes haben große Völker erhoben, während das auserwählte Volk, für das es geschrieben ist, zerstreut, heimathlos und verachtet auf Erden wandelt.

§. 17. Das weibliche Geschlecht der Vorzeit.

Dies ist nun die Geschichte der Vorwelt, die wohl ungewiß und mit Sagen vermengt ist, aber doch ungemein viel Erhebendes und Belehrendes

darbietet, wenn man nur das Wahre von dem Falschen, Dichtung und Wahrheit von einander zu scheiden versteht und besonders das berücksichtigt, was sich aus dieser Zeit erhalten hat: Denkmäler der Baukunst, Erfindungen des menschlichen Geistes, Sitten und Gebräuche der Völker, die aus jenen Zeiten stammen und zum Theil noch jetzt fortbestehen, und schriftliche Ueberlieferung. Ein treuer Abdruck jener Zeit ist besonders Homer, welcher in zwei Gedichten, der Iliade und der Odyssee, die Thaten der Helden des trojanischen Krieges mit bewunderungswürdiger Einfalt erzählt. Es enthalten diese Gedichte, wenn man die mythische Einkleidung wegnimmt, die würdigsten Ideen und Ansichten von Gott, von der Bestimmung des Menschen, von Tugend und Menschenliebe, und auch sie sind daher nächst den Schriften Mosis reiche Quellen, woraus die Menschen zur Entwickelung wahrer Humanität bis auf unsere Tage geschöpft haben.

Ehe wir aber hinübergehen zu den folgenden Zeiträumen der Geschichte, wollen wir noch einen Blick zurückwerfen auf das weibliche Geschlecht, und die Frage erörtern: was das Loos der Frauen der Vorwelt gewesen sei, und wieviel sie zum Wohle der Menschheit beigetragen haben?

So wild es in diesen Zeiten des Kampfes und der Barbarei auch aussieht, zeigt sich doch allenthalben die rohe Kraft der Männer, dem Weibe gegenüber, milder und sanfter; gleich wie sich die rauhe Natur, an der wärmenden Sonne schmelzend, anmuthiger und friedlicher gestaltet, erscheint uns auch das Leben jener Heroen lieblicher, wenn man das häusliche Leben, wo die Frauen walten, näher betrachtet. Je cultivirter ein Volk war, desto besser behandelte es die Weiber. Die Aegypter, Hebräer und Griechen, die in diesem Zeitraum die hervorragendsten sind, haben alle, mit wenig Ausnahmen, die Vielweiberei aufgegeben, und die Ehe wird heilig gehalten, und die Weiber haben volle Menschenrechte. Sie erhielten aber solche Begünstigungen, sobald sie es werth waren: lesen wir nicht von den ägyptischen Hebammen, daß sie sich eine Nothlüge erlaubten, weil sie die zum Tode verurtheilten Knäblein der Israeliten retten wollten? Und welch' eine Frau war die Tochter Pharao's? Hat sich nicht die Vorsehung ihrer bedient, um den großen Befreier Israels aufzurichten? Scheint nicht Moses von der Würde der Frauen beseelt, daß er in allen seinen Gesetzen auf das Schonendste das schwächere Geschlecht behandelt wissen will, und nur Strenge empfiehlt, wo Sittenverderbniß durch weibliche Lasterhaftigkeit zu befürchten ist? Aber zur Gründung eines geordneten Familienlebens, aus welchem ein gottesfürchtiges Volk hervorgehen sollte, war es nöthig, daß der Mann des Weibes Herr sei.

Ebenso war es auch in dieser Zeit bei den Griechen, wo schon Cekrops und andere gleichzeitige Gesetzgeber, auch die Sänger Orpheus und Amphion, die Ehe eingeführt hatten. Wohl war Mädchenraub üblich, doch sprechen die ritterlichen Abenteuer eines Perseus, Bellerophon, Jason und Herkules ganz dieselbe Achtung für das schöne Geschlecht aus, die wir in neuern Zeiten an den Rittern des Mittelalters bewundern. In den Gedichten Homer's finden

wir wohl nicht die sentimentale, überfeine Gesinnung der neuern Romantiker, aber den gesunden und natürlichen Sinn, mit welchem die Männer an dem Weibe die kluge Hausfrau achteten, die Mutter ihrer Kinder liebten, für sie kämpften, und keine Gefahr scheuten, wenn es ihre Vertheidigung galt. Zuerst ist es Helena, die als Inbegriff weiblicher Schönheit, aber auch weiblicher Schwäche mit aller Liebenswürdigkeit dargestellt wird. Nicht malt und beschreibt Homer ihre einzelnen Züge; er schildert blos den Eindruck, den sie auf die trojanischen Greise machte, als sie in ihre Mitte trat:

„Als sie nunmehr die Helena sahn zum Throne sich wenden,
Leise redete Mancher und sprach die geflügelten Worte:
Tadelt nicht die Troer und hellumschienten Achajer,
Die um ein solches Weib so lang ausharren in Elend!
Einer unsterblichen Göttin fürwahr gleicht jene an Ansehn:
Dennoch kehr', auch in solcher Gestalt, sie in Schiffen zur Heimath,
Ehe sie uns und den Söhnen hinfort noch Jammer bereitet!"

Mit wenigen Worten, oft nur mit einem Beiworte, bezeichnet der Dichter ihre Reue, mit der sie ihr Vergehen verwünscht; und wie edel erscheint auch Menelaus, als er die Heimkehrende wieder in sein Haus aufnimmt, daß sie wieder, herrlich wie zuvor, in langem Gewande, aus duftendem hohen Gemache herwandelt an des Gatten Seite, Artemis gleich an Gestalt, gefolgt von trefflichen Mägden, die alle ihr dienen.

Giebt es eine rührendere Vorstellung und Liebe eines Weibes, als die Schilderung Homer's (Odyssee Ges. 21. V. 53), wie Penelope in der Waffenkammer ihres Gemahls den Bogen zum entscheidenden Wettkampf herabnimmt:

„Dort empor sich streckend, enthob sie vom Nagel den Bogen,
Sammt dem Behälter zugleich, der ihn voll Glanzes umhüllte.
Niedersaß sie anjetzt, und ihn auf die Kniee sich legend,
Weinete sie lautauf, und entzog den Bogen des Königs."

„Höchst charakteristisch — sagt Friedrich Jakobs — für die Ansicht ehelicher Liebe jener Zeit ist Penelope's Besonnenheit bei der Rückkehr des Gemahls. Von der heftigsten Freude, als sie die Nachricht empfängt, der Langersehnte sei zurückgekehrt und die Schar der Freier getödtet (Od. G. 23. V. 32), ergriffen, springt sie von dem Lager auf, umarmt die bejahrte Amme und benetzt sie mit Thränen der Freude; aber schnell weicht diese dem Zweifel, und, entzweit mit sich selbst, sitzt sie dem noch in Lumpen gehüllten Gemahl gegenüber, betäubt und stumm. Standhaft erträgt sie das Schelten des Sohnes und des Mannes Tadel, und weicht selbst dem Vorwurf der Lieblosigkeit nicht, bis Odysseus die Prüfung bestanden, und sie nicht mehr zweifeln kann, daß Er der langersehnte Gemahl ist. Da erbeben ihr Haupt und Kniee:

„Weinend lief sie hinan, und schlang sich mit offenen Armen
Ihrem Gemahl um den Hals, und das Haupt ihm küssend, begann sie:
Zürne mir nicht, Odysseus; du warst ja immer vor Andern
Gut und verständig gesinnt! Die Ewigen gaben uns Elend,
Welche zu groß es geachtet, daß wir beisammen in Eintracht
Uns der Jugend erfreuten, und sanft annahten dem Alter.

Doch nun mußt du mir darum nicht gram sein, oder mir eifern,
Weil ich nicht, du Geliebter, beim ersten Blick dich bewillkommt.
Immer ja starrete mir mein armes Herz in dem Busen
Angstvoll, daß mich Einer der Sterblichen täuschte mit Worten,
Kommend hieher: es sind ja so mancherlei schlaue Betrüger!
Auch die Argeierin Helena nicht, Zeus liebliche Tochter,
Hätte dem Fremdlinge je sich gesellt in Lieb' und Umarmung,
Wenn sie bedacht, einst würden die streitbaren Männer Achaja's
Wieder zurück mit Gewalt zum Vaterlande sie führen.
Doch sie wandte den Sinn, von der Göttin erregt, zu der Unthat,
Nicht die Strafe zuvor in ihrem Herzen erwägend,
Welche, so schreckenvoll, auch uns heimsuchte mit Kummer.
Jetzo, nachdem du die Zeichen mir so umständlich genannt hast
Unserer Lagerstatt, die sonst kein Sterblicher schaute,
Sondern nur du und ich selbst, und unsere Dienerin einzig,
Aktoris, die mein Vater mir mitgab, als ich daherkam,
Die uns Beiden die Pforte bewahrt des festen Gemaches:
Jetzo besiegst du mein Herz, wie hart es immer zuvor war.
Sprach's, und erregt' ihm stärker des Grams wehmüthige Sehnsucht;
Weinend hielt er sein treues, geliebtes Weib in den Armen. —
Und wie erfreulich das Land den schwimmenden Männern erscheinet,
Welchen Poseidon's Macht das rüstige Schiff in dem Meere
Schlug, mit Orkan umdrängend und aufgeschwollener Brandung;
Wenige retteten sich aus graulicher Fluth an's Gestade
Schwimmend daher, und häufig umstarrt die Glieder das Meersalz;
Freudig anjetzt ersteigen sie Land, dem Verderben entronnen:
So war ihr auch erfreulich der Anblick ihres Gemahles,
Und fest hielt um den Hals sie die weißen Arm' ihm geschlungen."

„So war — fährt Jakobs fort — die Liebe der Griechen. Tief und innig, nicht sich erschöpfend in reichem Wortfluß der Empfindsamkeit, nicht die Schranken überwogend, die ihr besonnene Klugheit setzte, weßhalb sie denen kalt scheint, die nur in moderner Ueberschwenglichkeit der Rede Leidenschaft erkennen wollen."

Wie herrlich sind dann auch Homer's übrige Frauengestalten! Andromache vor allen, die edle Gattin Hektor's. Das anmuthigste Gemälde eines wohlgeordneten Familienlebens und weiblicher Häuslichkeit giebt er aber in dem 7. Gesange der Odyssee. Auf der Insel Scheria nämlich wohnt der König Alkinoos, dessen Gattin Arete und Tochter Nausikaa das Haus und die Wirthschaft mit so vielem Fleiße und Verstande bestellen, daß ihm selbst, den Hausgenossen und Gästen wohl wird und behaglich. Mit dieser Häuslichkeit verbinden aber Beide so viel Geist und edlen Verstand, so viel Anmuth und Sitte, so viel liebenswürdige Einfalt, daß man es dem Vater anmerkt, wie er sein Töchterchen liebe; und von der Gattin heißt es:

„Sie erkor Alkinoos drauf zur Gemahlin,
Welcher sie ehrt, wie nirgend ein Weib auf der Erde geehrt wird
Aller, die jetzo vermählt das Haus der Männer verwalten.
Also hoch im Herzen wird jene verehrt und geachtet,
Wie von Alkinoos selbst, so auch von den trautesten Kindern,
Auch dem Volk, das umher wie der Göttinnen Eine sie anschaut,
Freudig mit Gruß sie empfangend, so oft die Stadt sie durchwandelt.
Denn nicht fehlet es ihr an Geist und edlem Verstande,
Ja auch Zwiste der Männer entscheidet sie selber mit Weisheit."

Alte Welt.

Geschichte der Menschen seit dem trojanischen Kriege bis auf die Geburt Christi.

Vom J. 900 vor Chr. bis 1 nach Chr.

I. Geschichte der Griechen und der übrigen Welt vom J. 900 bis 510 vor Chr.

§. 1. Einleitung.

Mit diesem Zeitraume fängt erst die wahre Geschichte und eine, wiewohl nicht durchaus, sichere Zeitrechnung an, weil die Begebenheiten der Welt bereits von griechischen Geschichtschreibern niedergeschrieben wurden, welche die Nachrichten bei allen Völkern sammelten. Ganz frei von Mythen ist dieser Theil der alten Geschichte noch nicht, aber diese lassen sich schon jetzt, bei der Menge zuverlässiger Nachrichten, leichter erkennen und von der wahren Geschichte scheiden. Es scheint, daß das Bestreben weiser Männer, ihre Völker durch Schriften zu bilden, sie verleitet habe, die Thaten der Väter zu vergrößern und Alles wunderbar zu gestalten, damit so die Nachkommenschaft erhoben und begeistert würde, sich solcher Vorfahren würdig zu bezeigen. Darum leiteten sie auch gewöhnlich ihre Helden, ja, das ganze Volk von Göttern ab, und so wurde denn gewöhnlich die Geschichte eines Volkes auch zugleich eine Religionsgeschichte: ja, die Geschichte vertritt bald bei steigender Cultur die Stelle der Poesie, indem sie, wie früher diese, den religiösen Sinn der Nationen nährte und pflegte. Oft gehen aber neuere Geschichtsforscher darin zu weit, daß sie Nachrichten von Völkern und großen Männern, die zu poetisch ausgemalt sind, für Mythen oder Fabeln erklären, und auch solche Geschichten verwerfen, die in der Verfassung und Gesittung eines Volkes hinlängliche Spuren ihrer Glaubwürdigkeit haben.

§. 2. Das Volk Israel und dessen Könige.

Es giebt der erste Zeitraum alter Geschichten ein höchst mannigfaltiges Schauspiel, dessen einzelne Bilder aber bereits in einiger Beziehung zu einander stehen. Besonders merkwürdig ist die vollendete Ausbildung der asiatischen Welt bis zu der Zeit, wo diese nebst der Macht und Herrschaft, die immer

Folgen höherer Geistesbildung sind, allmälig nach Europa übergeht. Das alte Ninive und Babylon war schon zur Zeit des trojanischen Krieges von seiner Herrlichkeit gesunken, und dieses große Reich, das sich über die östlichen Länder Asiens bis nach Indien erstreckte und Medien und Persien umfaßte, war jetzt in mehrere kleine Staaten zerfallen, die kaum mehr den benachbarten so eben entstandenen Reichen widerstehen konnten. So bildete sich inzwischen Damaskus in Syrien, Tyrus in Phönizien, Lydien in Klein-Asien und vorzüglich das neue Reich Israel in Palästina. Letzteres hatte wirklich seit 1095 v. Chr. durch die Erwählung eines Königs an Macht und Ansehn gewonnen. Sein erster König Saul vereinte glücklich alle Stämme, besiegte die Philister und machte sich furchtbar allen übrigen Kananitern, obgleich das Ende seiner Regierung, weil er mit den Priestern zerfiel, unglücklich war. Sein Nachfolger, David, den die Priester und die Stimme des Volkes aus einem Hirten zum Könige erhoben, endete glücklich die Wirren des Reiches, trieb die Kananiter aus ihren letzten Festungen heraus, schlug die Edomiter und Syrer, und trug seine siegreichen Waffen bis an den Euphrat. In Jerusalem, das er erbaute, legte er seine Residenz an, und, gestützt auf ein stehendes Landheer, regierte er nach Willkür, ohne jedoch den Rath der Priester zu verschmähen. Doch waren die Israeliten unter seiner Regierung nicht nur tapfer und mächtig: sie waren auch an Gesittung und Bildung den benachbarten Völkern voran. Viel trugen dazu die Propheten bei, welche die alten Sagen Mosis in begeisterter Rede dem Volke mittheilten und unablässig vorführten, und es so zu dem Stolze erhoben, ein auserwähltes Volk Gottes zu sein. Der jährliche hohe Gottesdienst in der Stiftshütte wurde immer feierlicher mit Musik und herrlichen Gesängen abgehalten, und David, selbst ein trefflicher Harfenspieler und Sänger, dichtete dazu seine Psalmen, die wir noch besitzen. Die Macht, die David gegründet hatte, erhielt sein Nachfolger, der weise Salomo, und genoß die eroberten Schätze, wie asiatische Despoten zu thun pflegten. Er verband sich mit den Aegyptern und Phöniziern, um Theil an dem großen Welthandel zu nehmen. Da er aber selbst keine Seeleute hatte und nur phönizische in Dienst nehmen mußte, fiel der meiste Vortheil dieser großen Unternehmung den Phöniziern zu. Der glänzende Hofstaat aber, der Bau prächtiger Paläste zu Jerusalem und eines ungeheuern Tempels, der an Pracht Alles übertreffen sollte, was in Asien gebaut wurde, erschöpfte bald die königlichen Einkünfte; und große Auflagen, welche das Volk bisher nicht gewohnt war, mußten erhoben werden. Durch Wohlleben und Ueppigkeit gerieth auch die alte Kriegszucht in Verfall; und da Salomo selbst nicht kriegerisch war, entzogen sich bald die zinspflichtigen Könige seiner Herrschaft, und die Nation selbst empörte sich gegen die immer wachsenden Steuern. Noch glückte es dem Ansehn Salomo's, der durch liebenswürdige Tugenden viel Achtung unter dem Volke besaß, den Aufstand zu unterdrücken; als er aber um's Jahr 980 starb, und sein Sohn Rehabeam den Thron bestieg und sich weigerte, die öffentlichen Lasten zu erleichtern: da empörten sich zehn Stämme

und trennten sich, und gründeten unter dem erwählten Könige Jerobeam das Reich Israel, dessen Könige, neunzehn an der Zahl, zu Samaria residirten. Nur zwei Stämme, Juda und Benjamin, blieben dem Rehabeam getreu. Sein Reich hieß das Reich Juda, dessen erbliche Könige aus dem Hause David, zwanzig an der Zahl, zu Jerusalem wohnten. Durch diese Trennung war auch der Verfall des gesammten israelitischen Volkes vorbereitet. Schade um ein solches Volk, das durch die weisen Gesetze Mosis und den hohen Geist seiner Einrichtungen solch einen Aufschwung genommen hatte, daß es an Staatsweisheit, Kunst und Wissenschaft, so wie an Tapferkeit herrlich sich erhob vor allen Völkern Asiens. Bei keinem Volke ist je das Familienleben so innig gewesen, bei keinem war hohe reine Sittlichkeit so eng verbunden mit der Religion und der Gesetzgebung, kein Volk hatte je den Gedanken so lebendig aufgefaßt: daß alle Handlungen, ja, die geheimsten Empfindungen von Gott gesehen werden. Diese Innigkeit und Sittenreinheit leuchtet aus allen ihren Schriften, und bildet mit den erhabensten Vorstellungen und Schilderungen der Größe Gottes die Grundlage neuerer Poesie, wo sich der in's Unendliche sich erhebende Geist von allem Sinnlichen loszumachen scheint. Die begeisterten Reden der Propheten konnten aber den Verfall der Sitten nicht aufhalten; das Volk und die Könige verließen den Glauben ihrer Väter, und so verließ sie denn auch der Segen Jehovah's, und die Heiden, die vormals ihre Unterthanen waren, kamen in's Land und wurden ihre Herren. Denn zu ihrem Unglücke erhob sich eben damals, um's Jahr 800 v. Chr., ein neu-assyrisches Reich unter König Phul, und in die assyrische Provinz Babylonien zieht ein nördliches Nomadenvolk, die Chaldäer, ein, die bald daselbst unter Nabonassar das neu-babylonische Reich gründen. Beide Reiche erheben sich nun furchtbar, und wälzen sich mit ihren Kriegsscharen gegen Westen und Süden her; — ein Glück für Griechenland, das sich eben damals als eine Pflanzschule europäischer Menschheit bildete, daß die israelitischen Reiche, daß Syrien und Lydien die Stämme dieser Barbaren noch 300 Jahre lang aufhielten: sonst wäre diese schöne Blüthe noch im Entfalten zerstört worden.

§. 5. Die Griechen nach dem trojanischen Kriege.

Troja lag in Schutt; die Fürsten der Hellenen kehrten heim, fanden ihre Heimath verändert und fast in allen Staaten die Liebe und Anhänglichkeit an das alte Königthum erkaltet. Die abenteuerliche Tapferkeit, mit der die Fürsten in diesem Kriege Tausende ihrer Gefährten opferten und ihre Familien sowohl, als ihre Völker daheim vernachlässigten, erbitterte die Griechen, und weil sie sich so lange selbst überlassen waren, begannen sie zur Erhaltung und Sicherheit ein Gemeinwesen zu errichten. So entstand das Gefühl ihrer eigenen Kraft; sie hatten gesehen, daß sie sich selbstständig, ohne Könige, regieren konnten; und als jene wiederkehrten und die Unterthanen zum alten Gehor-

sam wiederbringen wollten: da fanden sie häufig Widerstand, und die meisten griechischen Staaten schafften die königliche Würde ab und führten die republikanische oder Volksregierung ein. Dies wurde noch durch neue Einwanderungen nach Griechenland befördert. Schon kämpften nämlich mehrere griechische Staaten mit einander, denn der Freiheitssinn geberdete sich unruhig und verschmähte bald jede Schranke und erlaubte sich auch gegen die Nachbarn alle Gewaltthätigkeit: als ein kleiner Stamm, der sich von Herkules herleitete und Herakliden nannte, sich erhob und, mit den Doriern am Pindus vereinigt, in den Peloponnes einfiel und denselben eroberte, weil er ehemals ihren Vorfahren zugehört hatte. Durch diesen Einfall wurde bald eine allgemeine Bewegung unter den Griechen veranlaßt; die aus dem Peloponnes vertriebenen Achajer und Jonier warfen sich auf andere Stämme — und so war Krieg allenthalben, bis mehrere Haufen nach Klein-Asien auswanderten, wo sie sich an der Küste ansiedelten und allmälig eine Reihe blühender Städte gründeten. Dies ist der Ursprung des klein-asiatischen Griechenlands, das von seinen Stämmen Jonien, Doris und Aeolien hieß. Die Herakliden aber selbst mit den verbündeten Doriern stifteten das neue lacedämonische Reich. In den Zeiten der wilden Zwietracht waren es drei Einrichtungen, welche die Einheit von Griechenland und die Einigkeit unter den einzelnen Stämmen wieder herstellten: die Amphiktyonen-Versammlung, das delphische Orakel und die olympischen Spiele.

§. 4. Die Amphiktyonen-Versammlung, das delphische Orakel und die olympischen Spiele.

Immer gab es auch in wilden kriegerischen Zeiten weise Männer, welche einsahen, daß das Volk der Griechen durch Uneinigkeit und Zwietracht untergehen würde, und die darum auf Mittel sannen, den Landfrieden, wenn auch nur auf kurze Zeit, wieder herzustellen. Schon in den ältesten Zeiten, wie bereits erzählt worden, bestand das Amphiktyonen-Gericht, welches sich nun wieder, und zwar in der Stadt Delphi zu versammeln pflegte, um Zwistigkeiten der einzelnen Staaten zu schlichten, und so den innern Fehden ein Ende zu machen. Aber zu Delphi war noch eine andere Stiftung, die nicht wenig dazu beitrug, durch ihr göttliches Ansehn Frieden und alle mit dem Frieden verbundene Wohlthaten dem Lande zu schenken — das Orakel des pythischen Apollo. Orakel gab es auch bei andern Völkern, doch nirgend gelangten sie zu solchem Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, als in Griechenland. Auch in Griechenland gab es mehrere Orakel; das erste war gleich bei der Einwanderung asiatischer Fremdlinge zu Dodona in Illyrien gegründet worden, wo eine ägyptische Priesterin in der hohlen, dem Jupiter geheiligten, Eiche wahrsagte. Mehrere dergleichen Stiftungen in andern Gegenden Griechenlands entstanden später. Das delphische aber war unter allen das vorzüglichste. In der rauhen, gebirgigen Landschaft Phocis

nämlich lag, wie in einem Bergkessel, die kleine Stadt Delphi am Fuße des Berges Parnassus. An diesem lag eine Höhle, aus deren Ritzen ein Schwefeldampf emporstieg, der Menschen und Thiere, die sich näherten, ganz betäubte, ja Erstere sogar mit einem sonderbaren Wahnsinn erfüllte, in welchem sie allerlei Unsinn redeten, oder wohl gar wahrsagten. Es ließ sich denn an diesem Orte eine Priesterschaft nieder, welche sich dem Dienste Apollo's, des Wahrsagenden, gewidmet hatte, und ihm einen Tempel baute, indem in der Gegend bekannt gemacht wurde, daß durch diese wunderbare Höhle Apollo heilsame Rathschläge in wichtigen und bedenklichen Fragen ertheile. Diese Orakel aber zu vernehmen, war eine Priesterin, die, von dem Beinamen des pythischen Apollo, Pythia hieß, auserwählt. Es wurde nämlich auf die Spalten, wo der Dampf hervorquoll, ein Dreifuß gestellt, auf den sich die Priesterin setzen mußte. In dieser Stellung gab sie nun, wie sie von dem Dampfe betäubt war, allerlei sinnlose Töne und verwirrte Worte von sich, die dann die Priester in Ordnung brachten und in wohlklingenden Versen den Rathsuchenden mittheilten. Gewöhnlich waren diese Aussprüche so zweideutig und dunkel, daß man das Orakel nicht beschuldigen durfte, wenn der Ausgang nicht entsprach. Hier zwei Beispiele:

Einem Könige von Sparta ward folgender Orakelspruch, als er in den Krieg zog:

„Meide den rauschenden Hoplites, ich warne Dich ernstlich,
Und den Drachen, den Sohn der Erde, der hinter Dir herschleicht!".

Niemand verstand den Spruch; weil aber Hoplites einen Bewaffneten bedeutet, so muthmaßte man, der König werde von der Hand eines bewaffneten Feindes sterben, weil er doch als tapferer Krieger keinem Feinde ausweichen dürfe. Allein er kam glücklich durch in manchen Schlachten, und erst nach vielen Jahren erfüllte sich der Orakelspruch, indem der König an dem Flüßchen Hoplites von einem Manne erlegt wurde, der das Zeichen eines Drachen im Schilde führte.

Als Pyrrhus, König von Epirus, aus dem Geschlechte des Aeneas, — von dem noch in dieser Geschichte die Rede sein wird — gegen Rom zu Felde ziehen wollte, befragte er auch das Orakel zu Delphi, ob er wohl siegen werde, und bekam zur Antwort:

„Aeakus Geschlecht wird Rom, verkünd' ich, besiegen."

Nun ist es undeutlich ausgedrückt; denn das Geschlecht des Aeakus kann über Rom siegen, oder umgekehrt. Meistens aber waren die Priester durch die weisesten Männer Griechenlands genau von den Dingen unterrichtet, um welche sie befragt wurden, und ihre Antworten dienten oft dazu, das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes der Hellenen zu befördern. Und so wurde keine wichtige Staatsangelegenheit unternommen, kein Krieg begonnen, kein Friede geschlossen, ohne dieses oder ein anderes Orakel zu befragen, ja, selbst einzelne Familien holten sich hier Rath in ihren Angelegenheiten, und das delphische Orakel wurde bald so berühmt, daß sich auch fremde Nationen mit

glänzenden Gesandtschaften an dasselbe wendeten. Weil aber die Rathsuchenden große Geschenke in dem Tempel des Apollo niederlegten, so sammelten sich daselbst unermeßliche Schätze, welche die Priester zum Theil dazu verwendeten, die Stadt selbst und die Umgegend prächtig und geschmackvoll auszuschmücken. Anmuthige Haine wurden in diesem heiligen Thale gepflanzt, und, außer Apollo, noch andern Göttern und Göttinnen prächtige Tempel aus Marmor erbaut, wo in spätern Zeiten die herrlichsten Gemälde an Wänden und Decken, und Statuen von Marmor, Gold und Silber prangten. Alle diese Pracht und Herrlichkeit und den heiligen Schatz selbst zu bewahren, oblag den Amphiktyonen; und wenn je ein frevelnder Stamm es wagte, diese Heiligthümer anzutasten, so wurde von ganz Griechenland ein heiliger Krieg gegen ihn verordnet.

Eben so einflußreich auf die Gesittung der Hellenen waren die olympischen Spiele. Schon in den ältesten Zeiten hielt man bei Leichenbegängnissen und an Festtagen allerlei Wettspiele, wie denn Homer in der Iliade Ges. 23 und in der Odyssee Ges. 8 dergleichen anführt und ausführlich schildert. Die Kämpfer wetteiferten nämlich im Wagenrennen, im Laufen, im Faustkampfe, im Ringen, im Waffenkampfe, im Kugel- und Scheibenwerfen, im Bogenschießen und Speereschleudern. Alle diese Wettkämpfe wurden auch, um hellenische Stämme von Zeit zu Zeit zu vereinigen, an solchen Orten gehalten, die man ihrer imposanten oder romantischen Lage wegen für Lieblingssitze der Götter hielt; z. B. am Berg Olympus, auf der Erdenge von Korinth, im Hain von Nemea: und so gab es olympische, pythische, isthmische und nemeische Spiele, unter welchen die ersten, die später nicht mehr am Olympus in Thessalien, sondern in der Stadt Olympia in der reizenden Landschaft Elis gefeiert wurden, die berühmtesten und besuchtesten waren, wozu alle fünf Jahre das Volk aus allen hellenischen Staaten herbeiströmte, theils an den Wettkämpfen selbst Theil zu nehmen, theils nur zuzusehen. Als aber nach dem trojanischen Kriege beinahe hundert Jahre lang immerwährende Feindseligkeiten das Land zerstörten, mußten auch diese Festspiele unterbleiben. Erst im Jahre 900 erneuerte sie Iphitus, König von Elis, und wandte sich deshalb an das delphische Orakel, welches ihn dazu aufmunterte und folgende Antwort gab: „die zu Olympia an dem Alpheus ehedem gefeierten Spiele sollten wieder erneuert und ein Waffenstillstand für alle Staaten, welche daran Theil nehmen und die Rache des Himmels abwenden wollten, ausgerufen werden." Diese Feste dauerten gewöhnlich fünf Tage und begannen mit einem feierlichen Opfer, das dem olympischen Jupiter gebracht wurde. Sodann wurden auf prächtig ausgeschmückten Rennbahnen und in ebenso prächtigen Amphitheatern die verschiedenen Wettkämpfe vorgenommen. In spätern Zeiten fügte man auch noch den Wettstreit in allen Künsten und Wissenschaften hinzu, und es traten Sänger und Zitherspieler, Redner und Geschichtsforscher auf; Schauspiele wurden aufgeführt und Alles gezeigt, was griechischer Geist und griechische, sowohl körperliche als geistige, Kraft vermochte. Der Preis

aber, der den Siegern in diesen Wettspielen im Angesicht des versammelten Volkes gereicht wurde, war ein Olivenkranz. Welch ein Volk, das einen Preis von so geringem Werthe höher hielt, als goldene Kronen, und es der Mühe werth erachtete, Jahre lang sich zu üben in allerlei Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit, ihn zu erringen! Der Beifall der Zuschauer war aber auch grenzenlos; nicht nur wurde der Sieger mit Blumen bestreut, sondern auch von Dichtern besungen, auf prächtigen Wagen herumgeführt. Ihm zu Ehren wurden Gastmähler gegeben, überall ihm gehuldigt und sein Lob besungen. Kamen solche Sieger in ihr Vaterland zurück, so zogen die Bürger ihnen in feierlichem Zuge entgegen und führten sie unter Jauchzen und Jubel in die Stadt. Häufig wurden ihnen Statuen errichtet, Jahrgelder gezahlt und bei Festen und Schauspielen Ehrensitze eingeräumt. So erzählt man von einem alten Vater, der, als er hörte, sein Sohn habe den Preis gewonnen, vor Freude des Todes geworden. Nur wenn man sich ganz in die Lebhaftigkeit dieses poetischen Volkes versetzen und eine vollständige Anschauung von diesen Spielen verschaffen kann, ist man im Stande, sich die erhabenen Oden des größten aller lyrischen Dichter, Pindar's, zu erklären, der solche Wettkämpfe besungen hat.

§. 5. Lykurg.

Um's Jahr 880 v. Chr. lebte Lykurg, ein Heraklide, in Sparta, der den großen Gedanken faßte und ausführte, gleich Moses ein selbstständiges und tapferes Volk zu bilden. Die Lacedämonier, ein Volk von etwa 30,000 Seelen außer der Hauptstadt Sparta, worin 9000 wohnten, bestanden aus Doriern und einigen heraklidischen Familien (die in besonderm Ansehn standen und die Königswürde erblich besaßen) und hatten sich im südlichen Peloponnes am Flusse Eurotas und dem Berge Taygetus niedergelassen: waren aber ihrer Raubzüge wegen von den übrigen Stämmen der Hellenen, den Achajern, Ioniern und Aeoliern, die sich besser und edler dünkten, geringgeachtet, so daß man es wagte, Einen von ihnen, der sich nach Olympia zu den Wettkämpfen zu kommen vermaß, auszupeitschen. Sie verdienten aber auch diese Verachtung, da bei ihnen Gesetz- und Sittenlosigkeit überhand genommen hatte; dazu hatten einige Familien (die Aristokraten) den größten Theil des Grundvermögens an sich gerissen, mußten aber dafür, weil sie nicht Geist und Muth genug hatten, sich auch die Herrschaft über das Volk zu verschaffen, von den Armen alle Schmach erdulden, die nur bei einer Volksregierung (Demokratie) möglich ist; denn die Freiheit war hier in Zügellosigkeit ausgeartet und die Reichen dachten: lasset sie nur reden und schimpfen, wenn wir nur unsere Besitzthümer ungestört genießen. Es war in Sparta noch die Königswürde beibehalten und in der Familie der Herakliden erblich. Polydektes, der Bruder Lykurg's, saß auf dem Throne. Nach seinem frühzeitigen Tode glaubte Jedermann, Lykurg würde König sein; denn Polydektes

hatte keinen Sohn hinterlassen, und die Wittwe trug selbst ihre Hand dem Schwager an. Weil sie aber kurz darauf eines Söhnleins genas, erklärte Lykurg dasselbe für den König. Dieser Edelmuth wurde von allen Guten bewundert; doch eben diese Bewunderung zog ihm auch viele Neider und Feinde zu, die da sagten: man kenne wohl seine Herrschsucht; er schlage zum Schein die Königswürde aus, um, bei einem unmündigen Kinde auf dem Throne, desto sicherer herrschen zu können. Manche behaupteten gar, er werde den jungen König, wenn es ihm an der Zeit zu sein dünkte, heimlich aus dem Wege räumen. Dies Alles kränkte Lykurg sehr, und, um den Verleumdungen zu entgehen, unternahm er eine Reise in fremde Länder. Er begab sich auf die Insel Kreta, wo die Gesetze des weisen Minos in Ansehn waren, und durch strenge Sittlichkeit und Mäßigung, als Frucht seiner weisen Einrichtungen, allgemeiner Wohlstand auf der ganzen Insel verbreitet war. Er lernte diese weise Staatsverfassung vollständig kennen und merkte sich besonders alles das, was er in seinem Vaterlande einst einzuführen gedachte. Er fand hier unter Andern auch den Dichter Thales und versprach sich von den Wirkungen edler Dichtkunst so viel, daß er ihn beredete, nach Sparta zu reisen, um daselbst die Gemüther auf seine Gesetzgebung vorzubereiten, was ihm auch trefflich gelang; und es wird hier wieder bestätigt, was unser Schiller sang:

„So rafft von jeder eitlen Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen
Und kein Verhältniß fällt ihn an:
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten."

Von Kreta aus begab er sich nach Jonien in Klein-Asien, wo sich die ausgewanderten Griechen niedergelassen hatten und viele durch Handel und Gewerbe blühende Städte bewohnten. Hier war nun Alles ganz anders, als in Kreta, wo strenge Zucht und Sittenreinheit herrschte und das Leben ernster gestaltet war. Die Jonier schienen Vergnügen und Genuß zur Aufgabe ihres Lebens gemacht zu haben, der sie Alles, und wohl auch häufig die Tugend aufopferten; das kam daher, weil sie früher Schätze, als weise Gesetze erhalten hatten. Doch entging ihm nicht die feine und gefällige Art, mit der dieses Volk umzugehn, zu sprechen und zu handeln gewohnt war, und sah auch, daß bei allen Ausschweifungen doch die groben Laster roher Barbaren vermieden wurden, und lernte also auch die gute Seite üppiger Sitten kennen. Die größte Freude machten ihm die Gedichte Homer's, die er hier zum ersten Male von den Rhapsoden — denn Homer war damals schon lange todt — auf den Märkten absingen hörte. Er sammelte dieselben in Abschriften und nahm sie mit nach Hause, um sie seinen Mitbürgern bekannt zu machen. Die Sagen so großer Heldenthaten sollten sie zur Tapferkeit befeuern, die unver=

gleichlichen Sittensprüche darin zur Tugend erwecken und die schöne Darstellung in dem wohlklingendsten Dialekte der Jonier von gemeinen Gesinnungen zu edlen Gefühlen erheben. Lykurg soll, was aber nicht wahrscheinlich ist, auch noch in andere Länder und bis nach Indien gewandert sein: wir lassen ihn aber, wie die glaubwürdigsten Schriftsteller erzählen, aus Jonien wieder zurückkehren in sein Vaterland. Hier wurde er nun mit allgemeinem Jubel empfangen; denn selbst seine Feinde hatten auch ihren Groll vergessen. Allein Lykurg hatte auf Reisen die Unbeständigkeit des menschlichen Herzens kennen gelernt; er schenkte dieser Aufwallung allgemeiner Volksgunst nur geringes Vertrauen und sagte noch nichts von dem, was er vorhatte, nämlich die Lacedämonier durch weise Gesetze zu beglücken. Nur mit wenigen vertrauten Freunden besprach er diese Sache, und wenn ihn Andere ausholen wollten, erzählte er blos, welch herrliche Gesetze er auf seinen Reisen kennen gelernt habe. Sowohl die Reichen, welche von dem Trotz und Uebermuth des Pöbels viel zu leiden hatten, als auch die Armen, die von einer veränderten Staatsverfassung ein besseres Loos erwarteten, wurden ganz begierig auf neue Gesetze. Lykurg aber wollte sich noch sichrer stellen und seinen Gesetzen göttliches Ansehn geben und reiste darum nach Delphi, das Orakel um gute Gesetze zu bitten. Dort erhielt er folgende Antwort:

„Meinen reichen Tempel, Lykurgus, hast du besuchet,
Du, den Jupiter liebt und alle Bewohner des Himmels.
Soll ich als Gott dich, oder dich als Sterblichen grüßen?
Doch ist glaublicher mir, Lykurgus, daß du ein Gott bist.“

Diese Anerkennung des Orakels wirkte mächtig auf die Lacedämonier. Der König und das Volk forderten ihn nun auf, neue Gesetze zu entwerfen und den Staat nach seiner Weisheit einzurichten. Er begab sich also mit dem König und achtundzwanzig Männern von reifen Jahren auf den Markt, wo das Volk versammelt war, und machte bekannt, er wolle alle Macht des Staates zwischen König und Volk theilen, aber auch zugleich einen Rath der Alten von achtundzwanzig Männern stiften, die in schwer zu entscheidenden Fällen, wo sich der Vortheil des Königs und des Volks nicht vereinigen lasse, nach Gesetzen und bester Einsicht richten und demjenigen Theile beistehn sollten, welchem Unrecht geschehen. Aber auch um dieser Einrichtung willen sandte er nach Delphi und erhielt folgende Antwort: „Wenn du dem Jupiter und der Minerva einen Tempel erbaut, wenn du Stämme und Zünfte abgetheilt und einen Rath von Dreißig mit den Häuptern eingesetzt hast: dann versammle das Volk von Zeit zu Zeit. Du schlägst vor, aber dem Volke gehört das Recht, zu bestätigen oder zu verwerfen.“

Nach diesem Orakelspruche wurde auch die ganze Verfassung eingerichtet und die Gesetze dem Volke vorgeschlagen, das dann das Recht hatte, dieselben zu bestätigen oder zu verwerfen. Es war also die Verfassung anfangs aristodemokratisch, und zwar mit beschränkter Königsmacht, denn die Könige waren nur Vollstrecker der Gesetze und Anführer im Kriege, theilten aber ihre übrige

Macht mit dem Senate. Dem reifen Alter räumte demnach Lykurg die meiste Gewalt ein, wohl wissend, daß Weisheit nicht vor Jahren komme. Auch bedachte er sich nicht, eine unbegrenzte Machtvollkommenheit des Pöbels durch Männer höherer Bildung und Einsicht einzuschränken. Als ihn deshalb einst ein Mißgünstiger beschuldigte, daß er die Freiheit durch Begünstigung der Aristokraten unterdrücke, und ihn fragte, warum er denn nicht, wie man gehofft, die Demokratie in Sparta eingeführt habe: antwortete er dem Manne, von dem er wußte, daß er sehr hart in seinem Hause herrsche und nur auf seine eigene Wohlfahrt bedacht sei: „Führe du doch erst die Demokratie in deinem Hause ein!“

Lykurg's Gesetze aber bezweckten im Allgemeinen Gleichheit der Bürger, der Gewalt, dem Vermögen, dem Ansehn und den Pflichten nach — denn er gestattete nur Ungleichheit der geistigen Bildung — und Erziehung des Volks zu tapfern Kriegern. Darum vertheilte er erstlich, was einen nicht geringen Widerstand der Reichen hatte, alles Land in gleiche Theile, und gab Jedem, so viel er zu seiner Nothdurft brauchte. Weil er nun die große Menge der Armen auf seiner Seite hatte, so setzte er's durch, und machte also alle Bürger an Vermögen gleich. Wie er dann einst zur Erntezeit hinausging auf das Land und allenthalben gleiche Getreidehaufen neben einander liegen sah, sagte er lächelnd zu den Umstehenden: „Scheint nicht ganz Lakonien Ein Feld zu sein, das viele Brüder erst vor Kurzem unter sich getheilt haben?“ Allein noch immer war viel Ungleichheit in Hinsicht der Schätze an Gold, Silber und allerlei Hausgeräth, das die Reichen in ihren Häusern aufgehäuft hatten. Dies erzeugte nun eine größere Schwierigkeit, indem er ihnen solche Kleinode irdischer Habsucht nicht gewaltthätig wegnehmen durfte, ohne den heftigsten Widerstand zu erfahren. Er mußte nun den Werth dieser Dinge ganz herabsetzen, und dies geschah dadurch, daß er alles Gold und Silbergeld aus Sparta verbannte und eiserne Münzen einführte. Von solchem Gelde hatte nun Niemand Lust große Summen aufzuhäufen; denn es war erstlich schon in geringer Menge schwer mit sich zu führen, und wurde auch im Ausland nicht angenommen. Dadurch sank der Werth aller Kostbarkeiten, der im Grunde nur eingebildet ist und ohne die allgemeine Anerkennung gar nicht bestehen kann, mit einem Male, und man sah bald dergleichen Dinge für überflüssig an. Ueberflüssig waren nun auch manche Künste und Gewerbe; man brauchte sofort keine Goldarbeiter, keine Tapetenwirker und wie die Künstler alle heißen, die nur da sind, prächtigen Hausrath zu verfertigen. Hingegen verwendeten die lakonischen Handwerker allen Fleiß auf die nothwendigen und unentbehrlichen Hausgeräthe, und nirgend in Griechenland wurden so feste und dauerhafte Betten, Stühle, Tische gemacht, als in Sparta, und die hölzernen Becher, die hier verfertigt wurden, waren ihrer künstlichen und zweckmäßigen Form wegen in ganz Griechenland als eine kostbare Seltenheit gesucht. Durch dieses Gesetz suchte Lykurg allen Handel aus Lakonien zu verbannen, weil er in Jonien gesehn, wie das Volk durch ihn verweichlichte. Auch hatte es zur

Folge, daß man im Lande weder Diebe, noch Wucherer und Betrüger fand. Denn so wie der Hausrath, war auch alles übrige bewegliche Gut, vorzüglich die Kleidung höchst einfach und aus den gewöhnlichsten Stoffen zubereitet, so daß also nichts da war, was die Habsucht hätte reizen können. Nur die Waffen waren kunstreich und glänzend von Ansehen; ja, den Jünglingen wurde im Kriege erlaubt, sich sorgfältiger zu schmücken, so daß man nichts Schöneres sehen konnte, als ein spartanisches Heer — Helme und Schilde mit Blumen bekränzt, die Leibröcke von glänzender Purpurfarbe, die eisernen Schwerter und Lanzen wie Silber schimmernd. Das dritte Gesetz betraf die Nahrung, welche eben so einfach war, als alles Uebrige; und damit nicht heimlich geschlemmt werden konnte, mußten alle Lacedämonier gemeinschaftlich speisen. Je funfzehn Personen trugen ihre Beiträge an Mehl, Wein, Feigen, Zukost und Fleisch — das aber nur selten kam — zusammen, woraus ein Mahl bereitet wurde, welches dann gemeinsam in anständiger Heiterkeit unter Scherzen und Wortspielen verzehrt wurde. Wer sich auf der Jagd etwas erbeutet hatte, durfte es zu Hause verzehren, mußte aber den folgenden Tag einen Theil seiner Beute in's gemeinschaftliche Speisehaus mitbringen. Das Hauptgericht war die schwarze Suppe, welche aus Thierblut und verschiedenen Kräutern gekocht wurde.

Bei der Bekanntmachung dieses Gesetzes entstand in der Volksversammlung ein Aufstand aller Reichen, so daß sich Lykurg vom Markte entfernen und in einen Tempel flüchten mußte, ja, ein vornehmer Jüngling, Alkander, ging so weit, daß er den Gesetzgeber verfolgte und an der heiligen Schwelle mit einem Stock in's Auge schlug. Dieses Ereigniß dämpfte sogleich die Unruhe, und das Volk ergriff den Jüngling und übergab ihn als Eigenthum dem Lykurg, damit er ihn strafe nach Gutdünken. Lykurg nahm den Jüngling mit sich in sein Haus, ohne ihm ein bitteres Wort zu sagen, und nachdem dieser einige Zeit daselbst Zeuge gewesen von der Sanftmuth, Geistesgröße, strengen Lebensweise und unermüdeten Arbeitsamkeit seines Herrn: so faßte er endlich eine solche Zuneigung zu Lykurg, daß er nicht mehr weichen wollte von seiner Seite. Solche Züge erwarben ihm immer mehr Ansehn und auch Liebe im ganzen Volk; es wurde das Gesetz angenommen, daß nie wieder Jemand mit einem Stocke in der Volksversammlung erscheine. Bei den allgemeinen Grundsätzen der Mäßigkeit läßt sich denken, daß es keine Trunkenbolde in Sparta gegeben habe.

Sein Hauptaugenmerk richtete aber Lykurg auf die Ehe und die Kinderzucht. Damit der Staat gesunde Bürger erhalte, wurde darauf gesehn, die Mädchen und Jungfrauen ebenso abzuhärten, wie die Knaben. Auch wurden sie nicht so ängstlich abgeschieden von den Jünglingen, wie bei andern Völkern des Alterthums, und der Erfolg lehrte, daß bei einer gesunden Jugend beiderlei Geschlechts Sittsamkeit und Anstand sich besser erhielt und bewahrte, als dort, wo das Frauengeschlecht eingeschlossen und von aller Männergesellschaft geschieden war. Es wurden keine Gesetze für die Ehe gegeben, auch den

Männern nicht besondere Rechte über die Frauen eingeräumt, so daß es Fremden schien, als ob die spartanischen Weiber über ihre Männer herrschten, und doch hatte man, so lange Lykurg's Gesetze in Ansehn standen, kein Beispiel von Ehebruch. Als in der Folge die Spartaner in beständige Kriege verwickelt waren, und die Weiber daher bei der Abwesenheit ihrer Männer das ganze Hauswesen beinahe allein zu führen hatten: ergab sich wirklich in ihrem Wesen eine gewisse männliche Art und Weise, die sich aber, sobald die Männer mit Sieg gekrönt heimkehrten, leicht wieder milderte in dem Gefühl der Hochachtung, die jedes spartanische Weib für die Tapferkeit ihres Mannes hatte. Hagestolze wurden auf das Empfindlichste beschimpft und mußten ein auf sie gemachtes Lied absingen; auch entbehrten sie, selbst im hohen Alter, aller Ehrerbietung und Hochachtung junger Leute. Damit der Staat nur starke und rüstige Bürger erhalte, wurden die neugeborenen Kinder vor die Ephoren gebracht, die sie besichtigten, und, wenn sie kränklich oder krüppelig waren, aussetzten und dem Verderben preisgaben, wenn nicht etwa fremde Vorübergehende sich ihrer erbarmten. Die gesunden Kinder wurden den Müttern übergeben, die sie säugten und ohne Windeln frei und ungezwungen auferzogen und sie wohl auch einsam und im Finstern ganze Nächte lang liegen ließen, ohne auf ihr Weinen zu achten. Im siebenten Jahre wurden die Knaben von den Ephoren übernommen und einem eigens hierzu bestellten Manne, dem Pädonomen, übergeben. Nun wurden sie in allen gymnastischen Künsten geübt, im Laufen, Ringen, Klettern, Springen, Werfen, Fechten, Reiten und Schwimmen. Dabei wurde strenge Folgsamkeit und besondere Achtung gegen die Alten eingeprägt, welche es für ihre Pflicht hielten, die meiste Zeit des Tages den Uebungen und Spielen der Kinder zuzusehn und, wo es nöthig war, zu ermahnen und die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Außer dieser leiblichen Erziehung lernten sie auch lesen und schreiben, allerlei Sittensprüche, besonders aus den Gedichten Homer's; auch Musik und Gesang wurde fleißig getrieben, das Uebrige überließ man der gelegenheitlichen Mittheilung, da die Knaben sowohl bei den gemeinschaftlichen Mahlen, als auch zu andern Zeiten in der Gesellschaft der Männer zu sein pflegten, wo sie zwar schweigen mußten, doch häufig angeredet und zum Sprechen aufgefordert wurden. Da erlangte man nun kurze und bestimmte Antworten und liebte wohl auch witzige Rede, daher denn die Kunst, kurz und bestimmt sich auszudrücken und ohne Grobheit zu scherzen, bei den Spartanern allgemein war, und bis auf den heutigen Tag ist die lakonische Kürze sprichwörtlich. Hier einige Beispiele:

Ein Lacedämonier wurde gefragt, wie man ein freier Mann bleiben könne, und er antwortete: „Durch Verachtung des Todes."

Ein Fremder behauptete, die lacedämonischen Schwerter seien so kurz, daß die Gaukler sie verschluckten: da erwiederte ihm ein Spartaner, „sie seien lang genug, den Feind zu erreichen."

Auf die Frage: welche Wissenschaft am meisten in Sparta getrieben werde, antwortete Einer: „Die Kunst, zu befehlen und zu gehorchen.“

Als ein Argiver behauptete, die Lakonier würden im Ausland schlechter, so sprach Einer: „Ihr hingegen, wenn ihr nach Sparta kommt, besser!“

Eine Mutter gab ihrem Sohne, der in die Schlacht zog, den Schild mit den Worten: „Entweder mit diesem, oder auf diesem!“ d. h. komm entweder als Sieger mit dem Schilde zurück, oder getödtet mögen dich deine Gefährten auf dem Schilde zurücktragen.

Ein berühmter Feldherr, der aber unverheirathet geblieben war, äußerte seinen Unwillen über einen Jüngling, der vor ihm nicht, wie es die Ehrfurcht gegen Aeltere forderte, von seinem Sitze aufstand; da erwiederte der junge Mensch: „Du hast ja keinen Sohn, der vor mir einst aufstehen wird.“

Man warf dem Lykurg vor, daß er Sparta ohne Mauern gelassen habe; er aber antwortete: „Die Bürger von Sparta sollen unsere Mauern sein!“ — Als man daher einem lacedämonischen Gesandten in Asien eine Festung zeigte, rief er aus: „Wahrhaftig, meine Freunde, das ist eine schöne Weiberwohnung!“

Ein lakonisches Mädchen, das, von Seeräubern geraubt, auf dem Markt als Sklavin verkauft werden sollte, wurde von einem reichen Manne gefragt: „Wirst du auch brav sein, wenn ich dich kaufe?“ Es antwortete: „Auch wenn du mich nicht kaufst.“

Eine lakonische Jungfrau wurde gefragt, welche Mitgift sie ihrem Bräutigam mitbringe: „Die natürliche Sittsamkeit,“ antwortete sie.

Eine andere wurde gefragt, welche Künste sie verstehe, und sie erwiederte: „Treu zu sein und ein Hauswesen gut zu besorgen.“

Es war also die spartanische Erziehung bei aller ihrer Strenge nichts weniger als darauf eingerichtet, Kopfhänger zu erziehen, daher denn Pindar von den Spartanern sagt:

„Dort ist der Alten Rath, dort tapfrer Männer Lanzen,
Dort Chöre, Jubelton und fröhliche Gesänge.“

Alle diese Gesetze wurden aber nicht niedergeschrieben, sondern die Absicht Lykurg's war, sie durch Erziehung der Jugend einzuprägen; er wollte sein Volk nicht wie Maschinen und durch äußern Zwang nach seinen Gesetzen abrichten, sondern der tapfere Volkscharakter sollte sich bei ihm freiwillig und selbstständig ausbilden. Die strenge Zucht dehnte sich selbst auf die Erwachsenen aus. Keiner durfte nach eigenem Gutdünken leben, sondern die Stadt war für sie gleichsam ein Lager, wo sie die vorgeschriebene Lebensweise beobachteten, immer für das gemeine Beste thätig waren und in all ihrem Thun und Lassen den Grundsatz befolgten, daß sie nicht sich selbst, sondern dem Vaterlande angehörten. Hatten sie keinen andern Auftrag, so nahmen sie die Knaben in Aufsicht und brachten ihnen nützliche Kenntnisse bei, oder gingen selbst bei Aelteren in die Lehre. Denn es war dies einer der herrlichen und beneidenswerthen Vortheile, welche Lykurg seinen Mitbürgern verschaffte, daß sie der reichsten Muße genossen, da ihnen jedes Handwerk untersagt war, und

der Gelderwerb, der mit mühseligem Sammeln und unruhiger Geschäftigkeit verbunden ist, entbehrlich war, indem der Reichthum allen Werth und alle Bedeutung verloren hatte. Das Land bauten die Heloten, und entrichteten ihnen bestimmte Abgaben. Ein Spartaner, der sich an einem Gerichtstage zu Athen befand, erfuhr, daß man einen Bürger als Müßiggänger zur Strafe gezogen hätte, und daß er jetzt voll Betrübniß in Begleitung seiner Freunde, die den Schmerz über dieses Unglück theilten, nach Hause gehe. Da bat er die Umstehenden, sie möchten ihm doch den Mann zeigen, der bestraft worden sei, weil er als Freier lebe. So sehr verachteten sie die Arbeit des Handwerkers und den Gelderwerb, als eine sklavische Beschäftigung. Die Prozesse waren natürlich zugleich mit dem Gelde verschwunden; denn es gab ja weder Reichthum, noch Armuth, sondern alle genossen des gleichen Wohlstandes und lebten bei der Einfachheit ihrer Bedürfnisse ohne alle Sorgen. Tänze, Festlichkeiten und Gastmähler, Jagd, Leibesübungen und Gespräche füllten die ganze Zeit aus, wenn sie nicht im Felde lagen. Diejenigen, welche das dreißigste Jahr noch nicht erreicht hatten, besuchten niemals den Markt, sondern ließen die nöthigen Bestellungen der Hauswirthschaft durch ihre Verwandten und Freunde besorgen; für die Aelteren aber war es schimpflich, wenn man sie beständig in solchen Angelegenheiten auf dem Markte sah, und sie nicht vielmehr den größten Theil des Tages auf den Uebungsplätzen und in öffentlichen Hallen zubrachten. In den letztern versammelte man sich zu anständigen Unterhaltungen, wobei man nie eines Geld= oder Marktgeschäfts gedachte, sondern vorzüglich edle Handlungen lobte, unedle tadelte, und zwar mit Scherzen und Lachen. Lykurg selbst war keineswegs so finster; ja, er hat dem Lachen eine kleine Bildsäule geweiht, indem er weislich den Scherz als Würze ihrer strengen Lebensweise bei den Mahlzeiten und solchen Zusammenkünften einführte. Ueberhaupt gewöhnte Lykurg seine Mitbürger also, daß sie einsam zu leben weder wünschten, noch vermochten, sondern, gleich den Bienen, sich immer an das Ganze hielten und mit einander um den Anführer sich zusammendrängten, in Begeisterung und edlem Wettstreit beinahe ihrer selbst sich entäußernd, und ganz allein dem Vaterlande angehörend.

Außer den freien Bürgern Lacedämons, die theils in der Stadt Sparta, theils auf dem Lande lebten, gab es auch Sklaven. Die Spartaner hatten nämlich die benachbarte Stadt Helos erobert und die besiegten Einwohner derselben, die Heloten, zur Knechtschaft verurtheilt. Doch darf man dabei nicht an Sklaven denken, wie sie z. B. bei morgenländischen Völkern anzutreffen sind, ja, die Heloten hatten es nach den Gesetzen Lykurg's viel besser, als die Bauern in manchen christlichen Ländern unserer Zeit. Die Sache verhielt sich aber so. Weil die Lacedämonier in den beständigen Kriegen nicht Zeit hatten, ihre Felder zu bestellen und das nöthige Getreide und andere Erzeugnisse herbeizuschaffen: so wurden die Felder an die Heloten verpachtet, und diese mußten dafür eine bestimmte Abgabe an die Besitzer entrichten. Aber es stand ein Fluch darauf, wer einen zu großen Pacht von den Heloten forderte.

Im Uebrigen brauchten ja die Spartaner auch keine Sklaven, denn die Mütter besorgten bis zum siebenten Jahre die Kinder, und dann wurden sie der Aufsicht der Erzieher und Erzieherinnen übergeben, die aber jederzeit freie Menschen sein mußten, denn gedungenen oder gezwungenen Leuten vertraute man die Kinder nicht. Bei der physischen Erziehung der Lacedämonier blieb Niemand so ungeschickt oder so träge, sich nicht selbst bedienen zu können, und merkwürdig ist, was Gorgo, die Tochter des Königs Kleomenes, sagte, als sie sah, wie einem Fremden, der ihren Vater besucht hatte, ein Sklave die Schuhe anlegte: „Hat denn," rief sie aus, „der Mann keine Hände?" Da ferner weder in Kleidern, noch in andern Dingen Aufwand gemacht wurde: hatte man auch weiter keine Knechte und Mägde nöthig, und die Frauen und Mädchen selbst hatten weder Kammermädchen, noch Zofen, weil sich jede selbst ihre einfachen Kleider anzulegen, ihr Haar zu flechten und bei Opferfesten ihre Blumenkränze zu winden verstand. Was die Kleidung betrifft, so pflegten sowohl das Spinnen der Wolle, als das Nähen der Kleider selbst die Sklavinnen, jedoch nach Anleitung und unter Aufsicht der verständigen Frauen, zu verrichten, und letztere hielten ihre tapfern Männer zu hoch, als daß sie nicht selbst Hand angelegt hätten, dieselben, wenn auch einfach, doch anständig zu kleiden. Was nun die leibliche Wohlfahrt betraf, hatten es die Heloten nicht so schlimm, und es blieb ihnen Zeit und Muße zur Ruhe und zu Spiel und Tanz, ja, sie lebten sogar noch üppiger als ihre Herren, weil ihnen weder Völlerei noch Trunkenheit verboten ward, und die Strapazen des Krieges waren ihnen ganz erlassen, denn während ihre Herren im Kriege auf der Erde schlafen oder Wache stehen und in der Schlacht bluten mußten: arbeiteten diese zu Hause in Ruhe und Sicherheit, soviel sie konnten, und genossen übrigens alle Vortheile eines friedlichen Zustandes. Nur den Genuß ihrer Menschenwürde, der das Glück der Freiheit ausmacht, mußten sie entbehren und hatten keinen Antheil an der Regierung und Gesetzgebung, kein Recht auf irgend ein Gut des Lebens, denn Alles hing nur von der Gnade ihrer Herren ab, und keine Achtung und Ehre. Da kam es denn, daß mit der Zeit, als sich aus den Lykurgischen Gesetzen allmälig Milde und Gerechtigkeitsliebe verlor und das Barbarische zurückblieb, auch das Loos dieser Heloten härter wurde; ja, als sie sich einst mit den Messeniern, den Feinden des Landes, im Kriege verbunden hatten, wurden sie aller Schmach und Grausamkeit der muthwilligen Jugend preisgegeben, so daß man dieser erlaubte, um Kriegs- und Mordlust in ihr anzufachen, sie zu tödten und auf alle Weise zu quälen. Um ferner das stolze Gefühl der Freiheit und der Sittlichkeit zu nähren, flößte man jungen Leuten die tiefste Verachtung gegen diese Unglücklichen ein, die man geflissentlich in ihrer Gegenwart nöthigte, sich zu betrinken. Freilich konnte Lykurg dieses Alles nicht voraussehen; seine Absicht war, die Lacedämonier zu tapfern Verfechtern hellenischer Freiheit zu erziehen, und dies ist ihm gelungen; denn hat auch seine Gesetzgebung die Cultur in Sparta aufzukeimen gehindert: so hat doch die spartanische Tapfer-

keit in den darauf folgenden Zeiten Griechenlands Freiheit mehr als einmal gerettet, in deren Genuß sich dann Künste und Wissenschaften so herrlich entfalteten. Er selbst, der große Weise, als er die Gesetzgebung vollendet und im Gange sah, entfernte sich aus Sparta, nachdem er seinen Mitbürgern den Eid abgefordert hatte, die Gesetze zu beobachten, bis er zurückkehren würde; — er kehrte aber nicht wieder.

§. 6. Solon und die Athener.

(592 v. Chr.)

Nächst den Lacedämoniern zeichneten sich unter allen Griechen die Athener am meisten aus, die eben so freiheitsliebend und tapfer, aber auch zugleich in mechanischen Gewerben, so wie in Seefahrt und Handel geschickt und emsig und voll Liebe für schöne Künste und Wissenschaften waren. Die Ursache dieser Verschiedenheit lag schon in der Beschaffenheit und Lage ihres Landes. Attika hat gebirgigen, unfruchtbaren Boden, dem nur mit Mühe und Arbeit so viel abgewonnen werden kann, als zum Lebensunterhalt nöthig ist. Darum legten sich die Bewohner, meist ionischen Ursprungs, frühzeitig auf allerlei Betriebsamkeit, mechanische Künste, Handwerke, Schifffahrt und Handel. Dadurch kam auch bald Reichthum und Wohlstand nach Athen, und der Verkehr mit fremden Nationen, besonders mit den kleinasiatischen Griechen, welche schon zu Lykurg's Zeiten viel Bildung mit asiatischem Luxus in ihren Städten verbanden, brachte auch gefälligere Sitten, und, wie es denn geht, wenn Wohlstand und Ueppigkeit bei einem Volke früher aufkommt, als Geistesbildung, so zeigte sich auch bald bei den Athenern Hang zum Vergnügen und zur Sittenlosigkeit.

Die königliche Würde ward auch hier abgeschafft. Der letzte König war Kodrus, ein edler Mann, der sich bei dem Einfall der Herakliden, um einen Orakelspruch zu erfüllen und sein Vaterland zu retten, dem Tode weihte. Nun regierten vom J. 1076—752 v. Chr. beständige Archonten aus der Familie des Kodrus. Allein die Vornehmen und Reichen stürzten bald diese Verfassung, und es wurden Archonten nur auf zehn Jahre, aber aus allen edlen Athenern gewählt. Außerdem bestand noch ein Gerichtshof, der Areopag, der mit den Archonten die ausübende Gewalt theilte, und das Volk war von allem Einfluß auf die Regierung ausgeschlossen. Der Uebermuth der Reichen nahm denn immer mehr überhand, worüber sich die Armen, welche das Beispiel einer bessern Verfassung an den Spartanern sahen, mächtig auflehnten, so daß es zu gewaltigen Unruhen kam. Die Bessern suchten das Uebel, wo es zum Theil stak, in der allgemeinen Lasterhaftigkeit, und weil sie es für gefährlich hielten, in solchen Umständen dem Volke die Freiheit und gleiche Rechte mit den Edlen zu geben, so setzten sie es durch, daß künftig nur Ein Archont nach neu entworfenen sehr strengen Gesetzen regieren sollte. Die Gesetze verfaßte der Archont Drako, und sie waren so hart, daß z. B. ein Mü-

ßiggänger eben so gut wie ein Räuber und Mörder mit dem Tode bestraft wurde. Dadurch ward aber dem Uebel noch nicht abgeholfen: denn die Reichen fanden immer Mittel, sich dem strengen Gesetze zu entziehen, und die Armen machte die Vollziehung desselben nicht besser, sondern nur trotziger und verhärteter. Mit Recht sagte man daher: „Drako's Gesetze seien nicht mit Dinte, sondern mit Blut geschrieben," und darum konnten sie auch, wie alles Unmenschliche, nicht lange bestehen.

Um diese Zeit, 592 v. Chr., lebte in Athen ein edler und geistreicher Mann, mit Namen Solon. Sein ganzes Streben war von Jugend auf mitten unter diesen Wirren des Staats dahin gerichtet, seinen Geist auszubilden. Von Natur hatte er die besten Anlagen, und schon in früher Jugend beschäftigte er sich mit der Dichtkunst. Seine Gedichte, von denen nur noch Bruchstücke vorhanden sind, athmen aber alle das Gefühl der Menschenliebe, welches ihn auch nicht unempfindlich gegen das Unglück seines Vaterlandes lassen konnte. Gerne hätte er geholfen, allein er sah bald, wie wenig ein unbemittelter Mann, wie er war — denn er gehörte, obgleich er aus der Familie des Kodrus stammte, nicht zu den Reichen — sich einen Einfluß auf die Staatsgeschäfte würde verschaffen können. Darum begab er sich auf Reisen, um einen ausgebreiteten Handel zu treiben und sich dadurch einiges Vermögen zu sammeln. Sein Verstand und seine Thätigkeit halfen ihm bald so viel gewinnen, daß er anständig in Athen leben konnte. Reich an Schätzen und reicher noch an Erfahrung und Kenntniß kehrte er heim, und lebte anfangs nur der Muse und seinen jungen Freunden, mit denen er ein fröhliches Leben führte, ohne durch Ausschweifungen strenge Sittenrichter zu ärgern, oder durch Uebermuth die Armen zu kränken. Allein sein Hauptaugenmerk war immer auf den Zustand des Staats gerichtet, und er suchte bald Gelegenheit, sich auszuzeichnen.

Die Megarer hatten den Athenern die Insel Salamis entrissen, und der Krieg, den sie deßhalb lange führten, hatte schon so viel Leute gekostet, daß bei Todesstrafe verboten wurde, in irgend einer öffentlichen Rede zur Wiedereroberung dieser Insel aufzufordern. Solon hielt es für eine Schande, einem solchen Besitze auf immer aus Feigheit zu entsagen, und weil er die Kriegslust und den Muth vieler jungen Leute kannte, so wagte er es, dieses Gesetz durch List zu vernichten. Er stellte sich nämlich wahnsinnig, indem er längere Zeit hindurch wie verrückt herumlief und nichts als sinnlose Verse recitirte. Plötzlich erschien er eines Tages auf dem Markte, wo eben viel Volk versammelt war, und declamirte ein von ihm verfertigtes Gedicht, das also begann:

„Selbst als Herold kam ich vom lieben Salamis-Eiland,
Bring' ein schönes Lied vor den versammelten Kreis."

Das Gedicht wurde von dem Volke mit Jubel empfangen, und als Solon's Freund Pisistratus in einer kräftigen Rede die Bürger ermahnte, dem

Rathe des Sängers zu folgen, wurde allgemein beschlossen, das Gesetz aufzuheben und den Krieg sogleich zu unternehmen. Weder der Archont noch der Areopag wagten es, sich diesem Ungestüm zu widersetzen; Solon und Pisistratus wurden zu Anführern gewählt, und in wenig Tagen ward die Insel überrumpelt und den Megarern entrissen. Diese That schon machte Vornehm und Gering auf ihn aufmerksam, aber sein Ansehn sollte bald noch höher steigen. Eben zu der Zeit wurde Delphi von einem benachbarten Volke beraubt; Solon trat öffentlich auf und beredete die Athener, diesen Frevel zu rächen. Auch dieser Antrag wurde angenommen, der heilige Krieg beschlossen und glücklich beendet. Durch zwei so rühmliche Unternehmungen gewannen die Athener wieder ihr altes Ansehen in Griechenland und ein edles Selbstgefühl, das nöthig ist, die gesunkene Sittlichkeit eines Volks zu erheben. Aber auch im Staate selbst zeigte er sich als entschiedener Verfechter der Gerechtigkeit. Ein Archont hatte mit seinem Anhange eine athenische Familie, die im Schutze der Göttin Minerva stand, aus ihrer heiligen Freistätte herausgelockt, freventlich verurtheilt und größtentheils niedergemacht. Das erbitterte Volk rügte laut diese Gewaltthat, und die Theilnehmer hießen allgemein: die Verfluchten. Nach einiger Zeit hatten sich aber die wenigen Geretteten aus jener Familie einen großen Anhang unter dem Volke verschafft und drangen auf Bestrafung der Verfluchten. Diesen Antrag unterstützte nun Solon so nachdrücklich, daß die Verfluchten des Landes verwiesen wurden, wodurch er die Liebe des Volks ganz einnahm.

Das Elend der Armen hatte indeß den höchsten Grad erreicht. Die meisten Bürger waren so verschuldet, daß sie sich ihren Gläubigern zur Frohnarbeit verdingen, oder gar mit Weib und Kind als Leibeigene verkaufen mußten. Die Muthigern verließen ihre Heimath und zogen scharenweise in fremde Länder, um bei Barbaren Unterkunft, die ihnen ihre reichern Mitbürger versagten, zu finden. Die Stärksten aber traten zusammen und forderten trotzig von der Regierung Abhülfe, andere Gesetze, andere Obrigkeit und Schuldenerlaß.

In dieser Noth kamen die Edelsten, denen das Wohl des Staates am Herzen lag, zu Solon, und baten ihn, weil er Muth und Einsicht und das Zutrauen der Reichen sowohl, als der Armen hatte, die Regierung zu übernehmen: man würde ihm unumschränkte Gewalt einräumen. Eine solche Herrschaft heißt griechisch: Tyrannei, ein Wort, welches in unsern Zeiten immer nur im schlechten Sinne gebraucht wird und eigentlich den Mißbrauch der Herrschaft und gesetzlose Willkür bedeutet. Aber auch im guten Sinne, wie es damals gebraucht wurde, haßte Solon das Wort und die Sache; denn der Weise giebt wohl gerne beglückende Gesetze, liebt aber selbst nicht zu herrschen, und er pflegte zu sagen: „Die Tyrannei ist einer hübschen Gegend gleich, die aber keinen Ausgang hat.“ Darum erklärte er feierlich, er wolle den Athenern Gesetze geben, ohne jedoch sich selbst die ausübende Gewalt je zu behalten, oder mit andern Worten, ohne ihr Fürst zu sein. Aber auch dies

that er nur dann, als er das delphische Orakel deßhalb befragt hatte. Die Antwort der Pythia war folgende:

„Setze dich mitten in's Schiff und lenke das Ruder des Steurers:
Viele der Männer Athens die Hand zur Hülfe dir bieten."

Nun erst begann er das wichtige Werk der Gesetzgebung mit vollem Ernste. Mit den Schulden mußte der Anfang gemacht werden, denn es war nöthig, zuerst die Gemüther der Verzweifelten zu beruhigen. Das war aber eben das Schwerste, denn er war nicht, wie Lykurg, ein Königssohn, und hatte auch keine schwerfällige Dorier, sondern hitzige Jonier vor sich, und durfte es also nicht wagen, sich entweder für die Partei der Reichen oder für die der Armen zu erklären: beiden aber zu genügen war schwer. Gänzliche Gleichstellung und gleiche Vertheilung der Felder war also nicht rathsam; zu mächtig waren die Reichen und die Armen zu verdorben, um solche Gleichstellung mit Mäßigung zu ertragen. Nicht einmal gänzlichen Schuldenerlaß durfte er gebieten; er kam als Kaufmann auf ein zweckmäßigeres Mittel, auf die Herabsetzung des Geldwerths. Die gewöhnlichsten Silbermünzen waren damals M i n e n und D r a c h m e n; eine Mine betrug 100 Drachmen (eine Drachme unseres Geldes beiläufig 20 Kreuzer Conv. Münze). Nun ließ Solon die alten vollwichtigen Drachmen einwechseln und aus 73 derselben 100 neue prägen. Die armen Schuldner durften also für 100 Drachmen nur 73 geben, wofür sie eine neue Mine bekamen, die dann der Gläubiger für eine alte annehmen mußte. Der Arme gewann dann bei 100 bare 27 Drachmen, und der Reiche hatte doch den vollen Nennwerth. Da dies nicht hinreichte, das Elend der Verarmten zu mindern, bewog er auch die Reichen zum Zinsenerlaß, und gab ein Gesetz, daß Niemand in Zukunft auf den Leib eines Andern Geld leihen dürfe, und daß alle durch Schulden in Knechtschaft oder in's Exil gebrachte Bürger frei sein und wieder in ihr Vaterland zurückkehren sollten. Ebenso mußten den Verschuldeten die weggenommenen und mit den Marken der Gläubiger bezeichneten Felder zurückgegeben werden. Darauf beziehen sich folgende Zeilen, die man in seinen Gedichten gefunden:

„Die zahlreich aufgesteckten Marken hab' ich weggetilgt,
Und die in Knechtschaft gerathen, hab' ich befreit,
Habe zurückgeführt, die da irrten in weiter Welt
Und kein attisch Wort mehr sprachen, in fremdem Land
Sklaverei duldend und Schmach."

Bald darauf veranstaltete Solon eine Schätzung der Bürger und ihres Vermögens, in der Absicht, den Reichen die obrigkeitlichen Aemter, wie sie sie bisher hatten, zu erhalten, aber auch dem übrigen Volk einen Antheil an der Staatsverwaltung, von der sie bisher ausgeschlossen waren, zu verschaffen. Alle Bürger wurden nun ihrem Vermögen nach in vier Classen getheilt: in die Reichsten oder solche, die 500 Scheffel Getreide ernteten; in die Ritter oder solche, die ein Pferd halten konnten; in die Zweispänner, welche ein Gespann Maulthiere besaßen, und in die Fröhner oder Tagelöhner, welche

weder Vermögen noch bestimmte Einkünfte hatten und nur von einem Tage zum andern lebten. Die Obrigkeiten wurden nur aus den ersten drei Classen erwählt, aber zu den allgemeinen Volksversammlungen und zu den Gerichten der Geschwornen hatte auch die vierte das Recht zu erscheinen. Auch über diese Einrichtung fand sich unter seinen Gedichten eine Erwähnung, wenn er sagt:

„Ich ertheilte dem Volke so viel an Macht ihm gebühret,
Nicht zu viel der Ehr' gab ich, zu wenig ihm nicht.
Aber die Einfluß hatten und die hochragten durch Reichthum,
Denen sollte mir auch nimmer zu nahe geschehn.
Und ich stand und deckte mit mächtigem Schilde die beiden,
Keinem Theile ich gönnt' über das Rechte den Sieg."

Die Freiheit des Volks war demnach sowohl dadurch, daß es seine eigenen Gerichtshöfe hatte, als durch die Versammlungen, auf die sich jeder Bürger berufen durfte, gesichert, so daß auch der Niedrigste nicht unschuldig gekränkt werden durfte. Damit aber das Volk in seinen Forderungen nicht zu weit ginge und in einigen Schranken gehalten würde, errichtete er einen hohen Rath oder Senat von 400 Männern, welche über die Gesetze wachen und das Volk leiten sollten. Außerdem bestätigte er den alten Gerichtshof (Areopag), in welchem die vorigen Archonten und er selbst zu Gericht saßen, als den höchsten Rath, der auch über die Sitten der Bürger wachen mußte.

Was aber die allgemeinen Staatsgeschäfte betraf, gab Solon ein Gesetz: daß derjenige für ehrlos gehalten werde, der an keiner Partei im Staate Theil nehme. Uebrigens, weil Attika nicht so fruchtbar, wie Lakonien, war, und weil Solon überhaupt den Müßiggang für sittenverderblich erachtete und nicht glaubte, man könne nur kriegerische Bürger dadurch erziehen, wenn man ihnen Handel und Gewerbe verböte, gab er folgende heilsame Gesetze: Jeder Athener sollte irgend eine Kunst oder ein Handwerk lernen, und der Sohn sei der Pflicht enthoben, seinen alten Vater zu ernähren, wenn ihn dieser keine Kunst hätte lehren lassen. Müßiggänger sollten streng bestraft werden; um die Wölfe auszurotten, wurden demjenigen, der ein solches Thier einbrachte, fünf Drachmen bestimmt, wofür er sich zu der damaligen Zeit einen Ochsen kaufen konnte.

Besonders zart sind auch seine Gesetze in Hinsicht auf das weibliche Geschlecht. Die Ehen sollten aus Liebe und Zärtlichkeit, nicht aus Gewinnsucht geschlossen werden, darum verbot er, den Mädchen eine Mitgift zu geben. Seine Tochter zu verkaufen, wie es bisher aus Armuth Manche thaten, war nicht erlaubt; nur in dem Fall, wenn sie unverbesserlich und liederlich wäre. Auf Frauenraub war eine große Geldstrafe, auf erwiesenen Ehebruch aber der Tod gesetzt. Streng wurde auch Verleumdung gestraft und auch verboten, Verstorbenen Uebles nachzureden.

Alle Gesetze Solon's wurden auf hölzerne Tafeln geschrieben und öffentlich ausgestellt, so daß sie Jeder lesen konnte. Der Senat aber mußte es beschwören, daß die Athener sie hundert Jahre lang halten wollten. Indessen,

so gut auch die Gesetze waren, hatte Solon doch manche Klage von Unzufriedenen zu hören; allein er tröstet sich hierüber in seinen Gedichten, wenn er sagt:

„In dem schwierigen Werk Allen gefallen, ist schwer.“

Weil er aber beständige Nachfragen hatte und immer dunkle Stellen der Gesetze erklären sollte, nahm er Urlaub auf zehn Jahre und begab sich auf Reisen. Er fuhr erstens nach Aegypten, wo er vielen Umgang mit den Priestern pflog. Von ihnen soll er auch zuerst die Nachricht von der großen atlantischen Insel vernommen haben, die westlich von Afrika im atlantischen Meer gelegen und durch Erdbeben in Einem Tage untergegangen sein soll. Die Sage rührte von seefahrenden Phöniziern her und läßt vermuthen, daß man auch in urältesten Zeiten Kunde von Amerika gehabt habe. Vielleicht waren einige Seefahrer dahin verschlagen worden, die dann die Nachricht davon in ihre Heimath brachten, aber nachher bei der damaligen Unvollkommenheit der Schifffahrtskunde und der Ermangelung der Magnetnadel den Weg dahin nicht wieder finden konnten. Von Aegypten begab er sich nach Cypern, wo er einem dortigen Könige eine neue Stadt anlegen und bestens einrichten half, und von hier nach Klein-Asien. In Klein-Asien bestand damals ein mächtiges Reich. Krösus nämlich, König von Lydien, hatte sich den größten Theil von Klein-Asien unterworfen und dadurch so große Schätze angehäuft, daß er sprichwörtlich der reiche Krösus genannt wird. Dieser Fürst wohnte in der damals eben so großen als prächtigen Stadt Sardes, und dahin wurde Solon von ihm eingeladen, um die Herrlichkeit seines Hofes zu bewundern. Allein Solon, der nur wahre Geistesgröße, nicht aber irdische Pracht zu bewundern pflegte, stand in seiner griechischen Einfachheit vor dem Throne mitten zwischen königlicher Pracht und Herrlichkeit, sah die Edelsteine, kunstvolles Geschmeide und köstlich gefärbte Kleider der Hofleute, sah die königliche Schatzkammer, worin Alles aufgehäuft war, was Klein-Asien Kostbares besaß, allein er verrieth weder durch Mienen, noch durch Worte, daß alles dieses auf ihn nur den geringsten Eindruck mache. Als ihn aber der eitle Fürst fragte, ob er auf der Welt je einen glücklichern Mann als ihn gesehen habe, nannte er seinen Mitbürger Tellus und erzählte dann: „Dieser Tellus sei ein rechtschaffener Mann gewesen, habe wackere Söhne hinterlassen und ein mäßiges Vermögen, das sie anständig ernähren konnte, und sei zuletzt den ruhmvollen Heldentod für das Vaterland gestorben.“ Jetzt hielt ihn Krösus schon für einen sonderbaren und ungebildeten Mann, weil er das Glück nicht nach dem Gewichte des Goldes und Silbers wäge, sondern Leben und Tod eines geringen Privatmannes über so große Macht und Herrschaft achte. Gleichwohl fragte er ihn noch einmal: ob er nach dem Tellus einen glücklicheren Menschen kenne. Solon bejahte es wiederum und nannte den Kleobis und Biton, Muster brüderlicher und kindlicher Liebe, welche einst, als die Ochsen nicht zur gehörigen Zeit bei der Hand waren, sich selbst an den Wagen spannten und ihre Mutter in den Tempel der Juno zogen, wor-

über die entzückte Mutter von allen Bürgern glücklich gepriesen wurde. Als sie hierauf geopfert und getrunken hatten, standen sie am folgenden Tage nicht mehr auf, sondern man fand sie entseelt, und es war ihnen nach dem Genusse so großen Ruhmes ein sanfter, schmerzloser Tod geworden.

„Und uns," rief jetzt Krösus voll Zorn, „rechnest du gar nicht zu der Zahl der Glücklichen?" Solon, der ihm eben so wenig schmeichelte, als seinen Unwillen noch mehr reizen wollte, entgegnete: „O König der Lydier! Uns Griechen hat die Gottheit Alles in bescheidenem Maße gegeben; und so haben wir denn auch in unserer Mittelmäßigkeit keinen glänzenden und königlichen Witz, sondern, wenn ich so sagen soll, einen treuherzigen Bürgerverstand, der im Hinblick auf die mannigfaltigen Wechsel, welche das Leben immer hat, auf die gegenwärtigen Güter uns nicht stolz werden und keines Mannes Glück bewundern läßt, so lange es noch Veränderung treffen kann: denn die Zukunft birgt für jeden Menschen mannigfache Schicksale in ihrem Schooße; nur den nennen wir glücklich, welchem es die Gottheit bis an's Ende wohl ergehen läßt. Einen Mann glücklich preisen, der noch lebt und den Gefahren des Lebens noch unterworfen ist, würde eben so eitel und nichtig sein, als wenn man Einen noch während des Wettkampfes als Sieger ausriefe und mit dem Kranze schmückte." — Nach diesen Worten ging Solon hinweg; er hatte den König gekränkt, ohne ihn klüger zu machen. Der Fabeldichter Aesop — denn von Krösus eingeladen, war er gerade auch in Sardes und genoß große Ehre — hatte Mitleiden mit Solon, daß ihm gar nichts Freundliches zu Theil wurde, und um ihm einen guten Wink zu geben, sagte er: „Lieber Solon, mit Königen muß man so selten, oder so gefällig als möglich reden." „Nicht doch," versetzte Solon, „sondern so selten, oder so gut als möglich."

Als Solon nach zehn Jahren wieder nach Athen zurückgekehrt war, fand er wieder Alles in größten Wirren und die Bürger mit einander im heftigsten Streite. Solon wurde von Allen gleich mit lauter Freude empfangen und aufgefordert, wieder Ruhe und Einigkeit herzustellen. Allein dieser weise Mann, der nun ein hohes Alter erreicht hatte, hatte nicht Lust, sich wieder in den Strom der Staatsangelegenheiten zu stürzen, und wollte lieber durch mittelbare Theilnahme das Ganze zum Besten lenken. Er suchte sich demnach die Männer heraus, welche zur Herbeiführung eines bessern Zustandes den besten Willen und die meiste Kraft besaßen. Er fand jedoch bald, daß Pisistratus, sein Jugendfreund, den meisten Anhang bei dem Volke hatte, und denselben zur Unterdrückung der allgemeinen Freiheit benutzte, indem er sich zum Tyrannen erheben wollte. Pisistratus war ein äußerst gefälliger und menschenfreundlicher Mann, wohlthätig gegen Arme und selbst gegen Feinde gemäßigt; seine Herrschsucht wußte er aber so gut zu verbergen, daß ihn Jedermann für so bescheiden ansah, als ob er die Gleichheit aller Menschen über Alles liebe und den Tyrannen von Herzen gram wäre. Umsonst suchte Solon diesen Mann auf bessere Gesinnungen zu bringen, umsonst trat

er dann selbst öffentlich gegen ihn auf, entdeckte seine Absichten und warnte die Athener vor der ihnen bevorstehenden Gefahr, ihre Freiheit zu verlieren. Allein der große Haufe war blind und Pisistratus zu voll der Begier, unter seinen Mitbürgern der Erste zu sein. Dies suchte er auch so bald als möglich zu bewerkstelligen: er verwundete sich nämlich mit eigner Hand, ließ sich in einem Wagen auf den Markt fahren, zeigte dem Volke seine Wunden und erzählte, wie ihn seine Feinde wegen seiner patriotischen Gesinnungen hinterlistig überfallen hätten. Die leichtgläubige Menge trat bald in eine große Versammlung zusammen, wo beschlossen wurde, dem Volksfreunde Pisistratus eine Leibwache von funfzig Keulenträgern zu geben. Solon trat zwar wieder auf und brachte Vieles dagegen vor, ungefähr auf die Art, wie er sich in seinen Gedichten äußert:

„Auf die Zunge ihr seht und die Reden des schmeichelnden Mannes,
Jeder von euch, er folget der Spur des listigen Fuchses,
Und in Allen gesammt wohnt ein verblendeter Sinn."

Aber dies half Alles nichts; die Armen sahen ihn für einen Vater an und tobten heftig gegen Alle, die ihrem Unternehmen zuwider waren; die Reichen aber liefen endlich feige davon, und ließen die Menge schalten. So hatte nun Pisistratus eine fürstliche Leibwache, die sich bald von Funfzigen auf Hunderte und drüber hinaus vermehrte, so daß er in kurzer Zeit so mächtig war, daß er die Burg einnehmen konnte. Diese That setzte die ganze Stadt in große Bestürzung; die vornehmsten Bürger ergriffen die Flucht; nur Solon hatte den Muth, auf dem Markte zu erscheinen und eine Rede an die Bürger zu halten, worin er ihnen ihre Unbesonnenheit und Feigheit vorwarf, sie aber zugleich beschwor, von der Freiheit nicht zu lassen. „Vorhin," sprach er, „war es Euch leichter, die Tyrannei, die noch im Keimen war, zu unterdrücken; jetzt ist es größer und ehrenvoller, die erwachsene und erstarkte Tyrannei zu zerstören und auszutilgen." Allein die Athener waren zu feige, sich an ihn anzuschließen, und Pisistratus blieb im Besitze der höchsten Gewalt und der Alleinherrschaft. Man rieth dem Solon, sich vor der Rache des Fürsten durch die Flucht zu retten; allein er zog sich blos in sein Haus zurück und lebte der Dichtkunst und den Wissenschaften, wie er in seinen Gedichten sagt:

„Lernend ohn' Unterlaß schreit' ich im Alter voran."

Dabei war er so lebensheiter, wie nur der tugendhafte Mensch sein kann, und merkwürdig sind seine Verse, die er über seine Lebenslust seinem Freunde Mimnermus schrieb. Dieser Dichter sandte ihm nämlich folgende Zeilen:

Laß mich bei frischem Blut und sorgenfrei Sechzig erreichen;
Aber, o Parze, dann flugs schneide den Faden mir ab!

Solon aber erwiederte:

„Aendre mir das und sage dafür: mir Achtzig, o Parze,
Immer noch frühe genug schneidest den Faden mir ab."

Dabei lebte er aber nicht etwa ein leichtsinniges Leben, wie Manche im hohen Alter wieder in die Lebensweise der Jugend verfallen: sondern er hatte immer noch ein sorgsames Auge auf Alles, was in seinem Vaterlande vorging. So zeigte sich z. B. eben damals zuerst in Athen die Schauspielerkunst. Thespis zog in Attika von Ort zu Ort, und in Athen von Straße zu Straße mit einem Karren, auf welchem er, wenn er stille hielt, eine Art Possenspiel aufführte, an dem sich das Volk höchlich ergötzte. Auch Solon ging hin und sah zu, sagte aber, indem er mit seinem Stocke heftig auf die Erde schlug, die bedeutenden Worte: „Nun bald werden wir diesen Scherz, wenn wir ihn loben und ehren, auch in unserem Handel und Wandel finden." Wirklich ergaben sich die Athener immer mehr und mehr ihrer angebornen heitern Weise, die wohl von einer Seite schöne Künste und feine Bildung fördert, von der andern aber nachtheilig auf die Sitten einwirken kann, wenn sie in Leichtsinn ausartet. Beides hätte Solon so gerne vereinigt, und seine Gesetze zielten darauf, seinem Volke wohl den leichten und fröhlichen Sinn zu lassen, aber auch zugleich strenge Sittlichkeit zu bewahren.

Indessen hatte Pisistratus so viel Achtung für Solon's Tugend, daß er ihn weder verfolgte, noch sonst im geringsten beunruhigte, obwohl jener freimüthig seine Gedanken äußerte und in seinen Gedichten die Athener unter andern folgendermaßen strafte:

„Wenn euch Bitteres traf, das eure Thorheit verschuldet:
O so klaget darum nimmer die Götter mir an!
Von euch selbst empfing er die Macht, ihr gabt ihm die Wache,
Und nun ward euch zum Lohn schmählicher Knechtschaft Geschick."

Pisistratus ließ ihn reden und dichten, und behielt seine Gewalt wie zuvor; so sehr er aber die Freiheit des Volks beschränkte, hielt er doch auf die Gesetze Solon's und beförderte insbesondere die allgemeine Thätigkeit, Handel, Gewerbe, Künste und Wissenschaften. Er sammelte auch die Homerischen Gesänge und verbreitete dieses Heldenbuch zur Erhebung hellenischen Muthes, so daß diese Regierung, die in Athen Ruhe und Ordnung einführte, zur allmäligen Ausbildung vieles beitrug. Solon starb im hohen Alter. Pisistratus folgte ihm später nach, und hinterließ die Herrschaft seinen beiden Söhnen, Hipparchus und Hippias, erblich. Diese jedoch hatten nicht die Klugheit des Vaters; Adel und Volk waren bald unzufrieden; Hipparchus wurde ermordet, Hippias in einem Volksaufstande vertrieben und Athen endlich nach langen Unruhen eine demokratische Republik, worin die Furcht vor einem Herrn so groß war, daß jeder weise und tapfere Mann, der sich durch Verdienste um's Vaterland Liebe und Achtung erworben, durch den Ostrakismus*) verurtheilt und des Landes verwiesen wurde. Wohl wurde dadurch die Freiheit erhalten, doch war ränkesüchtigen und neidischen Men-

*) Ostrakismus oder Scherbengericht hieß die Art des Aburtheilens bei Volksversammlungen, wo Jeder seine Stimme auf einer Scherbe abgab.

schen weiter Spielraum gegeben, das unwissende und bewegliche Volk zu bestechen und zu bereden, daß ihnen die Regierung anvertraut wurde, die sie dann nicht zum allgemeinen, sondern zu ihrem Besten führten. Allein die trefflichen Gesetze Solon's bewahrten Athen noch lange trotz dieser Mängel und schufen die Athener stark und mächtig genug, es mit ganz Asien aufzunehmen, wie wir in der Folge sehen werden.

Anmerk. Solon aus Athen, Periander aus Korinth, Pittakus aus Mitylene, Bias aus Priene, Chilo aus Sparta, Kleobulus aus Rhodus und Thales aus Milet sind es, welche um diese Zeit lebten und schon von ihren Zeitgenossen die sieben Weisen Griechenlands genannt wurden. Bias ausgenommen waren sie sämmtlich Staatsmänner, ja die meisten Fürsten ihrer Vaterstadt.

II. Geschichte Roms und der übrigen Welt.

Vom J. 753 bis 496 v. Chr.

---

§. 1. Die Erbauung der Stadt Rom.

Das zweite europäische Land, das seit den ältesten Zeiten bewohnt und durch seinen Anbau, seine Städte, die Bildung seiner Bewohner vor allen übrigen berühmt geworden — ist Italien. Diese schöne und fruchtbare Halbinsel wurde von auswandernden Griechen noch vor dem trojanischen Kriege bevölkert. Allein schon vor diesen war sie von verschiedenen Völkern bewohnt; sie waren theils, wie nach Griechenland, als Jäger oder Nomaden, aus Asien und den an Asien grenzenden europäischen Ländern dahingekommen, theils haben sich an den Küsten Aegypter und Phönizier angesiedelt. Schon dies verhinderte in den ältesten und in allen Zeiten die Verschmelzung in eine Nation, weil fast in jedem Thale, in jedem Flußgebiete andere Sprache und Sitte herrschte. Noch mehr that dies die Lage des Landes. Mitten durch zieht der rauhe Apennin und streckt seine Arme rechts und links und trennt dadurch alles Mittelland in abgeschiedene Thäler. Daher die Küstenbewohner, die schon viel Bildung in's Land gebracht, und sie noch durch Handel und allerlei Gewerbe vermehrten, frühzeitig sich erhoben, während in den Binnenthälern noch Alles in Wildheit lag. Eine Verbindung, wie bei den Griechen durch die Amphiktyonen, hatte hier nicht statt. So war schon lange vor Lykurg und Homer Etrurien blühend durch Kunst und Handel, und die Etrusker ein griechischfeines Volk, während die benachbarten Lateiner noch rohe Viehhirten geblieben, zwar in Städten wohnend, doch unzugänglich mildern Sitten und abhold den Künsten des Friedens. Sie wohnten in dem waldigen Latium, in der heutigen Campagna di Roma, zwischen der schlammigen, gelben und trüben Tiber und dem Meere. Hier stand die alte Stadt Alba longa, das Haupt von den übrigen 30 lateinischen Städten, in welcher etwa 780 J. vor Christus Procas regierte. Dieser hinterließ seinen beiden Söhnen Amulius und Numitor die Thronfolge und wollte, daß sie in brüderlicher Eintracht ein Jahr um das andere abwechselnd regieren sollten. Allein der herrschsüchtige Amulius riß die Gewalt immer an sich und befriedigte den nachgiebigen Bruder mit einem Theile der väterlichen Herden. Weil er sich aber auch vor dessen Nachkommen fürchtete, ließ er den Sohn auf der Jagd meuchelmörderisch um's Leben bringen; die Tochter Rhea Sylvia machte er

zur Vestalin. Es war aber der Priesterorden der Vestalinnen schon in den ältesten Zeiten hier einheimisch; Jungfrauen von edler Geburt wurden nämlich eingeweiht, das heilige Feuer der Vesta im Tempel dieser Göttin zu bewachen. Dieser Dienst war eben so ehrenvoll, als beschwerlich und strenge, denn nicht nur das Verlöschen des Feuers, sondern auch die Verletzung der Jungfräulichkeit wurde mit dem Tode und zwar mit der harten Strafe, lebendig begraben zu werden, geahndet. So dachte Amulius sich auch von Seiten der Nichte vor Nachkommen sicher zu stellen. Sie ward aber, trotz ihres Gelübdes, Mutter zweier überaus schöner und starker Knaben — Romulus und Remus. Antho, die Tochter des Königs, erflehte ihr verwirktes Leben von dem erzürnten Vater; aber die Kinder wurden auf seinen Befehl dem Gotte des Tiberstroms geopfert, und in einer Mulde in die Tiber ausgesetzt. Der weit ausgetretene Strom führte sie jedoch sanft hinab an den palatinischen Hügel, wo sie am Fuß eines wilden Feigenbaumes hängen blieben. Hier, meldet die Sage, säugte sie eine Wölfin, und ein Specht, der heilige Vogel des Kriegsgottes Mars, brachte Pflanzenkost, bis sie ein Hirte, Faustulus, fand und nach Hause trug, wo sie sein Weib pflegte und auferzog. Als sie zu Jünglingen erwachsen waren und des Pflegevaters Herden hüteten, erlaubten sie sich, wild und roh wie die andern Hirten, an den Viehherden ihres Großvaters Numitor Raub zu begehen, und über solcher Frevelthat ergriffen und übermannt, führte man sie nach Alba longa. Faustulus eilte ihnen nach, um sie vor Gericht zu entschuldigen oder auszulösen, und als er ihre Auffindung und Zeit und Umstände berichtete, erkannte Numitor sie als seine Enkel und entdeckte ihnen das Geheimniß ihrer Abkunft. Da erwachte in den Jünglingen die Begierde, sich an dem grausamen und ungerechten Oheim zu rächen, und sie gingen hinaus zu ihren Genossen und drangen mit einem Haufen derselben in die Stadt, überfielen den König und tödteten ihn; Numitor aber, ihren Großvater, setzten sie auf den Thron.

Aber den Jünglingen wurde bald die Stadt zu enge, sie waren ein unstätes Leben gewohnt und sehnten sich wieder aus den engen Mauern in's Freie. Daher baten sie ihren Großvater, sich in seinem Gebiete eine Stadt bauen zu dürfen. Numitor bezeichnete ihnen den palatinischen Berg an der Tiber. Hierher begaben sich die Brüder, zuerst ganz allein, und errichteten auf einer waldigen Anhöhe einen Altar (Asyl); das war ein Zeichen, daß alle Flüchtlinge, Landesverwiesene und Verbannte hierher kommen dürften, um da sicher vor aller Verfolgung zu sein. Auf diese Weise suchten nämlich die beiden Prinzen Leute herbeizulocken, mit denen sie dann den Bau der neuen Stadt beginnen könnten, und es gelang ihnen. Von allen benachbarten Gegenden und Völkern kamen Bedrängte, Verstoßene, aber auch Flüchtlinge, Verbrecher, Menschen, die aus Gefängnissen entsprungen waren, und Leute, die sich in keine Ordnung fügen wollten. So fand sich ein Haufe guter und schlechter Menschen ein, welche aber die Noth kühn, unternehmend und aufgeweckt am Geiste gemacht hatte. Und solche Leute brauchte man gerade.

Nachdem zuerst den Göttern geopfert worden, fingen sie nun an zu bauen. Es standen aber noch keine Mauern, als die Brüder schon darüber uneins waren, wessen Namen die neue Stadt tragen sollte; es entstand ein heftiger Streit, in welchem Remus getödtet wurde. Man kann sich denken, daß dieser Vorfall unter so rohen und verwilderten Menschen kein Aufsehn machte; Rauben und Morden war das Gewerbe der meisten, und solche Leute achten kein Menschenleben.

§. 2. Romulus erster König in Rom.

Die neuen Ansiedler bauten nun wieder fort und Romulus, als ihr Herr und König, fand es bald für nöthig, den neuen Staat nach Gesetzen einzurichten. Erstens theilte er das Volk in drei Classen: hundert der Aeltesten, welche er Väter nannte, wählte er zu seinen Räthen (Senatoren); die Stärksten, Muthigsten und Gewandtesten wählte er zu seiner Wache, gab ihnen Pferde und nannte sie Ritter; die Uebrigen und zwar die zahlreichsten waren die gemeinen Bürger, welche Viehzucht und Ackerbau trieben, aber auch zu den Waffen greifen mußten, wenn Feinde in ihr Gebiet einfielen. Aus den Senatoren und Rittern, die man auch Patricier nannte, bildete sich in der Folge der römische Adel, von welchem sich die gemeinen Bürger oder Plebejer unterschieden. Indessen hatte diese neue Stadt keine Weiber, und ohne diese konnte sie doch nicht bestehen, daher denn Romulus bei den benachbarten Völkern um Gemahlinnen für seine Bürger warb. Nirgends will man aber solchen Wüstlingen seine Töchter anvertrauen; da stellt Romulus ein großes Fest an, wozu Männer und Frauen aus der Nachbarschaft geladen werden. Diese sind ganz arglos und kommen nach Rom; es wird geopfert, es wird gespeist, man fängt an zu spielen und zu tanzen. Indeß hatte Romulus seinen Leuten befohlen, daß Jeder auf ein gewisses Zeichen auf die Mädchen losstürzen und sich eins rauben sollte. Als nun der Jubel allgemein war, wurde diese Gewaltthätigkeit verübt. Die anwesenden Männer waren ohne Waffen und konnten es nicht verhindern, aber bestürzt eilten sie nach Hause, erzählten es den Zurückgebliebenen und kamen bald in großen Scharen gegen Rom gezogen, um diesen Frevel zu züchtigen.

Allein die Römer, unerschrockene und gewaltige Leute, schlugen eine Völkerschaft nach der andern aus dem Felde. Endlich kamen auch die Sabiner und drangen bis in die Stadt selbst vor. An dem tarpejischen Felsen trafen sie auf eine Jungfrau, die da Wasser holte, und versprachen ihr, wie sie begehrte, dasjenige, was sie am linken Arme trugen, wenn sie ihnen den Weg auf das feste Schloß zeigte. Sie that es, erhielt aber statt der goldenen Ringe, welche die Sabiner am linken Arme trugen, den Lohn ihrer Verrätherei; sie warfen nämlich ihre schweren Schilde, die sie auch am linken Arme trugen, auf sie, wo sie denn von der Last erdrückt jämmerlich sterben mußte. Noch heut zu Tage erzählen die Mädchen in Rom das Mährchen von der

Bella Tarpeja, welche tief im Berge mit Gold und Geschmeide überdeckt und verzaubert sitze, so aber, daß Niemand den Weg zu ihr finden könne. Nun waren die Sabiner im Besitz des Schlosses, das auf dem capitolinischen Hügel stand. Gegenüber auf dem palatinischen stand die kleine Stadt, und in dem Zwischenthale, wo später der römische Marktplatz war, erwarteten sie die Römer. Es kam zur blutigen Schlacht; einer der tapfersten Römer, Hostus Hostilius, focht wie ein Löwe, aber er fiel kämpfend unter den Feinden. Da sank auch den Römern der Muth, und die meisten neigten sich zur Flucht. In diesem entsetzlichen Augenblicke erhob Romulus sich zu dem Gott der Götter, Jupiter, und also betete er mit lauter Stimme:

„Jupiter, auf deiner Vögel Geheiß habe ich hier auf dem Palatium den ersten Grund zur Stadt gelegt. Schon haben die Sabiner die mit Frevel erkaufte Burg. Aus ihr eilen sie bewaffnet über das zwischenliegende Thal hinweg hierher. Aber du, Vater der Götter und Menschen, von hier wenigstens treibe die Feinde ab, nimm den Römern ihre Furcht und hemme die schändliche Flucht. Hier gelobe ich dir als Jupiter Stator einen Tempel, der ein Denkmal sei den Nachkommen, daß durch deine sichtbar waltende Hülfe die Stadt gerettet worden."

Das Gebet stärkte ihn; er sammelte die zerstreuten Römer und zog sich eilends in die Stadt zurück. Aber die Sabiner verfolgten ihn mit der größten Wuth, und auf dem Markte kamen sie wieder an einander. Da stürzten die Weiber aus den Häusern heraus mitten unter die Kämpfenden und warfen sich bald ihren Vätern und Brüdern, bald ihren Gatten in die Arme, und baten sie mit Thränen, einzuhalten und nicht gegen einander zu wüthen, da sie doch Blutsverwandte wären. Dies erweichte die zornmüthigen Sabiner, man wurde von beiden Seiten ruhiger, und allmälig ließen sich die feindlichen Männer bereden, mit einander zu sprechen und Waffenstillstand zu schließen. Es traten nun auch die Könige zusammen und schlossen endlich Frieden, ja beide Völker wurden zuletzt so herzlich zu einander, daß die Sabiner mit Weib und Kind nach Rom kamen, um daselbst mit den Römern in Gemeinschaft zu leben.

Von nun an war Rom innerlich stark und allen Lateinern furchtbar, und was die Römer einst werden sollten, ein weltbeherrschendes Volk, das zeigte sich schon jetzt bei ihrem ersten Erscheinen. Ihr Gebiet wurde bald zu klein für die wachsende Bevölkerung, denn das freie Kriegs- und Beuteleben zog waghälsige Abenteurer in Menge herbei; weil also daheim Mangel war, ergab sich die Losung für dieses Volk: draußen zu suchen mit den Waffen in der Hand, was nöthig war. Da sie aber nichts zu verlieren hatten, als elende Strohhütten, und Alles zu gewinnen, fielen sie wie reißende Wölfe in das Land der Nachbarn, und gingen unbesiegt und reicher aus jedem Kampfe. Romulus regierte 37 Jahre lang, und bei seinem Tode hatte Rom bereits über 30,000 Einwohner. Es ging die Sage, er sei von den Patriciern, die seine eigenmächtige Regierung nicht dulden mochten, ermordet worden.

§. 3. Die übrigen Könige von Rom.

Der zweite König war Numa Pompilius, ein weiser und erfahrener Mann aus dem Volke der Sabiner, der den neugegründeten Staat 13 Jahre lang so weise regierte, daß von außen und innen Frieden war und ganz Rom einem wohlgeordneten Hause glich. Die Religion war es, mit welcher er dies Räubervolk zu mildern Sitten, zum Acker- und Weinbau führte. Die alten Lateiner waren vor der Gründung Roms nichts anderes als Fetischanbeter: Saturnus, der alte Erdgott, von dem die bekannte Sage noch lebte, wie er auf Erden das goldene Zeitalter geschaffen hatte, Ops, die hülfreiche Geberin aller Güter und Retterin aus Gefahr und Noth, und Janus, der Wächter aller Thore und Thüren, waren zwar die ältesten Gottheiten und die obersten, allein viel näher standen den Hirten und Landleuten unzählige Naturgottheiten. So verehrten sie die Pales, die gesunde Futterkräuter, Fontus, der gutes Brunnenwasser, Flora, welche Blumen, Pomona, welche Baumfrüchte den Sterblichen gab. Statt des griechischen Pan's scheinen Faunus und Fauna die Hirten geschreckt zu haben. Zu Lupercus und Luperca beteten sie, welche die Wölfe von den Herden abwehrten. Aus allen diesen lateinischen, etruskischen und griechischen Gottheiten entstand mit der Zeit die römische Mythologie oder der Dienst Jupiters, des Donnergottes, dem schon Romulus einen Tempel auf dem Capitol gebaut und nächst welchem Mars, der Kriegsgott, und Vesta, die Göttin der Erde und des wärmenden Feuers, die meiste Verehrung und die meisten Priester und Priesterinnen hatte. Indeß bildeten bei den Römern, wie bei den Griechen, die Priester keinen besondern Stand; man wählte sie wohl aus den angesehensten Familien, allein sie durften nebstbei alle öffentlichen Kriegs- und Staatsdienste leisten, und erschienen auch nur bei Opferfesten und Processionen in ihrem Priesterkleide. Nur die Vestalinnen waren mehr abgesondert von der menschlichen Gesellschaft; diese nämlich, 6 an der Zahl, wurden schon in ihrem 6., höchstens 10. Jahre gewählt und wohnten beisammen unter der Aufsicht der Ober-Vestalin, so daß sie bis zum 20. Jahre den Gottesdienst lernen, bis zum 30. im Tempel das heilige Feuer bewahren, dann bis zum 40. die jüngern unterweisen mußten. Nach dieser Zeit durften sie wieder zu ihren Familien zurückkehren und sich sogar vermählen; doch soll dies Letztere selten der Fall gewesen sein, und geschah es, so wollte man bemerkt haben, daß solche Ehen selten glücklich waren: Frauen, die so viele Jahre hindurch der höchsten Ehren genossen, mochten wohl einen zu hochmüthigen Sinn in den Haushalt bringen, der sich für das Glück eines Gatten, von dem das ihre abhangen soll, keineswegs eignete. Denn diese Priesterinnen standen allerdings in außerordentlichem Ansehen: bei den wichtigsten Angelegenheiten wurden sie oft um Rath gefragt und zu Schiedsrichtern gewählt; wenn ein Verbrecher auf seinem Gange zum Richtplatze ihnen begegnete, hatten sie das Recht, ihn zu begnadigen, wenn sie darthun konnten, daß dies Begegnen zufällig gewesen sei. So oft sie (was sie durften, denn

eingeschlossen waren sie nicht) öffentlich erschienen, mußte ihnen ein Lictor (Gerichtsdiener) vortreten; die höchsten Beamten des Staats standen bei ihrem Erscheinen still, und im Schauspiel hatten sie Ehrenplätze gleich Senatoren. So groß aber die Ehre, eben so streng war ihr Leben; Leichtsinn, Schwatzhaftigkeit und das geringste Versehen bei dem Gottesdienste wurde mit Geißelhieben bestraft; ließ aber eine Vestalin das heilige Feuer verlöschen, verletzte sie das Gelübde der Keuschheit, so ward sie ohne Rettung lebendig begraben; man senkte die Unglückliche in ein unterirdisches kleines Gemach, wo sich ein Bett, eine Lampe, ein wenig Brod, Wasser, Oel und Milch befand; dieses wurde darauf zugemauert, und sie starb dort vor Hunger und Verzweiflung. König Numa wollte durch diesen Orden den Gründern der Stadt, Romulus und Remus, deren Mutter eine Vestalin war, ein Denkmal stiften und zugleich die Sitten seines Volkes mildern. Die Sage von der Rhea wurde aber dadurch geheiligt, daß Mars, der Kriegsgott, selbst als Vater der Zwillinge genannt wurde.

Kriegerischer waren seine Nachkommen, besonders Tullus Hostilius. Unter Ancus Martius begann man schon große Bauten, und die Volksmenge wuchs dergestalt, daß man eine Colonie an die Mündung der Tiber führen konnte, und dort die Seestadt Ostia anlegte, welche den Römern auch den Seehandel verschaffen sollte. Unter dem Könige Tarquinius dem ältern, einem ausgewanderten Etrusker von griechischer Abkunft, scheint sich etrurische Cultur in Rom verbreitet zu haben. Die römischen Geschichtschreiber rühmen die Königin Tanaquil als eine kunstreiche Frau, von der die Sabinerinnen manche weibliche Arbeiten, als: Spinnen, Wirken und Weben mögen gelernt haben, denn noch in spätern Jahrhunderten zeigte man in Rom den Spinnrocken dieser denkwürdigen Königin. Ueberhaupt ist schon die ältere römische Geschichte nicht ohne Spuren weiblichen Einflusses auf die Begebenheiten und die Gestaltung des Staates. Als Tarquinius durch Meuchelmörder um's Leben kam, weil eine Partei unter den Römern keinen Ausländer zum König haben wollte, war es eben diese Tanaquil, die den Volksaufstand beschwichtigte und sich und ihre Familie nicht nur rettete, sondern auch in königlichem Ansehn bewahrte. Sie trat hinaus vor das Volk, nachdem der Leichnam ihres Gemahls in's Haus geschafft war, und berichtete mit zuversichtlichem Tone: daß der König nicht getödtet, sondern nur verwundet sei und dem Volke sagen lasse, sie möchten einstweilen, bis er genese, dem Servius Tullius, seinem Pflegesohne, als König gehorchen. Diese unerwartete Nachricht und das feste Benehmen der klugen Frau verwirrte die Häupter der Verschwörung, und das Volk, bei dem Tanaquil als Vogeldeuterin sehr geachtet war, gab sich bald zufrieden, und Servius trat ungehindert die Regierung an und behielt sie auch, als der Tod des alten Königs endlich bekannt wurde. Er war es aber auch werth, zu regieren, und seiner Weisheit dankt der römische Staat seine herrliche Entfaltung und seine Größe, weil er ihn auf moralische Kraft zu gründen verstand. Seines Vorgängers

und Pflegevaters Schicksal konnte ihn überzeugen, wie sehr die Patricier zu Gewaltstreichen geneigt seien; auch war ihm ihr Uebermuth und ihre Härte bekannt, mit der sie die Plebejer behandelten. Diese konnten nämlich, da sie fast beständig im Kriege dienen mußten, weder ihre Feldarbeiten noch ihre Gewerbe treiben, und während der Staat und mit ihm die Patricier, die den größten Theil an der Beute hatten, durch Eroberungen jährlich reicher und mächtiger wurden, sanken die Plebejer in immer tieferes Elend, und ihre Weiber und Kinder litten Hunger und Noth. Zwar borgten ihnen die Patricier zuweilen; wenn sie aber nicht bezahlen konnten, nahmen ihnen diese ihre Felder weg, oder ließen sich wohl gar die Schuldner als Leibeigene von den Richtern zuerkennen. Diesem Uebel suchte nun Servius Tullius dadurch abzuhelfen, daß er völlige Gleichheit der Bürger vor dem Gesetze verordnete und jedem Römer, er möchte Patricier oder Plebejer sein, rechtliche Sicherheit, d. i. Recht auf Leib und Leben, Gut und Ehre, einräumte. Das gehobene Selbstgefühl der Bürger suchte er aber auch durch Sittlichkeit zu stärken, indem er denen, die sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein Vermögen erworben hatten, den größten Antheil an der Verwaltung des Staats einräumte und die liederlichen und sorglosen Taugenichtse, die gar kein Eigenthum hatten, von den Volksversammlungen ganz ausschloß. So wurden auch die Aristokraten (die Patricier) beschwichtigt, indem dadurch ein Uebergewicht der Plebejer, die doch meist ärmer waren, verhütet wurde.

§. 4. Der letzte König.

Glücklich regierte dieser Fürst 44 Jahre; hatte aber Rom die zunehmende Wohlfahrt einer klugen und wackern Tanaquil großen Theils zu danken, so stürzte wieder eine ausgeartete Königstochter dieses schöne Gebäude glücklichen Gemeinwesens um und führte durch ihr Beispiel ein Sittenverderbniß in Rom ein, das den jungen Staat beinahe zu Grunde gerichtet hätte, wäre nicht eine großherzige Frau muthig genug gewesen, für die Ehre weiblicher Tugend zu sterben und durch diesen Tod tapfere Männer zur Wiederherstellung römischer Freiheit zu befeuern. Es lebten nämlich noch die Söhne des alten Tarquinius, Lucius und Aruns, welche ihrer Minderjährigkeit halber vom Throne ausgeschlossen wurden, nun aber herangewachsen dem unrechtmäßig gefolgten Servius Tullius gefährlich werden konnten. Der König vermählte daher diese Prinzen mit seinen Töchtern, deren eine herrschsüchtig, leidenschaftlich und von wildem Gemüthe, die andere bescheiden, sanft und stillen Wesens war. Zufällig waren die Tarquinier eben so verschiedenen Charakters; um also die Wildheit des Einen mit der Sanftmuth der Andern zu mildern, gab er die heftige Tochter (sie hieß gleich ihrer Schwester, wie es bei den Römern Sitte war, nach dem Vater Tullia) dem stillen Aruns, die sanfte aber dem stürmischen Lucius. Doch vereitelte die ältere Tullia die weise Absicht des guten Vaters. Aergerlich darüber, daß in ihrem Manne gar kein Stoff

zum Ehrgeiz und zu kühnen Unternehmungen sei, wandte sie sich bald ganz von ihm ab und suchte den Bruder Lucius zu gewinnen. Was sie suchte, fand sie auch; die Wahlverwandtschaft der gleichgesinnten Gemüther machte ihren Umgang immer enger und vertraulicher. Mit Verachtung sprach sie von ihrem Gemahle und ihrer Schwester, mit Bewunderung von Lucius, den sie einen wahren Mann, einen ächten Sprossen königlichen Geblütes hieß. Hätten ihr, sagte sie, die Götter diesen Gemahl gegeben, so solle ihr Haus bald zu der Königswürde gelangen, in deren Besitz ihr alter Vater schon zu lange sei und die Rechte der Patricier dem gemeinen Volke preisgebe. Es gelang diesem bösen Weibe, den heftigen, aber minder entschlossenen Lucius zu entflammen: in kurzer Zeit starben Aruns und die Gemahlin des Lucius, fast zu gleicher Zeit, und räumten zu neuer Ehe das Haus. Lucius und die ältere Tullia vermählten sich, der alte König mußte einwilligen. Dieses gleichgesinnte Paar eilte nun mit vereinter Leidenschaft von einem Frevel zum andern fort. Servius Tullius ahnete nicht die Gefahr, die ihm von seiner eigenen Tochter drohte, welche unablässig ihren Gemahl anspornte, die Patricier gegen den König aufzubringen. Leicht war es, diese zu dem schändlichen Entwurf zu gewinnen, da sie mit der Regierung des Servius Tullius höchst unzufrieden waren, weil sie ihre alten Vorrechte durch ihn geschmälert sahen. Als die Verschwörung daher reif schien, erscheint Lucius Tarquinius eines Tages, von einer bewaffneten Schar begleitet, plötzlich auf dem Rathhause, setzt sich auf den königlichen Stuhl und hält den versammelten Senatoren eine lange Rede, in welcher er seinen Schwiegervater durch die leidenschaftlichsten Schmähungen herabsetzt, von seiner dunkeln Herkunft, von seiner unrechtmäßigen Wahl, von seiner Vorliebe für das gemeine Volk und der gewaltthätigen Unterdrückung des Adels spricht und sich endlich selbst als rechtmäßigen Erben des väterlichen Thrones zum König ernennt. Er hatte noch nicht geendet, als der greise König in die Rathsversammlung tritt und den Redner im Gefühle seiner Würde und seiner Tugend mit den Ausbrüchen des gerechtesten Zornes angreift. Doch übertönte das Geschrei der Parteien im Senate seine Stimme, und als auch das Volk von den Gassen, durch Lügen und Verleumdungen, die man über den König verbreitet hatte, aufgereizt, in den Saal hereinströmte, wurde die Verwirrung und das Getümmel allgemein; da faßt Tarquinius den kraftlosen Greis bei der Brust, trägt ihn hinaus und schleudert ihn die Treppe hinab auf die untersten Stufen. Die wenigen Getreuen des Königs, von bleichem Entsetzen ergriffen, nahmen die Flucht, und hoben den Blutenden auf, um ihn nach seinem Palaste zu tragen; allein schon in der nächsten Gasse wurden sie von gedungenen Meuchelmördern eingeholt und der König wurde völlig getödtet. Lassen wir hier einen Vorhang fallen, damit wir nicht sehen, wie die unnatürliche Tochter auf einem Prachtwagen nach der Curia eilt, um ihren Gemahl als König zu begrüßen, und wie sie auf dem Rückwege sich nicht scheut, über die Leiche ihres Vaters zu fahren! Die Stimme des Volkes und der ganzen Menschheit hat diese That gerichtet,

und bis in die spätesten Zeiten hieß die Gasse, wo sie geschah, die „verfluchte." Schrecken und Entsetzen verbreitete sich in ganz Rom, und weil Tarquinius und die mitverschworenen Aristokraten entschlossen genug waren, die begonnene Revolution auf jede Weise durchzusetzen, lähmte Furcht und Verzagtheit die Gemüther der Bessern, und auch das gemeine Volk, das seinen Vater verloren hatte, ohne Führer und Berather, irre geführt durch vorgespiegelte Versprechungen der neuen Regierung, fügte sich. Allein gar bald fühlte man die schwere Hand des Tyrannen, der dem Volke alle seine Rechte entriß und nach eigener Willkür herrschte. Indessen erhielten auch die Aristokraten nicht, was sie erwartet hatten. Tarquinius, sobald er im Besitz der Königswürde war, behandelte die Werkzeuge seiner Erhebung mit rücksichtsloser Härte und Grausamkeit. Er verwarf jede Berathung der Senatoren und duldete keine Einrede; Jeder, der Vaterlandsliebe blicken ließ, Jeder, der ihm durch Ansehen oder Reichthum verdächtig, Jeder, der mit der königlichen Familie verwandt war, mußte sterben oder Rom verlassen. Von seinen Blutsverwandten sicherte Lucius Junius, sein Schwestersohn, nur dadurch sein Leben, daß er sich blödsinnig stellte, daher er unter dem Namen Brutus (der Unvernünftige) die Rolle eines Hofnarren zu spielen hatte. Solch eine Gewalt-Regierung forderte aber auch zugleich Kriegsgetümmel und Waffengeräusch, damit die aufgeregten Gemüther des Volks im Felde beschäftigt und durch prächtige Siegesaufzüge betäubt würden. Der König selbst und seine Söhne — wilde, tapfere Krieger — an der Spitze, machten sich bald furchtbar in ganz Latium, und Rom ward wirklich schon jetzt das Haupt der umliegenden lateinischen Städte. Aber die gemachte Beute führte eben Sittenverderbniß in den Häusern der Römer herbei, und dieses stürzte endlich das ruchlose Haus des Tarquinius.

§. 5. Rom wird eine Republik.

Tarquinius hatte wieder, um neue Beute zu gewinnen und die murrenden Unterthanen zu beschäftigen, einen Krieg unternommen, und sich mit dem ganzen Heere vor der reichen und festen Stadt Ardea gelagert. Aber die Belagerung zog sich in die Länge, und die Römer richteten sich bald ein, die Feinde durch Einschließung zur Uebergabe zu nöthigen. In der Geschäftslosigkeit gab es denn bei den Römern häufige Trinkgelage, wobei eines Tages die Söhne und Verwandten des Königs über die Schönheit und Tugenden ihrer Frauen stritten. Jeder erhob die seinige, und in der Hitze des Streits wurde beschlossen, sogleich aufzusitzen und sich durch einen unvermutheten Besuch in Rom von der Treue und Häuslichkeit ihrer Frauen selbst zu überzeugen. Sie ritten also nach Rom, wo man die Frauen der Tarquinier in lustiger Gesellschaft unter Blumen- und Salbenduft bei Spiel und Gastmahl antraf. Von hier aus flogen sie nach Collatia, dem Landsitze des Tarquinius Collatinus, eines Seitenverwandten des königlichen Hauses. Hier fanden

sie Lucretia, die Gattin des Tarquinius Collatinus, mitten unter ihren Mägden in später Nacht mit Wollespinnen beschäftigt. Die Schönheit der stillen Hausfrau, die wegen ihrer Zurückgezogenheit wenig bekannt war, überraschte Alle, und einstimmig wurde ihr der Preis zuerkannt. Allein Sextus Tarquinius, der Sohn des Königs, kehrte nach wenig Tagen ohne Gefolge ganz insgeheim nach Collatia zurück und ward im verwandten Hause, als er ankam, von der arglosen Lucretia eingelassen. Gewaltsam drang er hier wider alle römische Sitte in die weiblichen Gemächer ein, mißhandelte die widerstrebende Hausfrau, und verließ dann, nachdem er sich vor allem Gesinde seines Sieges über die gepriesene Lucretia rühmte, mit wildem Hohngelächter das Haus. Aber Lucretia sandte am frühesten Morgen eilig nach ihrem Vater und Gatten. Diese kamen, ein Unglück ahnend, von Publius Valerius und Junius Brutus begleitet; fanden das trostlose Weib in tiefer Trauer und hörten mit Entsetzen den Vorgang der letzten Nacht. „Ihr werdet dafür sorgen," rief sie, „daß dem Ehebrecher sein Recht geschehe; mein Leib aber — so sehr sich auch frei fühlt meine Seele von aller Schuld — ist der Strafe verfallen, damit nie eine Römerin, auf Lucretia sich berufend, ihren Fall überleben zu dürfen glaube." Mit diesen Worten stieß sie sich einen verborgen gehaltenen Dolch in die Brust, und sank sterbend zur Erde. Starres Entsetzen fesselte den bleichen Mund der Umstehenden; mit lautem Schluchzen warf sich Collatinus auf die Leiche seines geliebten Weibes; aber Brutus, dessen Stunde gekommen war, die Maske seines Blödsinns abzulegen, zog den blutigen Dolch aus der Wunde, hielt ihn hoch empor und schwur einen theuern Eid, den König sammt seinem ruchlosen Weibe und allen Kindern seines Stammes zu vertilgen. Die Andern, erstaunt über den Geist, der urplötzlich in Brutus aufflammte, wiederholten den gräßlichen Schwur. Die Leiche wurde nach Rom getragen und hier auf dem Markte dem Volke gezeigt, und aus dem Munde der racheglühenden Männer hörten die Bürger mit Schaudern die neue Frevelthat der Tarquinier; Brutus aber ruhte nicht, bis das gesammte Volk seinen fürchterlichen Eid wiederholte, den Tyrannen für entsetzt und mit der ganzen Familie für landesverwiesen erklärte. Alles dies geschah mit ungewöhnlicher Ruhe und Mäßigung. Kein Blut der Bürger wurde vergossen, kein Eigenthum geplündert, kein Haus zerstört, ja selbst das Privateigenthum der Tarquinier blieb unangetastet, auch ließ man die Statuen der Könige stehen, und der Königin, der ruchlosen Tullia, wurde blos befohlen, die Stadt zu verlassen, wo sie denn unter lauten Verwünschungen des Volks, doch unangetastet mit ihren Mägden durch die Thore zog, die sogleich verschlossen wurden. Der König aber eilte auf die erste Nachricht aus dem Lager zur Stadt, findet aber die Thore verschlossen, und von der Mauer herab wird ihm seine Verbannung angekündigt. Er fliegt in's Lager zurück; allein Brutus war ihm auf Nebenwegen zuvorgekommen und jener findet das Heer in völligem Aufruhr. Verlassen von Allen begab sich Tarquinius nach Etrurien, um dort Hülfe und Beistand zu suchen.

Das Heer aber kehrte nach Rom zurück, und hier wurde in allgemeiner Volksversammlung das Königthum abgeschafft und Rom für einen Freistaat erklärt, wo künftighin zwei Consuln, die jährlich neu gewählt werden müßten, mit königlicher Gewalt regieren sollten. Brutus und Collatinus waren die ersten Consuln; ihnen zur Seite stand der Senat, dem wieder die alten Rechte eingeräumt wurden, mit den Consuln zu berathen, die Gesetze zu überwachen und neue Verordnungen zu bestätigen. Die Gesetze aber zu entwerfen, die Consuln und andere Obrigkeiten zu erwählen, wurde wieder, wie zu Servius Tullius' Zeiten, der Volksversammlung überlassen. Wohl liegt in dieser Revolution der Keim zur künftigen Größe Roms; aber nicht zu leugnen ist, daß die errungene Freiheit nicht dem Volke, sondern den Aristokraten zu Gunsten kam, weil ja auch in der Volksversammlung die Reichen das Uebergewicht hatten und sowohl Consuln als andere Obrigkeiten nur aus dem Stande der Patricier gewählt wurden.

§. 6. Die Kämpfe Roms für seine Freiheit.

Die Tarquinier gaben es aber nicht auf, das verlorene Königthum wiederzugewinnen, und zettelten sogar in Rom unter den jungen Patriciern eine Verschwörung gegen die Consuln und die neue Verfassung an, worin selbst die Söhne des Brutus verstrickt waren. Allein die Verschwörung wurde entdeckt und Brutus ließ — um die Freiheit durch das entsetzlichste Beispiel zu befestigen — seine eigenen Söhne gleich den übrigen Verräthern mit dem Beile hinrichten. Als darauf Tarquinius mit gewaffneter Macht anrückte, zog ihm Brutus mit einem Heere muthig entgegen und schlug ihn aus dem Felde, fiel aber selbst in der siegreichen Schlacht im Zweikampfe mit einem der Söhne des Tarquinius. Der vertriebene König wandte sich sodann zu Porsena, dem mächtigen König von Clusium, und dieser kam mit einem großen Heere und fiel in Latium ein. Da hatte der Senat ungemeine Furcht, nicht nur vor den Feinden, sondern auch vor den eigenen Bürgern, denn sie wußten, wie diese gegen die Patricier, ihre zeitherigen Bedrücker, gesinnt waren, und besorgten, das römische Volk möchte in der Angst und Bestürzung den König wieder in die Stadt aufnehmen und den Frieden selbst mit der Sklaverei erkaufen. Daher bewies man demselben in dieser Zeit wahrhaft väterliche Wohlthaten. Man sorgte erstlich für Getreidevorrath, und schickte, um Korn aufzukaufen, in die benachbarten Staaten, und jedem Bürger wurde soviel davon unentgeltlich dargereicht, als er bedurfte. Zölle und Abgaben wurden abgeschafft; die Reichen, hieß es, sollten von nun an die Lasten tragen, der Arme thäte genug, wenn er dem Staate Kinder erzöge. Diese Leutseligkeit der Väter (denn dies war der Ehrenname der Senatoren, den sie nun in der That verdienten) bewirkte in der großen Gefahr allgemeine Eintracht und gemeinsames Streben, die neue Constitution mit Gut und Blut zu vertheidigen. Sobald sich die Feinde näherten, flüchteten alle Römer, die auf dem

Lande wohnten, in die Stadt. Die Stadt selbst besetzte man ringsum mit Mannschaft. In einigen Gegenden schien sie durch die Mauern, in andern durch die Tiber gedeckt zu sein; doch kam der Feind so schnell heran, daß man nicht Zeit hatte, die hölzerne Brücke, die über die Tiber führte, abzutragen. Da stand Horatius Cocles, ein Mann von außerordentlichem Muthe und Leibesstärke. Wie dieser die Wache des Janiculums (eines Berges jenseit der Tiber) auf die Brücke losstürzen sah, weil sie der Feind von ihrem Posten vertrieben hatte und nun in größter Hast verfolgte, stellte er sich ihnen in den Weg und beschwor sie bei Göttern und Menschen, hier stehen zu bleiben und den Feind aufzuhalten, bis die Brücke hinter ihnen abgebrochen wäre. Als sie aber sich nicht halten ließen und in wilder Flucht über die Brücke in die Stadt eilten, stellte er sich voran an das äußerste Ende der Brücke und hielt mit zwei Männern, die mit ihm zurückgeblieben waren, den ersten Sturm der Gefahr eine Zeitlang aus. Voll trotzigen Grimmes blickte er nun auf die Anführer des etruskischen Heeres und forderte jeden unter ihnen zum Kampfe auf und schalt sie „Sklaven stolzer Könige, die der Freiheit vergessen hätten und jetzt kämen, die Freiheit Anderer zu stören.“ Eine Zeitlang zögerten die Feinde, und Einer blickte den Andern an, daß er den Anfang des Kampfes machen möchte. Endlich erhoben sie ein wildes Geschrei und warfen von allen Seiten Pfeile auf diesen ihren einzigen Feind, die er alle mit seinem Schilde auffing, und nicht minder hartnäckig und mit festem Tritte behauptete er seinen Posten auf der Brücke. Da liefen sie eben an und wollten ihn hinunterstürzen, als das Krachen der Brücke und das Freudengeschrei der Römer über diese so schnell gelungene That sie erschreckte und den Anfall aufhielt. Jetzt rief Cocles: „Vater Tiberinus, flehend bete ich zu dir, nimm diese Waffen und diese Krieger gütig auf in deinem Strome!“ und so sprang er in voller Rüstung in die Tiber hinab und schwamm unter einem Hagelregen von Pfeilen unverletzt zu den Seinen hinüber, nachdem er eine That gewagt, die bei der Nachwelt mehr Bewunderung als Glauben finden wird.

War der Uebergang über die Tiber mißlungen, so mißlang auch jeder Sturm auf die Stadt selbst, und Porsena beschloß, die Stadt enger einzuschließen, alle Zufuhr abzuschneiden, um so die Römer durch Hungersnoth zur Uebergabe zu zwingen. Zwar hielten die Belagerten standhaft alle Drangsale des Mangels aus und Arme und Reiche wetteiferten in Diensteifer und Vaterlandsliebe; demungeachtet fiel schon Manchem der Muth, als die Noth schon auf's Höchste gestiegen war. Da trat ein junger edler Römer, Cajus Mutius, vor den Senat und bat um die Erlaubniß, in das feindliche Lager zu gehen, um den König Porsena zu ermorden. Glücklich kam er über die Tiber und unerkannt mitten in das feindliche Lager, wo eben vor dem königlichen Zelte ein großer Haufe Soldaten versammelt war. Er mengte sich unter dieselben und drängte sich vor und sah bald zwei ansehnlich gekleidete Männer, die, wie es schien, den Leuten ihren Sold reichten. Mutius wollte nicht fragen, wer von Beiden Porsena sei, hielt aber gerade den Schreiber

desselben dafür, weil ihm, wie es ihm schien, ehrfurchtsvoller von der Menge begegnet wurde. Er schlich sich nun ganz in die Nähe dieses Mannes und stach ihn mit seinem Dolche nieder. Es entstand Geschrei und Zulauf, Mutius aber wurde von den Soldaten ergriffen und vor den Richterstuhl des Königs gestellt, wo er denn erfuhr, daß er fehlgestoßen habe. Als ihn darauf der König fragte, wer er sei und warum er diesen Mann ermordet habe, antwortete dieser: „Ich bin ein römischer Bürger, Cajus Mutius ist mein Name. Nicht ihn, Dich, Porsena, hab' ich tödten wollen. Auch bin ich nicht der Eine, der dies im Sinne führt; dreihundert Jünglinge haben Dir den Tod geschworen. Mich traf das Loos zuerst, jeder der Uebrigen wird, so wie die Reihe ihn trifft, sich einstellen zu seiner Zeit." Da befahl der König, um den rasenden Mörder ringsum Feuer anzulegen, um ihn zu nöthigen, seine räthselhafte Aussage deutlich zu erklären. Doch Mutius legte in die glühenden Kohlen, die auf einem Opferaltar, der neben ihm stand, eben noch vom Morgenopfer verrauchten, seine rechte Hand und ließ sie, ohne ein Zeichen des Schmerzes zu verrathen, verbrennen mit den Worten: „Siehe, wie wenig die den Körper achten, die nach hohem Ruhme streben." Wie angedonnert durch diese entsetzliche That, sprang der König von seinem Sitze und gebot, den Jüngling von dem Altar wegzureißen. „Geh," sprach er, „feindseliger handelst Du gegen Dich selbst, als gegen mich; ich würde Dich zu fernerer Tapferkeit ermuntern, wenn Du meinem Vaterlande dientest." Mutius, dem von dieser That der Beiname Scävola (Linkhand) blieb, durfte straflos heimkehren und ihm folgten unverzüglich Gesandte mit Friedensvorschlägen in die Stadt. Die Bedingungen, welche Porsena machte, bestanden blos in der Herausgabe von sieben Dörfern und einer Anzahl von Geißeln. Unter diesen befanden sich auch Töchter aus den edelsten Familien. Clölia, eine derselben, wußte die Wache zu täuschen, und unter dem Vorwande, sich zu baden, schwamm sie den übrigen Mädchen voran glücklich über die Tiber nach Rom zurück. Allein der Senat lieferte sie wieder aus, und Porsena, von dem Muthe der Römerinnen eben so zur Bewunderung hingerissen, als von der Gerechtigkeitsliebe der Männer, entsandte Clölia mit einer Anzahl Jünglinge frei nach der Stadt zurück, und verließ bald nachher sein Lager, weil er mit einem so edlen Volke nicht länger Krieg führen wollte. Die Tarquinier aber, nachdem sie noch unter andern Völkern vergebens Krieg gegen Rom erregt hatten, lebten und starben endlich in Verachtung und Elend.

So ward denn Rom nach einem Zeitraum von 243 Jahren, in welchem sieben Könige regierten, mit einem Gebiete von kaum 15 Meilen im Umkreise ein Freistaat. Aber die Stadt selbst war damals noch klein und unansehnlich. Die Häuser waren mit Stroh oder Schindeln gedeckt, die Gassen eng, die öffentlichen Plätze noch ohne Säulengänge, aber schon hatten die Könige prächtige Tempel von etruskischen Baumeistern aufgeführt. Die Bürger wohnten größtentheils auf dem Lande, und selbst die angesehensten unter ihnen, Senatoren und Feldherrn, bauten mit eigener Hand ihr Feld. Ihre Sitten waren

streng und einfach, die Kost bestand aus Brod, Feigen und Baumfrüchten, Mehlbrei, Fleisch und Fischen. Die Kleidung war ein Leibrock (tunica) und ein Mantel (toga), beides von grober Wolle, gewebt und genäht von den Frauen. Die Erziehung der Kinder war wie bei den Spartanern kriegerisch, Wissenschaften und Künste waren in diesen Zeiten kaum bekannt in Rom und erst in spätern Jahrhunderten beliebt. Die väterliche Gewalt über ihre Kinder hatte keine Grenzen, und selbst wenn der Sohn schon das väterliche Haus verlassen hatte, blieb dem Vater das Recht über sein Leben, ja selbst die Mütter, tüchtige und strenge Hausfrauen, hielten die Kinder in harter Zucht und gewöhnten sie schon frühzeitig zu anstrengender Arbeit. Alles bezog sich in Erziehung und im öffentlichen Leben der Römer auf Gottesfurcht; Priester und Auguren standen im höchsten Ansehen; übrigens aber war aller Sinn der Römer bei ihrem Gottesdienste sowohl, als in ihrem häuslichen und bürgerlichen Leben nur auf das Praktische gerichtet. Ackerland zu erobern, keinen Nachbarn neben sich zu dulden, der zu widerstreben wagte, allenthalben das eroberte Land mit Heerstraßen zu durchschneiden, die Städte mit Wall und Mauer zu umgeben, Ackerbau zu fördern und selbst müßige Barbaren zur Arbeit zu nöthigen, das schien die Aufgabe des großen römischen Volkes, wozu es schon in der ersten Zeit der Republik den Anfang machte.

§. 7. Pythagoras.

Während sich an der Tiber ein abgehärtetes Kriegervolk mit den Waffen in der Hand ein Reich gründete, hatten sich in Unter-Italien (das darum auch Großgriechenland hieß), in dem fruchtbarsten und schönsten Theile dieser Halbinsel einwandernde Griechen an den Küsten und im Binnenlande blühende Städte gebaut und den Wohlstand eines thätigen Erwerbfleißes und Handels bereitet; aber auch zugleich, durch Reichthum verleitet, eine üppige Lebensweise eingeführt, die das Volk verweichlichte und eine lasterhafte Nachkommenschaft erzeugte. Da kam um das J. 540 v. Chr., als eben Serv. Tullius in Rom regierte, Pythagoras in das reiche und mächtige Croton — ein Weltweiser, dessen Leben und Lehre sich bald über ganz Unter-Italien und weiter auch nach Griechenland verbreitete und allenthalben, wo sie hinkam, Religiosität, hohe Sittlichkeit, Liebe zu Kunst und Wissenschaft und ächten Bürgersinn verbreitete. Es war dieser Mann auf der Insel Samos geboren; sein Vater, ein reicher Kaufmann, erhielt von dem delphischen Orakel die Antwort: „seine Frau würde ihm einen Sohn bringen, der alle bisherigen Menschen an Schönheit und Weisheit übertreffen und ein Wohlthäter des Menschengeschlechtes werden würde;" woher er denn auch seinem Sohne, der bald darauf geboren wurde, den Namen Pythagoras ertheilte, d. h. „der von der Pythia Verkündete." Als das schöne Kind zum Knaben herangewachsen war, übergab er es einem weisen Manne zur Erziehung, wobei es so wohl gedieh, daß schon damals die Trefflichkeit seiner Anlagen erkannt und bewundert wurde. Als

Pythagoras in die Jünglingsjahre trat, verlor er seinen gütigen Vater, wurde aber von dem berühmtesten Weisen der Zeit väterlich bewacht, geleitet und geführt; und schon damals zeigte sich, was er im ganzen Leben war — ein tiefes und religiöses Gefühl, edle Haltung und völliger Gleichmuth der Seele und ein genialer Geist, der sich mit Leichtigkeit alles Gute, Schöne und Wahre aneignete und wie ein wohlthätiges Wesen unter den Menschen wandelte; um sich aber Reinheit und Gesundheit des Leibes und der Seele zu verschaffen, hatte er sich eine strenge Diät angewöhnt, aß und schlief wenig, und versagte sich sogar Wein und Fleisch. In seinem 22. Jahre verließ er sein Vaterland und reiste nach dem Lande der Weisheit — Aegypten. Hier wurde er, nachdem er sich strengen Prüfungen unterworfen hatte, in den Priesterorden aufgenommen, wo er Geometrie und Arithmetik, Astronomie und die geheime Lehre von dem Wesen der Gottheit und von der Natur der Dinge kennen lernte. Auch nach Babylon soll er gekommen sein und auf seiner Rückkehr nach Creta und nach Griechenland. In Samos selbst, wo Alles nur auf Staatsgeschäfte und Staatseinrichtungen hinarbeitete und dabei eine Politik herrschte, die nicht auf Tugend gegründet war, sondern worin nur eine Partei die andere unterdrücken wollte, wurde an Kunst und Wissenschaft eben so wenig gedacht, als an Veredlung des Lebens und der Sitten. Deshalb begab er sich nach Italien, wo er, wie oben gesagt, in Croton freundlich aufgenommen wurde. Hier erwarb er sich bald durch sein schönes Aeußere und seine Beredsamkeit großes Ansehen. Er versammelte zuerst die Kinder um sich und pflanzte in die jungen Seelen sittliches Gefühl und Freude am Guten und Schönen. Bald drängten sich auch wißbegierige Jünglinge zu ihm, die er auf dieselbe Weise zu veredeln trachtete und in die Geheimnisse der Wissenschaften einführte, deren Verstand und Urtheil er durch Mathematik schärfte. Sein stilles Wirken wurde bald auch von dem regierenden Rathe bemerkt, und er wurde aufgefordert, vor dem Senat seine Lehre darzulegen. Auf die Frage, ob er ein Sophos, d. h. ein Weiser, sei, antwortete er bescheiden: er sei nur ein Philosoph, d. h. ein Freund der Weisheit; und so ist der Name Philosoph bis auf unsere Zeit geblieben. Der hohe Rath sah sehr bald ein, daß ein solcher Mann sehr vortheilhaft auf den Geist des Volkes wirken könne, und weil er behauptete, daß man die Veredlung des Menschen bei den Müttern beginnen müsse, befahl er ihm, den Matronen der Stadt Vorträge über Erziehung und Sittenlehre zu halten. Sein Leben und seine vortrefflichen Ermahnungen wirkten bald so mächtig auf die Crotoniaten, daß in der ganzen Stadt ein stiller Geist eingezogen zu sein schien, weil aller Hader und Zank aufhörte, Liebe und Freundschaft herrschte und unter Jung und Alt ein reges Streben nach Kunst und Wissenschaften erwachte und das bisherige Wohlleben in einfachen und geschmackvollen Genuß der Lebensfreuden, wobei weder Unschuld noch Tugend gefährdet war, verwandelte. Indessen entging es seinen scharfen Blicken nicht, daß seine Lehren nicht von allen Bürgern mit gleichem Glücke verstanden und befolgt wurden; denn gar verschieden sind

die Geistesgaben der Menschen, und immer giebt es nur wenige Auserlesene, die für die höchsten Güter des Lebens reinen und wahren Sinn haben. Er sah, wie so Viele nur, gleichsam hingerissen von dem Beispiel Anderer, sich zu seinen Vorträgen hindrängten, und mußte mit Recht befürchten, daß durch solche Menschen, die seine reine Lehre in das unreine Gefäß ihrer Seelen aufnahmen, dieselbe entweihet würde. Darum stiftete er einen besondern Bund, in welchen lang geprüfte Jünglinge aufgenommen wurden, um sich daselbst gemeinschaftlich zu veredeln. Die erste Regel der Eingeweihten war Reinheit des Körpers und der Seele; darum wählte Pythagoras für sich und seine Freunde Gewänder von blendendweißer Leinwand, die wohl mit Purpurstreifen und anderem Schmuck verziert waren, jedoch immer so, daß Pracht mit Einfalt vereinigt schien. Sie wohnten Alle in Einem Hause beisammen, in welchem die höchste Ordnung und Stille herrschte. Der Morgenspruch hieß:

„Bist du Morgens erwacht vom erquickenden Schlaf, so bedenke
Alsobald und mit Ernst das, was du zu thun hast des Tages."

Darum gingen die Pythagoräer, sobald sie aufgestanden waren, an ruhige einsame Oerter, in Haine oder Tempel, um ihr Gemüth zu sammeln und sich zu den Geschäften des Tages vorzubereiten. Sanfte Töne der Leier und Gesang vereinigten dann die Freunde, um sich in kleinern und größern Kreisen, wie sie eben nach Maßgabe ihrer Kräfte und Fortschritte zu einander paßten, zu belehren und zu lernen. Nach einigen Stunden wissenschaftlicher Beschäftigung folgten körperliche Uebungen im Laufen, Ringen, Fechten, Werfen nach dem Ziele und Tanzen. Dann ging man zu einem einfachen und mäßigen Mittagsmahle, das nur in Brod und Honig bestand. Den größten Theil des Nachmittags brachten sie außer Hause in öffentlichen Geschäften zu. Gegen Abend suchten sich je zwei oder drei Freunde auf, um zusammen einen Spaziergang zu machen, wobei sie dasjenige wiederholten, was sie gehört oder gelernt hatten. Nach einem kalten Bade ging man wieder nach Hause und versammelte sich in gemeinschaftlichen Sälen zum Nachtessen, wobei nie mehr als zehn Brüder beisammen saßen. Sie aßen Kräuter, Gemüse und nur selten Fleisch, auch tranken sie etwas Wein mit Wasser gemengt. Mit Untergang der Sonne ward das Abendessen beschlossen mit Libationen und Opfern, dann unterhielt man sich mit angenehmer und lehrreicher Lectüre. Der Abendspruch hieß:

„Eher schließe dir nicht der Schlaf die sinkenden Augen,
Bis du dreimal durchdacht hast all' deine Werke des Tages;
Eher nicht, bis du gefragt, wie weit du gekommen,
Was du gethan und was du Göttliches noch unterlassen?"

Man kann sich denken, wie diese Lebensart körperliche Gesundheit und Harmonie der Seele, dieses hohe Glück edler Menschen, gefördert habe. Traten dann diese Schüler als Männer in's öffentliche Leben, so führten sie in ihren Häusern eben diese Lebensweise ein und pflanzten also Tugend und Aufklärung durch Lehre und Beispiel unter den Menschen fort. Vorzüglich

wirkte Pythagoras dahin, unter einzelnen Menschen recht innige Freundschaft zu stiften, und man hat eben so rührende als erhabene Beispiele von Freundschaften, die Pythagoräer mit einander geschlossen und, so lange sie lebten, in Freud' und Leid treu und standhaft hielten. Bekannt ist die Freundschaft des Damon und Pythias, verherrlicht von unserm Schiller in seinem Gedichte: „Die Bürgschaft." Doch waren die Schüler des Pythagoras bei allem Streben zum Idealen nicht etwa müßige und weichliche Schwärmer. Es hat jederzeit unter ihnen tapfere Helden, weise Staatsmänner und thätige Bürger gegeben. Schon die Unterrichtsweise mußte ja zum praktischen Leben hinführen; Pythagoras fing nämlich allen Unterricht mit dem Anschaulichen an, indem er seine Schüler zuerst die Gegenstände anschauen, d. i. mit den Sinnen wahrnehmen, von andern unterscheiden und bis auf die kleinsten Merkmale kennen lehrte. Jederzeit aber und bei jedem Gegenstande deutete er auch sogleich hin auf das Schöne und Ideale, so daß sich beinahe alles Wissen des Verstandes in harmonische Musik des Gemüthes auflöste.

Einen besondern Werth legte er auf Häuslichkeit, Heilighalten der Ehe, sparsamen Haushalt und zweckmäßige Erziehung der Kinder. Darum gab er sich auch viel damit ab, Frauen und Jungfrauen so auszubilden, daß sie die Kinder erziehen könnten.

Nach einem schönen und edlen Leben an der Seite einer liebenswürdigen und tugendhaften Gattin — Theano war ihr Name — scheint sich der Himmel über seinem Haupte getrübt zu haben, indem viele lasterhafte Menschen, denen die wachsende Macht der Tugend zuwider war, seine Wirksamkeit zu stören begannen. Er verließ demnach in einem hohen Alter Croton und starb in seinem 80. Lebensjahre in der benachbarten Stadt Metapontos. Von ihm rühren die bekannten „goldenen Sprüche" her; auch besitzen wir noch drei Briefe von seiner Theano, die ich hier mittheile. *)

Theano an Eubula.

Ich höre, Du ziehest Deine Kinder gar zu zärtlich auf. Dein Wille ist, eine gute Mutter zu sein: aber, meine Freundin, die erste Pflicht einer guten Mutter ist, nicht sowohl dafür zu sorgen, daß sie ihren Kindern angenehme Empfindungen verschaffe, als sie so früh wie möglich an das, was die Grundlage jeder Tugend ist, an Mäßigung und Bezähmung der sinnlichen Begierden zu gewöhnen. Du hast Dich also wohl vorzusehen, daß die liebende Mutter nicht die Rolle einer Schmeichlerin bei ihnen spiele. Kinder, die von ihrem zartesten Alter an wollüstig erzogen sind, müssen nothwendig unfähig werden, dem Reiz der Sinnenlust, der so mächtig auf sie wirkt, jemals widerstehen zu

*) Sind diese Briefe, wie viele gelehrte Forscher meinen, auch nicht von der Theano geschrieben, so tragen sie doch so sehr das Gepräge einer Schülerin des großen Pythagoras und verdienen zur Beleuchtung pythagorischer Denkweise und Schilderung pythagorischer Frauen angeführt zu werden.

können. Es ist also Pflicht, meine Liebe, sie so zu erziehen, daß ihre Natur keine verkehrte Richtung bekomme; welches geschieht, wenn die Liebe zum Vergnügen in ihrer Seele die Oberhand gewinnt, und ihr Körper gewöhnt wird, immer angenehme Gefühle zu verlangen, folglich dieser übermäßig reizbar und weichlich, jene eine Feindin aller Arbeit und Anstrengung werden muß. Daher ist Nichts nöthiger, als daß wir unsre Zöglinge in demjenigen am meisten üben, wovor sie sich am meisten scheuen, wenn sie gleich traurige Gesichter dazu machen und ihnen wehe dabei geschieht: es giebt kein besseres Mittel, zu machen, daß sie, anstatt Sklaven dieser Leidenschaften und eben so verdrossen zur Arbeit als nach Wollust gierig zu werden, eine frühzeitige Hochachtung für das, was schön und edel ist, bekommen, und jener sich enthalten, diesem hingegen sich ergeben lernen. Also, liebe Freundin, wenn Du Deine Kinder gar zu überflüssig und köstlich nährst, vielen Aufwand machst, um ihnen bald dieses bald jenes Vergnügen zu verschaffen, sie immer spielen und Muthwillen treiben lässest; ihnen gestattest, Alles zu sagen und zu beginnen, was ihnen einfällt, immer befürchtest, das liebe Kind möchte weinen, und Dir Mühe giebst, es lachen zu machen; lachst und Deine Freude daran hast, wenn es nach seiner Wärterin schlägt oder Dir selbst garstige Namen giebt; ferner, wenn Du große Sorge trägst, die Kinder im Sommer immer kühl, im Winter immer recht warm und weich zugedeckt zu halten: so erlaube mir, zu sagen, daß Du sehr unrecht daran thust. Siehst Du nicht, daß armer Leute Kinder, die von diesem Allem nichts wissen, demungeachtet leichter aufkommen, wachsen und gedeihen, und sich überhaupt weit besser befinden? Du hingegen ziehst Deine Söhne wie lauter kleine Sardanapalen auf, und giebst ihrer männlichen Natur durch diese Verzärtelung einen Knick, wovon sie sich nie wieder erholen kann. Ich bitte Dich, was soll aus einem Knaben werden, der, wenn er nicht den Moment zu essen kriegt, weint? wenn er essen soll, immer nur das Leckerhafteste verlangt? wenn's heiß ist, gleich vergehen will, wenn's kalt ist, schlottert? wenn ihm etwas verwiesen wird, widerbellt und Recht haben will? wenn man ihm nicht Alles giebt, was er verlangt, das Maul hängen läßt? wenn er nicht immer geätzt wird, sich erbost? kurz keine andere Beschäftigung kennt als dem Vergnügen nachzulaufen und in schnöden Wollüsten sich herumzuwälzen? Was kann aus solchen verzärtelten Kindern, wenn sie zu männlichen Jahren kommen, anders werden, als elende Sklaven ihrer eigenen und fremder Leidenschaften? Mache Dir also eine ernstliche Angelegenheit daraus, liebe Freundin, eine gänzliche Reform mit Deiner Kinderzucht vorzunehmen, und anstatt dieser weichlichen eine strenge Erziehung in Deinem Hause einzuführen; laß sie Hunger und Durst, Hitze und Kälte ausstehen lernen, und gewöhne sie, mit Geduld zu ertragen, wenn sie von Andern ihres Alters oder von ihren Vorgesetzten beschämt werden. Denn Abhärtung, Arbeit und Erduldung körperlichen Ungemachs sind für junge Gemüther, was das Alaunwasser für die Zeuche, die man in Purpur färben will: je stärker sie damit getränkt worden sind, desto tiefer dringt die Farbe der Tugend ein,

desto schöner, feuriger und dauerhafter wird sie. Siehe also zu, meine Liebe, daß es Deinen Kindern nicht ergehe, wie den Reben, die, von schlechten Säften genährt, nothwendig schlechte Trauben tragen; oder, wie sollte eine üppige und weichliche Erziehung bessere Früchte bringen können, als Leichtfertigkeit, Uebermuth und das Gegentheil von jeder Eigenschaft, wodurch ein Mensch sich selbst und Andern nützlich ist?

Theano an Nikostrata.

Auch mir, liebe Freundin, ist zu Ohren gekommen, was von Deinem Manne verlautet, der, wie es heißt, die Thorheit hat, sich eine Hetäre zu halten: aber mir ist leid, daß ich zugleich hören muß, Du seist schwach genug, eifersüchtig darüber zu sein. Was Deinen Gemahl betrifft, so kenne ich der Männer nur zu viele, die mit seiner Krankheit behaftet sind. Die armen Leute lassen sich, wie dumme Vögel, durch die Lockungen dieser Geschöpfe fangen; sie scheinen von dem Augenblick an, da sie in's Garn eingegangen sind, alle Besinnung verloren zu haben, und verdienen in dieser Rücksicht mehr Mitleiden als Unwillen. Du hingegen überlässest Dich Tag und Nacht einer unmäßigen Traurigkeit und Verzweiflung, und beschäftigst Dich mit Nichts, als wie Du ihn beunruhigen und ihm den Genuß seiner neuen Liebschaft verkümmern wollest. Das solltest Du nicht thun, meine Liebe! Die Tugend einer Ehefrau ist nicht, ihren Mann zu belauern und zu hüten, sondern sich in ihn zu schicken; und dies thut sie, wenn sie seine Thorheiten mit Geduld erträgt. Zudem sieht er in seiner Hetäre blos eine Person, bei der er Vergnügen sucht, in seiner Frau hingegen eine Gattin, die einerlei Interesse mit ihm hat. Euer gemeinschaftliches Interesse aber ist, Uebel nicht mit Uebeln zu häufen, und wenn er ein Thor ist, so ist dies kein Grund, daß Du darum eine Thörin sein mußt. Es giebt Leidenschaften, meine Freundin, die durch Vorwürfe nur mehr gereizt, durch Schweigen und Geduld hingegen desto bälder gehoben werden: wie man zu sagen pflegt, ein Feuer, das man ruhig brennen lasse, verlösche von sich selbst. Eine Frau, die ihrem Manne, wenn er seine Untreue vor ihr zu verbergen sucht, Vorwürfe macht, zieht die Decke weg, hinter welcher er heimlich zu sündigen hofft; und was gewinnt sie damit? Er sündigt fort und läßt sie zusehen. Wenn Du Dir von mir rathen lassen willst, Liebe, so denke nicht, seine Zuneigung zu Dir sei nothwendig an die Unsträflichkeit seiner Sitten gebunden. Betrachte die Sache in einem andern Lichte. Denke, daß Deine Verbindung mit ihm eine Gemeinschaft für das ganze Leben ist — daß er zu seiner Hetäre nur geht, weil er gerade nichts Klügeres zu thun weiß und sich die Langeweile bei ihr zu vertreiben hofft, — und daß er doch immer wieder zu Dir zurückkommt, weil er mit keiner Andern als Dir zu leben wünscht. Dich liebt er, wenn die Vernunft Herr über ihn ist, Jene aus Leidenschaft; aber die Leidenschaft dauert eine kurze Zeit, man wird ihrer bald satt, und sie vergeht eben so schnell wieder, als sie entstanden ist. Ein Mann

müßte ein ausgemachter Taugenichts sein, den eine Hetäre auf lange fesseln könnte. Denn was ist thörichter, als ein Genuß, wodurch wir uns selbst Unrecht thun? Es wird nicht lange anstehen, so wird er merken, welchen Schaden er seinem Vermögen und guten Namen dadurch zufügt. Kein Mensch, der seinen Verstand nicht gänzlich verloren hat, läuft mit sehenden Augen in sein Verderben. Sei also versichert, das Recht, das Du an ihn hast, wird ihn Dir zurückbringen; er wird einsehen, wie nachtheilig eine solche Lebensart seinem Hauswesen ist, er wird die Schmach der allgemeinen Mißbilligung nicht länger ertragen können, sein Gefühl für Dich wird wieder erwachen, und er wird bald wieder anderen Sinnes werden. Du hingegen, liebe Freundin, anstatt Dich mit einer Hetäre zu messen, zeige den großen Unterschied zwischen Dir und einem solchen Geschöpfe durch anständiges Betragen gegen Deinen Mann, sorgfältige Führung Deines Hauswesens, gutes Benehmen mit Deinen Bekannten, und wahre Mutterliebe zu Deinen Kindern. Erweise diesem Geschöpfe die Ehre nicht, mit ihr zu eifern, denn nur mit tugendhaften Personen zu eifern ist schön. Deinem Manne hingegen zeige Dich immer zur Aussöhnung bereit. Ein edles Betragen gewinnt uns endlich sogar das Herz unserer Feinde, und die Tugend, aber auch sie allein, erwirbt uns die allgemeine Achtung. Durch sie kann eine Frau in gewissem Sinne über ihren Mann selbst Gewalt bekommen, und er wird immer lieber von einem solchen Weibe hochgeschätzt, als gleich einem Feinde beobachtet sein wollen. Je mehr Achtung Du ihm aber zeigst, desto beschämter wird er werden, desto bälder sich mit Dir auszusöhnen verlangen, und Dich dann um so stärker und zärtlicher lieben, wenn er durch Betrachtung Deiner untadeligen Aufführung und Deiner Liebe zu ihm zu desto lebhafterem Gefühl seines Unrechts gegen Dich gebracht worden ist. Euer Glück wird dann dieser kurzen Unterbrechung wegen nur desto größer sein. Denn so wie nach einer überstandenen Krankheit nichts Süßeres ist, als das erste Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit: so enden sich auch die Mißhelligkeiten unter Freunden in einer desto innigern Gemüthsvereinigung. — Nun, meine Freundin, stelle diesem Rathe die Eingebungen der Leidenschaft entgegen! Diese rathet Dir, weil er krank ist, sollst Du Dich durch Gram und üble Laune ebenfalls krank machen; weil er gegen die Rechtschaffenheit sündigt, sollst Du wenigstens gegen die Anständigkeit sündigen; weil er seinem Vermögen und Credit Schaden zufügt, sollst Du das Deinige auch dazu beitragen, indem Du Dich über ihn hinauf zu setzen scheinst, und Dein Interesse von dem seinigen absonderst. Du glaubst ihn zu züchtigen, und strafst Dich selbst. Denn, sage mir, wie willst Du Dich an ihm rächen? Etwa Dich von ihm scheiden? So wirst Du, weil Du noch viel zu jung bist, verwittibt zu bleiben, es wieder mit einem andern Manne probiren, und wenn dieser in den nämlichen Fehler fällt, wieder mit einem andern — oder Dich entschließen müssen, Dein Leben ledig und einsam zuzubringen. — Oder willst Du Dich nicht mehr um Deine Haushaltung bekümmern, und, indem Du Alles drüber und drunter gehen lässest, Dei-

nen Mann zu Grunde richten? Würdest Du Dich dadurch nicht selbst zugleich mit ihm unglücklich und elend gemacht haben? — Du drohest der Hetäre mit Deiner Rache? Sie wird sich vor Dir in Acht zu nehmen wissen; und wolltest Du es bis zu einem persönlichen Angriff treiben, so rechne darauf, daß ein Weib, die der Scham entsagt hat, streitbar ist. — Hältst Du es für etwas Schönes, alle Tage mit Deinem Manne in Zank und Hader zu gerathen, so bedenke, daß alles Keifen und Schelten seinen Ausschweifungen kein Ziel setzt, sondern blos eure Zwietracht immer unheilbarer macht. Oder wie? solltest Du etwa gar mit Anschlägen gegen seine Person umgehen? Nein, meine Freundin! da würde die Tragödie, die uns die Verbrechen einer Medea in ihrem ganzen Zusammenhang darstellt, ihren Zweck sehr an Dir verfehlen; denn sie lehrt uns, die Eifersucht zu bezähmen, nicht ihr die Zügel schießen zu lassen. Die Krankheit, an der Du leidest, gleicht in diesem Stücke den Augenkrankheiten; man muß schlechterdings die Hände davon zurückhalten: Geduld und Standhaftigkeit sind das einzige Mittel, wodurch Du sie zu heilen hoffen kannst.

Theano an Kallisto.

Die Gesetze haben euch andern jungen Frauen zwar die Gewalt gegeben, euer Hausgesinde zu regieren, sobald ihr heirathet: aber wie ihr regieren sollt, überlassen sie euch von den ältern zu lernen, die ohnehin so gern von Oekonomie sprechen und gute Lehren geben. Es ist eine schöne Sache, das, was man nicht weiß, zu lernen, und den Alten zuzutrauen, daß sie durch ihre Erfahrenheit am geschicktesten sind, uns guten Rath zu geben; eine Person, die noch erst so kürzlich aus dem jungfräulichen Stand in den häuslichen getreten ist, kann nicht früh genug anfangen, ihre junge Seele mit solchen Dingen zu nähren. — Das Erste, was eine Frau in ihrem Hause zu regieren hat, sind ihre Mägde; und hierbei, meine Liebe, kommt Alles darauf an, es dahin zu bringen, daß sie Dir mit gutem Willen dienen. Die Herzen unserer Sklavinnen werden nicht zugleich mit ihren Personen gekauft; jene muß eine verständige Herrschaft sich erst durch ihr Betragen zu eigen machen; und dies geschieht, wenn man ihnen nicht mehr zumuthet, als recht ist, und sie so behandelt, daß sie weder unter zu vieler Arbeit umsinken, noch aus Mangel an hinreichender Nahrung unvermögend werden müssen. Denn sie sind Menschen wie wir. Es giebt Frauen, die zu ihrem größten Schaden viel dabei zu gewinnen glauben, wenn sie ihre Mägde recht übel halten, sie mit Arbeit überladen, und ihnen, so viel sie nur immer können, an ihrem nothdürftigen Unterhalt abbrechen. Böser Wille, Untreue und heimliche Zusammenverschwörung des Gesindes gegen das Interesse der Herrschaft sind die natürlichen Folgen davon; um etliche Dreier im Einzelnen zu ersparen, zieht man sich einen Schaden zu, der zuletzt in's Große läuft. Um nicht in diesen Fehler zu fallen, meine Liebe, wirst Du am besten thun, Deinen Sklavinnen etwas Gewisses und Festgesetz-

tes, nach Proportion der Wolle, die sie gesponnen oder verarbeitet haben, zu ihrem täglichen Unterhalt zuzumessen, so daß sie desto besser leben können, je fleißiger sie gewesen sind. Was aber ihre Vergehungen betrifft, so siehe dabei hauptsächlich auf das, was Dir selbst anständig ist. Strafe Deine Mägde, je nachdem sie mehr oder weniger verschuldet haben, ohne Zorn und ohne Grausamkeit; denn was Dir jener an Deiner Würde benommen hat, kann durch diese nicht wieder ersetzt werden. Wenn Du immer Deiner selbst mächtig bist, so kannst Du ihnen nur desto besser zeigen, daß Du entschlossen seiest, keine Unarten noch Bosheiten an ihnen zu dulden. Sind ihre Laster unverbesserlich, so mache lieber, daß Du ihrer auf einmal los wirst, und verkaufe sie; denn was soll Dir die Herrschaft über ein Ding, das Dir unnütz ist? In allem diesem aber nimm immer die Vernunft zur Rathgeberin; sie wird Dich nicht nur belehren, ob wirklich gefehlt worden ist, damit Du nicht einem Unschuldigen Unrecht thust, sondern auch wie groß der Fehler sei, damit Du die Strafe dem Vergehen proportioniren kannst. Oft ist Nachsicht und Verzeihung die vernünftigste Maßregel, die eine Frau nehmen kann, um größern Schaden zu verhüten, und ihr Ansehen, worauf in den häuslichen Verhältnissen so viel ankommt, beizubehalten. Manche Frauen können so grausam sein, ihre Sklavinnen zu geißeln, und in einem Anfall von Zorn oder Eifersucht ihren Grimm auf eine unmenschliche Art an ihnen auszulassen, um, wie sie sagen, ein abscheuliches Exempel an den andern Geschöpfen zu statuiren. Aber was ist der Vortheil, den sie von einem so strengen Hausregiment haben? Die einen grämen sich über das Marterleben, so sie führen müssen, vor der Zeit zu Tode; andere suchen ihr Heil in der Flucht; noch andere haben sogar aus Verzweiflung Hand an sich selbst gelegt. Wenn sich dann zuletzt die Frau in ihrem Hause allein sieht, und mit ihrem Schaden die Unklugheit ihrer häuslichen Regierung bejammert, dann kommt die Sinnesänderung zu spät. Erinnere Dich, meine junge Freundin, der Saiten auf einem Instrumente, die, zu wenig gespannt, keinen Ton von sich geben, und, zu hoch gespannt, springen. Gerade so verhält es sich zwischen einer Frau und ihrem Gesinde: Durch zu viel Nachsicht verliert die Frau ihr Ansehen und die Mägde vergessen ihre Schuldigkeit; zu viel Strenge hingegen kann die Natur nicht aushalten. Und so gilt auch hier der goldene Spruch:

Der Mittelweg ist überall der beste.

---

§. 8. Die asiatischen Völker.

Doch nicht nur in Unteritalien und Sicilien, sondern auch im südlichen Gallien und in Nordafrika waren griechische Colonien. Die blühendsten aber in Kleinasien und auf den Inseln des Archipelagus. Allenthalben republikanische Verfassungen, wo sich nur auf kurze Zeit je zuweilen Fürsten erhoben; allent-

halben wie in Griechenland selbst ein neugieriges, lebhaftes und gesprächiges Volk; an den Küsten das Meer mit Schiffen bedeckt, die schon alle Meere besuchten und Handel trieben mit den entferntesten Völkern; im Lande selbst thätige Leute, wohlbestellte Aecker und Güter, schön und reinlich gebaute Dörfer und Städte, Handwerke aller Art und die Jugend entweder auf den Ringschulen, um ihren Körper gelenkig und stark zu machen, oder mit Musik und Gesang den fröhlichen Reigen tanzend bei den fast täglichen Opferfesten. Aber die Entwickelung der höhern griechischen Bildung ward noch einer spätern Zeit, die seit 500 v. Chr. beginnt, und worin sich erst die politische Macht der Griechen nach außen erhebt, aufbehalten.

Außer den Griechen waren noch immer die Phönizier das Volk, dessen Kunstfleiß und Handelsthätigkeit auf dem mittelländischen Meere und auf allen Märkten der damals bekannten Welt herrschte, und darum im Besitze der edeln Metalle, die den Preis aller Anstrengungen und aller Dinge ausmachten. Die wichtigste Stadt derselben war Tyrus, wo alle Schätze Asiens zusammenflossen, womit die Phönizier überall an den Küsten Afrika's und Europa's, wie man glaubt, bis nach Britannien und Preußen hin, die Barbaren besuchter Länder lüstern und unterthan machten. Die meisten Colonien hatte dieses Volk an den spanischen Küsten, aber die wichtigste Niederlassung geschah 900 v. Chr. in Nord-Afrika, wo in der Gegend des heutigen Tunis, Sicilien gegenüber, kart hadath, d. h. die Neustadt, gleichsam Neu-Tyrus, gegründet wurde, woraus die Griechen Carchedon und die Römer Carthago machten. Die Sage nennt eine Königstochter aus Tyrus, Dido oder Elisa, welche, ihrem habsüchtigen Bruder Pygmalion entflohen, beiläufig 100 Jahre vor der Erbauung Roms, mit einem starken Gefolge hier landete und daselbst ein Reich gründete, welches bald das Mutterland an Macht und Reichthum übertraf und in spätern Jahrhunderten das mittelländische Meer und alle Küsten und Inseln desselben beherrschte.

In seiner Blüthe stand damals das ägyptische Reich, welches aber eben dadurch; daß die Priester alle Weisheit für sich behielten und das Volk nur mit Bildung für das Materielle abfertigten, nicht stark genug war, den östlichen Eroberern zu widerstehen.

Schwächer noch waren die Reiche Juda und Israel, wo seit der Trennung der Stämme aller Glanz des Davidischen und Salomonischen Reiches allmälig schwand. Ganz wider den Geist Mosis, ihres großen Gesetzgebers, fingen auch die Hebräer gleich den benachbarten Völkern an, den alten Glauben an Jehovah und mit diesem das geistige Leben und Streben zu verlassen und den falschen Götzen, dem heillosen Ringen nach zeitlichen Gütern und Sinnengenuß nachzuhängen. Die Priester und Leviten, die es versäumt hatten, das Volk zu erheben, sanken nicht selten auch selbst zu gleicher Gemeinheit herab, nur die Propheten, edle begeisterte Männer, traten in diesem Sittenverderbniß kühn und muthig auf, und schalten Könige, Priester und das Volk wegen ihrer Gottlosigkeit; doch ihre Stimme wurde nicht gehört, und

so mußte dieses auserwählte Volk untergehen. Zuerst traf die Reihe das Reich Israel, das schon im Jahre 722 von Salmanassar, König von Assyrien, angegriffen worden, weil es sich weigerte, den in frühern Kriegen mit den Assyriern auferlegten Tribut zu zahlen. Salmanassar eroberte Samaria und führte den König Hosea mit den angesehensten und reichsten Familien des Landes nach Medien; an ihrer Stelle sandte er assyrische Colonisten, aus deren Vermischung mit den Eingeborenen die Samaritaner erwachsen sind. Hundert Jahre länger dauerte das Reich Juda, denn es hatte doch zuweilen einen wackern König; auch war hier der Priesterstand eifriger bemüht, den alten Jehovahdienst und mit ihm Nationalsinn und Vaterlandsliebe zu erhalten; die jährlichen Wanderungen des gesammten Volkes zu dem Osterfeste nach Jerusalem, wo der große und prächtige Tempel Salomo's stand, trugen viel dazu bei; auch konnten die festen Mauern dieser Hauptstadt sich feindlicher Angriffe leichter erwehren. Aber auch sie wurden bald den Assyriern zinsbar, obwohl sie sich noch erhielten, als Salmanassar's Nachfolger Sanherib Jerusalem erobern wollte; eine Seuche kam unter die Belagerer, und die wilden Eroberer verließen das Land. Der fromme König Hiskia konnte Jehovah wieder im Tempel preisen für die Rettung des Volkes. Unglücklicher war sein Sohn Manasse, der einem neuen Angriffe der Assyrier unterliegen und in Ketten nach Babylon wandern mußte.

Damals, 641 v. Chr., erhob sich der chaldäische König von Babylon Nebukadnezar I.; denn schon lange war dieses Reich von Assyrien abgefallen. Er sandte seinen Feldherrn Holofernes auch nach Juda, um den Tribut, den dieses Land den Assyriern schuldig war, für sich einzufordern. Die heldenmüthige Judith ermordete den Feldherrn und befreiete das Vaterland von der Schmach der Unterjochung. Etwa 30 Jahre später ging auch das alte assyrische Reich völlig zu Grunde. Cyaxares von Medien und Nebopolassar von Babylon überzogen Ninive mit ihrer Kriegsmacht und Sardanapal (Sarak), der letzte assyrische König, ein Weichling, dessen Wollust zum Sprichwort geworden ist, verbrannte mit seinen Weibern und Schätzen in seinem Palaste. Also standen jetzt in Asien die Reiche Babylon und Medien. In diesem Kampfe der asiatischen Könige erhoben sich die Aegypter und kamen über das rothe Meer. Der tapfere König Necho eroberte das Reich Juda, entsetzte den König Joahas seiner Würde und machte dessen Bruder Jojakim zu seinem zinspflichtigen Unterkönig. Weiter zog er gegen Osten und unterwarf sich auch Syrien; hier aber, in der Schlacht bei Circesium, begegnete ihm Nebukadnezar II., König von Babylon, und er wurde erschlagen und sein Heer vernichtet. Nebukadnezar aber zog sofort über Syrien nach Palästina, unterwarf es sich wieder und führte den König Jojakim und seinen Sohn gefangen mit nach Babylon; Zedekias, Jojakim's Bruder, blieb als zinspflichtiger König in Jerusalem. Dieser wackere König verbindet sich mit Apries, König von Aegypten, um sich dem schimpflichen Tribut zu entziehen. Allein Nebukadnezar kommt mit einem mächtigen

Heere, diese That zu strafen als Hochverrath und Empörung. Neun Monate lang vertheidigt sich der heldenmüthige König in Jerusalem, endlich aber erstürmen die Babylonier die Mauern, und Nebukadnezar wüthet mit unmenschlicher Grausamkeit. Der große Tempel und der beste Theil der Stadt wird niedergebrannt, Tausende von Menschen in den Straßen niedergemetzelt, Zedekia's Kinder vor seinen Augen niedergehauen, er selbst geblendet, mit den edelsten Familien nach Babylon geführt 597 v. Chr.

§. 9. Hebräisches Volksthum.

So ist ein Reich untergegangen, das unter den Königen David und Salomo den Anschein hatte, als ob es sich einen großen Theil Asiens unterwerfen wollte, gleich Babylon oder Assyrien; denn von Salomo heißt es 2. Buch der Chronika Cap. 10: „Die Schiffe des Königs fuhren auf dem Meere mit den Knechten Hurams und kamen in drei Jahren einmal und brachten Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen. Also ward der König Salomo größer, denn alle Könige auf Erden, mit Reichthum und Weisheit; und alle Könige auf Erden begehrten das Angesicht Salomo's zu sehen und seine Weisheit zu hören, die ihm Gott in sein Herz gegeben hatte, und brachten ihm ein jeglicher sein Geschenk: silberne und goldene Gefäße, Kleider, Harnische, Gewürze, Rosse und Maulthiere jährlich. Und Salomo hatte 4000 Wagenpferde und 12,000 Reisige; und er war ein Herr über alle Könige, vom Wasser an bis an der Philister Land und bis an die Grenze Aegyptens." Allein was die Weisheit dieses Königs aufgerichtet hatte, ließ die Thorheit seiner Nachfolger einstürzen; und es mußte auch dahin kommen, denn die Staatsverfassung Mosis hatte es nicht auf ein mächtiges Weltreich abgesehen, dessen Volk herrlicher sich kleiden und kostbarer speisen, als andere Völker der Erde, und dienen sollte für dieses Wohlleben einem gewaltigen König; sondern er hat ein Volk gründen wollen, das nach Innen lebte und den Geist Gottes im Herzen und Gemüth auffaßte, das frei wie einst Abraham, Isaak und Jakob in patriarchalischer Genügsamkeit ein gottseliges Familienleben führte, und keinem Fürsten diente, nur Jehovah, seinem unsichtbaren König und Herrn. Darum hat er als Verweser der göttlichen Regierung die Priester gesetzt über das Volk, welche dann in beständigem Streite waren mit den weltlich herrschenden Königen. Darum ist auch das mächtige Königreich untergegangen und der Tempel Salomo's in Schutt und Asche verwandelt worden, aber das Volk Israels selbst ist nicht vergangen in solcher Noth, sondern geblieben bis auf heutigen Tag, ja die babylonische Gefangenschaft hatte es größer gemacht, denn zuvor, und herrlicher. Was war es aber, das dieses Volk erhalten, während ungezählte Völkerschaften, die auch lange mächtig auf Erden gewesen sind, Phönizier, Aegypter, Chaldäer, Babylonier und andere von der Erde spurlos verschwunden sind? Das ist die Macht des geistigen Lebens, die in diesem Volke durch

Moses und seine Satzungen geweckt wurde, wie bei keinem andern Volke der Erde, und die Stiftung des häuslichen Lebens, so daß jeder Herd ein Opferaltar, jede Hütte ein Tempel höherer Sittlichkeit und erhabener Frömmigkeit geworden ist. So wie der Hebräer nur einen Gott hatte, den er verehrte, hatte er auch nur ein Weib, nicht als Sklavin untergeordnet, wie alle Orientalen, sondern sich beigesellt als eine treue Gehülfin, die mit ihm die Erhaltung des Hauses und die Erziehung der Kinder besorgte. Wie trefflich aber die hebräischen Weiber gewesen, mag uns das Lob derselben in den Sprüchen Salomo's Cap. **31.** darlegen.

V. **10.** Wem ein tugendsam Weib bescheret ist: die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen.

11. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln.

12. Sie thut ihm Liebes und kein Leides sein Lebenlang.

13. Sie gehet mit Wolle und Flachs um, und arbeitet gerne mit ihren Händen.

14. Sie ist wie ein Kaufmannsschiff, das seine Nahrung von ferne bringet.

15. Sie stehet des Nachts auf: und giebt Futter ihrem Hause, und Essen ihren Dirnen.

16. Sie denket nach einem Acker und kaufet ihn: und pflanzet einen Weinberg von den Früchten ihrer Hände.

17. Sie gürtet ihre Lenden fest, und stärket ihre Arme.

18. Sie merket, wie ihr Handel Frommen bringet: ihre Leuchte verlöschet des Nachts nicht.

19. Sie strecket die Hand nach dem Rocken, und ihre Finger fassen die Spindel.

20. Sie breitet ihre Hände aus zu dem Armen, und reichet ihre Hand dem Dürftigen.

21. Sie fürchtet ihres Hauses nicht vor dem Schnee: denn ihr ganzes Haus hat zwiefache Kleider.

22. Sie machet ihr selbst Decken, weiße Seide und Purpur ist ihr Kleid.

23. Ihr Mann ist berühmt in den Thoren, wenn er sitzet bei den Aeltesten des Landes.

24. Sie machet einen Rock und verkaufet ihn: einen Gürtel giebt sie dem Krämer.

25. Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig ist: und wird hernach lachen.

26. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre.

27. Sie schauet, wie es in ihrem Hause zugehet: und isset ihr Brod nicht mit Faulheit.

28. Ihre Söhne kommen auf, und preisen sie selig: ihr Mann lobet sie.

29. Viel Töchter bringen Reichthum: du aber übertriffst sie alle.

30. Lieblich und schön sein ist nichts: ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben.

31. Sie wird gerühmt werden von den Früchten ihrer Hände, und ihre Werke werden sie loben in den Thoren.

Auf diese Weise trieben es nun die Hebräer auch in ihrer Verbannung am Euphrat und am Tigris fort, ja eben diese Drangsal mußte ihren Nationalstolz, der ihrer Sittlichkeit nachtheilig zu werden anfing, dämpfen und sie wieder auf ihr eigenthümliches Ziel, auf das häusliche Glück und den häuslichen Frieden im Dienste Jehovah's hinweisen. Die Propheten trösteten sie mit der Hoffnung: es werde der Messias (ein Erlöser) kommen und sie befreien, und wiederholten ihnen die schönen Sagen ihrer Stammväter und die Psalmen ihrer heiligen Sänger, die, erst später gesammelt, zu einem Buche erwuchsen, das mit Recht das Buch der Bücher (Bibel) heißt, weil es allen Völkern der Erde die Hand Gottes zeigt, mit der er dieses Volk zu Lehre und Beispiel eines geistigen Lebens geführt hat. Wie sich die Hebräer in ihrer Gefangenschaft brüderlich beigestanden, wie das Gebot der Nächstenliebe und der Geist einer frommen Kindererziehung unter ihnen fortgewaltet, zeigt uns besonders das schöne Buch Tobias, aus welchem wir das 4. Cap., eines edlen Hausvaters letzten Willen, hersetzen wollen:

V. 1. Da nun Tobias gedachte, daß sein Gebet also erhöret wäre, daß er sterben würde, rief er seinen Sohn zu sich und sprach zu ihm:

2. Lieber Sohn, höre meine Worte und behalte sie fest in deinem Herzen.

3. Wenn Gott wird meine Seele wegnehmen: so begrabe meinen Leib und ehre deine Mutter alle dein Lebelang.

4. Denke daran, was sie für Gefahr ausgestanden hat, da sie dich unter ihrem Herzen trug:

5. Und wenn sie gestorben ist, so begrabe sie neben mich.

6. Und dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen: und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, und thust wider Gottes Gebot.

7. Von deinen Gütern hilf den Armen und wende dich nicht von den Armen: so wird dich Gott wieder gnädig ansehen.

8. Wo du kannst, da hilf dem Dürftigen.

9. Hast du viel, so gieb reichlich; hast du wenig, so gieb doch das Wenige mit treuem Herzen.

10. Denn du wirst sammeln einen rechten Lohn in der Noth.

11. Denn die Almosen erlösen von allen Sünden, auch vom Tode: und lassen nicht in der Noth.

12. Almosen ist ein großer Trost vor dem höchsten Gott.

13. Hüte dich, mein Sohn, vor allerlei Hurerei: und ohne dein Weib halte dich zu keiner andern.

14. Hoffart laß weder in deinem Herzen, noch in deinen Worten herrschen: denn sie ist ein Anfang alles Verderbens.

15. Wer dir arbeitet, dem gieb bald seinen Lohn: und halte Niemand seinen verdienten Lohn vor.

16. Was du nicht willst, daß man dir thue: das thue einem Andern auch nicht.

17. Theile dein Brod dem Hungrigen mit, und bedecke die Nackten mit deinen Kleidern.

18. Gieb Almosen von deinem Brod und Wein bei dem Begräbniß der Frommen und iß noch trink nicht mit den Sündern.

19. Allezeit suche Rath bei den Weisen.

20. Und danke allezeit Gott: und bete, daß er dich regiere und du in alle deinem Vornehmen seinem Wort folgest.

21. Du sollst auch wissen, mein Sohn, daß ich zehn Pfund Silbers, da du noch ein Kind warest, geliehen habe dem Gabel, in der Stadt Rages in Medien: und seine Handschrift habe ich bei mir. Darum denke, wie du zu ihm kommst, und solch Geld forderst, und ihm seine Handschrift wiedergebest.

22. Sorge nur nicht, mein Sohn: wir sind wohl arm, aber wir werden viel Gut's haben, so wir Gott werden fürchten, die Sünde meiden und Gut's thun.

Es konnte auch nicht fehlen, daß ein solcher Lebenswandel selbst ihre Gebieter mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllte; viele Hebräer wurden mit Auszeichnung von den Königen in Babylon und Ninive behandelt. Mehrere Propheten und andere Israeliten lebten am Hofe und bekleideten selbst hohe Staatsämter; die Geschichte der Esther ist bekannt, welche sich bis zur Gemahlin des Königs Ahasveros erhoben. Und so ist bei diesem Volke und seinem Schicksale allerdings zu bemerken, wie Gott durch ihren Geist und ihre Gesittung eine bessere Zeit, ein durch Tugend seliges Leben aller Menschen herbeiführen wollte. Und mit Recht tröstete Tobias seine verzagenden Freunde mit den Worten: „Denn wir sind Kinder der Heiligen und warten auf ein Leben, welches Gott geben wird denen, so im Glauben stark und fest bleiben vor ihm."

§. 10. Hebräische Poesie.

Merkwürdig ist aber noch das Volk der Hebräer durch seine Poesie, den Spiegel seiner Schicksale und das Ergebniß seines Glaubens und Hoffens. In Aegypten erbten sie die melancholische Anschauung des Lebens, die in der Zeit ihrer Knechtschaft nicht heiterer werden konnte. Auch in der Wüste waren ihre Tage noch nicht erfreulicher, tägliche Gefahren, Noth und Beschwerden aller Art trieben sie 40 Jahre herum, bis sie den Sinn für das Irdische allmälig ablegten und Gott den Herrn des Lebens kennen lernten. Auch noch in Kanaan war viel Arbeit und ein langwieriger Kampf mit den Eingebornen zu bestehen. Daher auch die Klagetöne ihrer Psalmen, ja Alles, was Poetisches in ihren Schriften auf uns gekommen ist, scheint von Schmerzen und Drangsalen geboren zu sein, und der bis zur Verzweiflung gesteigerte Zorn gegen die Feinde thut sich in schneidenden Tönen kund, und es wäre unerträglich, solchen Gesängen zuzuhören, wenn nicht mitten unter diesen

Mißklängen zerrissener Herzen die tröstende Ergebung in den Willen Jehovah's, des Gottes ihrer Väter, einstimmte. Nur in der Salomonischen Zeit, in der Zeit ihres Glanzes und ihrer Pracht, wurde es heiterer in dem Volke Israels, darum auch seine Poesie aus dieser Zeit majestätisch und triumphirend einherschreitet und mit lauter Stimme Jehovah preiset, der also herrlich Israel erhoben hat. Doch erscheint wieder in der babylonischen Gefangenschaft das ängstliche Hülferufen der Propheten, wie vor einem neuen Gewitter; aber noch in der Zeit des Exils selbst erhebt sich die laute Stimme der Vernunft mit der strafenden Geißel der Reue und dem mahnenden Worte Gottes bußepredigend und den Messias verkündend. Ueberall aber zeigt sich Geist und Poesie der Hebräer in einem entschiedenen Gegensatz zu allem Orientalischen; ein angeborner Haß gegen Fürsten und Götzendiener und Vielweiberei. Wenn man die Bußpredigten des Propheten Jesaias liest, so vermeint man die Posaune des jüngsten Gerichts zu hören, und für Volksfreiheit, Vernunft und Humanität ist von keinem Volke je Etwas stärker und kräftiger ausgesprochen worden.

Außer dieser religiösen und politischen Poesie hatten aber die Hebräer auch eine des Herzens. Wie sich bei ihnen der Blick von der stürmischen Außenwelt in die innere zurückzog, hat sich auch die Empfindung und ganz vorzüglich die Liebe in das Innerste des Herzens geflüchtet, um dort fortzuschwelgen in bangen und wimmernden Accorden. Nicht den Leib allein, mehr noch die Seele verlangt der Hebräer und die Hebräerin zu lieben, sie idealisiren sich den geliebten Gegenstand und schwärmen mit seinem Bilde gleich den Indiern in's Unendliche; doch bei den Indiern ist es glühende und wohlthätige Empfindung, brennende und schmerzende bei den Hebräern. Die leiseste Verunglimpfung im Wort, im Blick erregt den heftigsten Affect, und ohne den Geliebten zu leben ist ihnen Tod. Doch erhebt sich auch zuweilen die Liebespoesie bis zur erhabenen Hymnusweise, wie es im hohen Liede heißt: „Liebe ist stark wie der Tod, Eifer ist fest wie die Hölle, ihre Gluth ist feurig, eine Flamme des Herrn, viele Wasser löschen die Liebe nicht, Ströme ersäufen sie nicht, wer all sein Gut um Liebe gäbe, es gilt Alles nichts."

Und so sehen wir den Ursprung unserer neuen rhetorisirenden und sentimentalen Poesie, welche, phantasielos nur vom subjectiven Affecte getragen, die stärkste Wirkung hervorbringt, weil sie das Spiel in Ernst verwandelt.

§. 11. Die Perser.

Während Israel also unterging, erstarkte in Mittelasien das Reich Medien mit seiner Hauptstadt Ekbatana. Wir haben schon erzählt, wie dort Cyaxares mit Nabopolassar Assyrien erobert und getheilt hatte; weiter noch erstreckte sich Medien gegen Osten, wo es sich alle Länder bis an den Indus unterwarf. 560 J. v. Chr. lebte hier Zoroaster oder Zerduscht, einer von den Weisen im Morgenlande, die auch Magier heißen und über ganz Mittelasien reinere Gottesverehrung und Sittlichkeit verbreiteten. Nach seiner

Lehre, welche die Jünger desselben zusammengeschrieben und in einem Buche gesammelt haben, welches Zendavesta genannt wird, heißt die Gottheit des Lichts und des Segens Ormuzd, von dem alles Gute erschaffen und erhalten wird, dem aber Ahriman, der Gott der Finsterniß und des Bösen, beständig entgegenwirkt, bis endlich am letzten aller Tage das Gute siegen würde über das Böse. Man weiß nicht, inwiefern diese Lehre, die zu allem Guten und zur Wahrheit führte, in das Volk eingedrungen sei; am Hofe wenigstens waren die Sitten eben so, wie früher bei den assyrischen Königen, von der herrschenden Ueppigkeit befleckt worden, darum mußte auch schon Astyages, der Sohn des Cyaxares, 585 v. Chr. gleich Sardanapal in Ninive mit seinem Reiche untergehen. Dieser schwache Regent, der, im Wohlleben zerfließend, von der Furcht der Despoten, sein Reich zu verlieren, unaufhörlich gequält wurde, erhielt von seinen Magiern eine Traumdeutung, es werde sein Enkel ihn vom Throne stürzen. Deshalb vermählte er seine einzige Tochter Mandane an einen vornehmen Perser, weil er meinte, in diesem an den fernsten Grenzen des Reiches liegenden Gebirgslande unter rohen Barbaren werde sich kein herrschsüchtiger Enkel bilden können. Als er aber erfuhr, daß Mandane eines schönen Knaben genesen sei, glaubte er nicht mehr so furchtlos sein zu dürfen, als er sich anfangs bei der Entfernung seiner Tochter eingebildet hatte, und sandte einen vertrauten Diener dahin, das Kind zu rauben und zu tödten. Der Diener (Harpagos nennt ihn die Geschichte, und sein Name verdient genannt zu werden) war menschlicher als sein Herr, und übergab den Knaben, ohne die Geheimnisse seiner Geburt zu verrathen, einem medischen Hirten, der in der Nähe von Ekbatana seine Herden hatte und das Kind aufnahm, und eben so hart und unweichlich, wie Hirtenkinder aufzuwachsen pflegen, auferzog. Einst spielte der Kleine, beiläufig 12 Jahre alt, mit andern Knaben das Soldatenspiel, worin er als der Klügste und Kühnste zum König gewählt worden war. Diese Würde handhabte er nun wie ein rechter König, und da ein Söhnlein vornehmer Aeltern nicht gehorchen wollte, schlug er ihn auf's Erbärmlichste. Der verzärtelte Junge lief nach Haus und klagte es seinem Vater, welcher sich sogar beim König über diese Frechheit eines Hirtenknaben beschwerte. Astyages ließ den Knaben mit seinem Pflegevater holen, und es gefiel ihm, den Kleinen selbst zur Rede zu stellen. Die Antworten desselben waren so treffend, sein ganzes Benehmen so einnehmend, daß er ihn aufmerksamer betrachtete und bald eine auffallende Aehnlichkeit zwischen ihm und seiner Tochter Mandane bemerkte. Bei näherer Erkundigung wurde nun das Geheimniß entdeckt, und das natürliche Gefühl siegte über die Furcht. Astyages nannte ihn Cyrus, das heißt den Geretteten, nahm ihn an seinen Hof und erfreute sich seines kindlichen Wesens und seiner Munterkeit, und sandte ihn dann seiner Tochter nach Persien zurück, Harpagos aber wurde hart für seinen Ungehorsam gestraft. Wüßte man nicht, wie grausam die Orientalen, aus neuern Beispielen, und wie leidenschaftlich gegen Frauen und Kinder sie verfahren, man würde es für eine Fabel halten —

er ließ ihm seinen Sohn ermorden. Cyrus war nun wieder bei seinen Ael- tern, wo es ihm, so rauh und unfreundlich auch das Land im Vergleich mit den Paradiesesauen der Residenz war, weit besser gefiel. Mit ihm tritt nun zum ersten Mal das Volk der Perser oder Pasargaden auf den Schauplatz der Welt, ein verständiges und männliches Volk, das in den ältesten Zeiten in das Land, was noch heut zu Tage Iran heißt, herein kam. Lange hiel- ten sie sich durch Muth und Tapferkeit in diesem Lande frei, bis auch sie von den Medern überwältigt wurden. Indessen waren sie zu fern von der Resi- denz und auch zu furchtbar selbst in ihrer Unterwerfung, so daß sie mehr als andere medische Provinzen in ihren alten Sitten und Gebräuchen geschont wurden; auch waren sie so arm und hatten weder Städte noch Dörfer, wo habsüchtige Statthalter wie in andern Provinzen hätten weilen mögen, um durch ihre Gegenwart den ursprünglichen Geist der Freiheit zu unterdrücken. Dieser Geist regte sich auch bald in dem jungen Cyrus und er wußte ihn wie- der bei der persischen Jugend, seinen täglichen Jagdgefährten, immer mehr zu wecken, wenn er ihnen das Bild des weibischen Hoflebens malte, und die Er- bärmlichkeit ihrer Herrscher, die er schon als Knabe zu bemerken Scharfsinn genug hatte, schilderte. Bald wurde ihm auch verrathen, wie grausam ihn sein Großvater hatte vernichten wollen, und der Grimm über diese Unthat ent- flammte ein mächtiges Rachegefühl in seiner Brust und in den Herzen seiner Genossen. Eines Tages ließ er dieselben zusammenkommen und befahl ihnen, ein Dornengebüsch, das vor ihnen lag, mit Sicheln und Hacken niederzumä- hen. Die Jünglinge gehorchten und arbeiteten im Schweiße ihres Angesichts einen ganzen Tag. Als eben Alles fertig war, befahl er ihnen, am folgenden Tage zu kommen in Feierkleidern. Da bewirthete er sie mit einem Gastmahle, so daß sie froh und guter Dinge waren, so lange die Sonne am Himmel stand. Als es nun Abend wurde, fragte er sie, welcher Tag ihnen besser ge- falle; sie aber antworteten: Wie kannst du fragen, Cyrus! der heutige und der gestrige sind wie Tag und Nacht. Gut, sprach Cyrus, wenn ihr wollt viele Tage haben wie den heutigen, so jagt alle Meder aus dem Lande und macht euch frei von Astyages, der euch, wenn ihr länger seine Knechte bleibt, bald ein Leben bereiten wird, wo ihr Tag für Tag wie gestern arbeiten müßt im Schweiße eures Angesichtes. Die Perser jauchzten laut auf und riefen: Du sollst unser König sein und kein Meder fernerhin herrschen über Iran!

Sie bewaffneten sich nun, verjagten alle Meder aus dem Lande und standen bald drohend an den Grenzen. Als Astyages von dem Aufstande hörte, sandte er ein Heer nach Persien unter dem Befehle des Harpagos, der sich trotz seiner angethanen Kränkung bestrebte, dem König den unbedingtesten Gehorsam zu heucheln, weil er sich vorgenommen hatte, den Tag der Rache herbeizuführen. Und also geschah es auch. Er griff die Empörer nicht an, sondern vereinigt mit ihnen zog er nach Medien, eroberte mit Cyrus Ekba- tana, ließ den König in den Kerker werfen und seinen Enkel zum König von Medien ausrufen.

§. 12. Cyrus.

Sobald Cyrus den Königsthron eingenommen hatte, faßte er den großen Gedanken, das Volk der Perser, welches ihm geholfen, Medien zu unterwerfen, mittelst der Lehre Zoroaster's auszubilden. Sie schien ihm ganz geeignet, sowohl das Königthum als durch häusliches Leben reine Sittlichkeit zu befördern und den neugebornen ritterlichen Sinn zu bewahren. Das Bild der Ordnung auf Erden war ja der König, und im häuslichen Leben der Vater; so sollte, wie von der Sonne am Himmel mildes Licht und Wärme auf die Erde fällt, sich von dem König herab und aus dem Familienleben häuslicher und öffentlicher Wohlstand verbreiten, durch Treue der Unterthanen und Kinderliebe, durch Freiheit der Sitten und Arbeitsamkeit gekräftigt. Die Perser waren auch für diese Lehre sehr empfänglich, da sie bei altorientalischer Tiefe des Gemüths doch immer viel Frohsinn und zum Licht aufstrebenden Geist besaßen, und sich dadurch von den Kindern Tuvans (das alte Zogdiana), wohin sich die gröbsten Fetischanbeter gezogen hatten, unterschieden. Sie waren von jeher entschiedene Feinde alles Götzendienstes, welche Tempel und Altäre für Thorheit hielten, und auf den höchsten Bergen der Sonne, dem Monde und dem Feuer opferten. Die Erziehung derselben war wirklich musterhaft. In den ersten fünf Jahren wuchs das Kind unter den Augen der Mutter; sodann wurden sie in die Schule geschickt, die sie gewöhnlich mit Tagesanbruch besuchten und erst des Abends verließen. Die Knaben bringen ihr Brod und etwas Zugemüse mit, welches sie gegen Mittag verzehren. Die Schulen befanden sich auf einem von Geräusch entfernten Platze, und standen unter Aufsehern oder Lehrern, die nicht sowohl Wissenschaften und Künste lehrten, als vielmehr den Charakter der Knaben durch ihr eigenes Beispiel, durch Angewöhnung und Ermahnungen zu bilden suchten. Nicht lügen, nicht Schulden machen, nicht undankbar sein, das waren die vorzüglichsten Lehrsätze. Waffenübungen und Reiten härteten den Körper ab, zunächst auch strenge und harte Bestrafung schlechter Streiche und solcher Vergehungen, die von einem bösen Willen herrühren. Im 17. Jahre treten die Knaben in die Classe der reitenden Jünglinge, wo sie andern Aufsehern übergeben werden. Sie müssen nämlich vor den Palästen schlafen, Wache halten, den König oder andere vornehme Männer auf die Jagd begleiten und immer bereit sein, die Befehle der Obern zu vollziehen. Von Zeit zu Zeit werden öffentliche Wettkämpfe gehalten, wo sie, wie die Griechen, verschiedene Preise als Lohn erhalten. Im 26. Jahre etwa ist ihre Erziehung vollendet, und sie treten in die Reihe der Männer und Krieger ein.

Wohlthätig wirkte besonders die Lehre Zoroaster's auf den Ackerbau, denn in kurzer Zeit war dieses unfruchtbare Gebirgsland gartenähnlich; alle Obstgattungen der benachbarten Länder gediehen hier unter den fleißigen Händen, denn Bäume pflanzen und pflegen gehörte nach der Zendavesta selbst unter die Pflichten der Könige. Leider ließ Cyrus, eroberungssüchtig, wie er

war, sein Volk nicht in der wohlthätigen Ruhe einer behaglichen Entwickelung; mit allen seinen Völkern brach er auf, wie ein Sturm, und die Perser begleiteten ihn als seine Leibwache. Der Zug ging zuerst über den Tigris und Euphrat, wo sich Alles seinen Waffen ergab; sodann stieg er über den Taurus nach Kleinasien, eroberte Land für Land und zuletzt auch das mächtige Reich des sprichwörtlich gewordenen überreichen Crösus. Dieser Mann war König in Lydien und residirte in Sardes. Wir haben schon oben erzählt, wie zu ihm der weise Solon gekommen sei und ihn nicht wenig aufgebracht habe, daß er seine Pracht und Herrlichkeit nicht bewundern wollte. Jetzt verlor er in einer Schlacht gegen Cyrus Krone und Freiheit, und der stolze Sieger hatte schon den Befehl gegeben, den einst so übermüthigen Crösus auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen. Als er nun dastand, alles königlichen Schmuckes beraubt, nackt an einen Pfahl gebunden, rief er mit lauter Stimme: Solon! Solon! Solon! Cyrus ließ ihn um die Bedeutung dieser Worte fragen, worauf ihm Jener antwortete: „Solon hieß der Mann, der nicht zugeben wollte, wie er mich sitzen sah in meiner Pracht und Herrlichkeit auf dem Königsthron, daß ich der glücklichste Mensch auf Erden sei, und dann hinzusetzte, daß Niemand vor seinem Ende glücklich zu preisen sei. Die Wahrheit dieser Worte habe ich nun einsehen lernen, und da entfuhr mir unwillkürlich der Name des Weisen, von dem ich sie gehört hatte." Auch Cyrus war gerührt und betroffen, denn er wußte ja auch noch nicht, wie er enden werde, und schenkte dem unglücklichen Crösus Leben und Freiheit, aber das Reich gab er ihm nicht zurück.

Von Lydien kehrte Cyrus dann zurück an den Euphrat und überzog das babylonische Reich mit Krieg. Auch hier war er glücklich, eroberte Babylon, die größte Stadt damaliger Zeiten. Sogleich machte er sich auf und zog nach Syrien und Palästina, welches er den Aegyptern entriß. Den gefangenen Juden gab er die Erlaubniß, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren, und ein großer Theil derselben kam unter der Anführung der angesehenen Juden Serubabel, Esra und Nehemia wieder zurück; viele aber blieben im Orient. Zu Jerusalem wurde nun durch Beiträge des Volkes der große Tempel wieder aufgebaut.

Wie Cyrus sein Leben geschlossen, weiß man nicht genau; am glaubwürdigsten ist es, daß er in einem Feldzuge gegen die Scythen, die nördlich von Medien wohnten, umgekommen sei. Sein Sohn Cambyses war noch wilder, und stürmte mit unaufhaltsamem Ungestüm über Palästina nach Afrika hinüber, eroberte Aegypten und zerstörte daselbst viele alte Denkmäler, ja ganze Städte, und wüthete grausam gegen Unterthanen und Feinde. Er hinterließ keinen Sohn, und die Perser wählten sich nach seinem Tode den tapfern Darius, einen ihrer Feldherrn, zum König.

III. Blüthenzeit der Griechen und was sich während derselben auch bei andern Völkern zugetragen.

V. J. v. Chr. 510—350.

§. 1. Darius.

Darius war ein tapferer und verständiger Fürst, der das große persische Reich von der lybischen Sandwüste an bis an den Indus in Ordnung brachte, Susa zur Hauptstadt erhob, in allen Provinzen Statthalter mit schlagfertigen Kriegsvölkern hielt, die reichlichen Tribut einsammelten und die Schatzkammern des Königs in Ekbatana, Persepolis und Susa damit füllten. Nur ist's mit der Weisheit dieses Fürsten nicht zu paaren, daß er gleich Cyrus noch nach größern Eroberungen Verlangen trug. Vielleicht schien es ihm nöthig, dem Scythenvolke, das in Asien durch dazwischenliegende Steppen unzugänglich war und doch seine Grenzen beunruhigte, in Europa beizukommen; genug, er kam über den Hellespont herüber nach Europa und eilte an die Donau und auf einer geschlagenen Brücke hinüber in das Gebiet der Scythen. An der Brücke hatte er die Fürsten der griechischen Städte von Kleinasien zur Wache aufgestellt, worunter auch Miltiades war, der eine Colonie von Athenern auf der Halbinsel am Hellespont (Chersonnes) verwaltete und von der großen Macht der Perser gezwungen worden war, mitzuziehen. Dies war ein freiheitliebender Mann, der nichts Gutes für sein Vaterland ahnete, wenn der Perser in Europa festen Fuß fassen würde, und darum gab er den kleinasiatischen Fürsten den Rath, die Brücke abzubrechen, damit Darius, der Unterdrücker griechischer Freiheit, von den Scythen, wie man hörte, zurückgeschlagen, nicht zurück könnte und daselbst mit seiner Kriegsmacht den Untergang fände. Allein die Andern waren zu feig, oder sie hatten selbst eigenes Interesse, daß Darius ihr Oberherr bleiben möchte, weil er ihnen ihre Herrschaft in den kleinasiatischen Freistaaten bewahrte, und Miltiades, als er hörte, daß Darius schon zurückkehre, entwich nach Athen. Die Perser waren wirklich bei den Scythen übel weggekommen, und Darius kehrte zornmüthig wieder, und als er von dem Anschlage des Miltiades hörte, schwur er, sich an seiner Vaterstadt furchtbar zu rächen, so wie er es auch den Scythen geschworen. Vorher aber eilte er nach Persien zurück, in seinem ganzen Reiche neue Werbungen anzustellen, um dann folgenden Jahres mit größerem Nachdrucke Europa zu bekriegen. Indeß war-

teten die Athener, die seit zwanzig Jahren, nachdem sie die Pisistratiden vertrieben hatten, frei waren, die Rückkehr des Königs nicht ab, sondern sie sandten an alle griechische Staaten, sie vor der nahen Gefahr zu warnen und zu ermahnen, sich zu waffnen und zu rüsten. Auch nach Kleinasien schickten sie Gesandte, besonders zu ihren Stammgenossen in die ionischen Städte, und unterstützten die Milesier, welche zuerst das persische Joch abgeworfen und nach und nach alle griechische Städte an der kleinasiatischen Küste befreiten. Da kam Darius mit einem neuen Heere, und ein blutiger Verheerungskrieg wüthete in den ionischen Städten; zugleich aber ging ein persisches Heer über den Hellespont, wo der macedonische König von Schrecken überwältigt sich anschloß und Thracien erobern half. In die griechischen Städte aber sandte Darius seine Boten, welche von ihnen auf orientalische Weise Wasser und Erde, d. i. Unterwerfung, begehrten. Die meisten Städte ergaben sich, bis auf Athen, Platäa und Eretria; am trotzigsten benahm sich Sparta, das die königlichen Boten in tiefe Brunnen werfen ließ. Alsobald sandte Darius zahllose Truppen auf 600 Schiffen nach Griechenland, welche auf Euböa Eretria zerstören und 3 Meilen von Athen bei dem Flecken Marathon landen. In dieser Gefahr ist es Miltiades, der den Athenern so viel Unerschrockenheit und Muth einflößt, daß sie, ehe noch aus andern griechischen Städten Hülfe kam, 9000 Mann stark auszogen und blos von 1000 Platäern verstärkt, gelehnt an das Gebirge bei Marathon, dem Feind die Spitze boten. Hier ordnete der vertriebene Pisistratide Hippias die Reiterscharen und 100,000 Perser strömten herbei über 10,000 Griechen. Diese standen an einer waldigen Anhöhe und hatten vor sich eine weite Ebene, die durch einen Verhau vor den Angriffen der Reiterei geschützt war. Die geschickte Anordnung des Miltiades und der grimmige Haß gegen den vertriebenen Hippias, den sie in dem feindlichen Heere stehen sahen, bewirkte das Unglaubliche, daß nämlich ein so kleines Heer über zahllose Truppen des großen Perserkönigs den Sieg davon trug. Wie das Zeichen zur Schlacht gegeben war, rannten die Griechen von beiden Seiten auf die Feinde los, welche, bestürzt über diese neue Art des Angriffs, sich auf die Reiterei zurückzogen. Nun sprengte diese in's Treffen, kam aber bald zu tief in den Verhau hinein und wurde größtentheils von den leicht bewaffneten Griechen niedergehauen; was sich davon retten konnte, warf sich mit Ungestüm auf das Fußvolk zurück, so daß auch dieses die Flucht ergriff. Indessen hatte das Mittelheer der Perser einen Hauptangriff auf das noch zurückgebliebene Haupttreffen der Griechen gemacht, und diese waren nun in der größten Gefahr, von den gewaltigen Massen erdrückt zu werden, da sie im Rücken hohes Gebirge und keinen Raum zur Flucht hatten. Aber die siegreichen Griechen von beiden Flügeln bemerkten dies nicht sobald, als sie von der Verfolgung des Feindes abließen und eiligst zurückeilten und das feindliche Mitteltreffen im Rücken angriffen. Dies geschah mit einem wilden Siegesgeschrei, womit die Griechen den bedrängten Landsleuten die Nachricht von der Flucht der Feinde zuriefen, und neuer Muth

befeuerte die Griechen auf allen Punkten in dem Maße, als bei den Persern Bestürzung und Verwirrung von Minute zu Minute stieg und die Schlacht bald ein bloßes Gemetzel wurde. Ueber 6000 Reihen bedeckten die Ebene von Marathon, auch Hippias der Pisistratide lag darunter, mehrere Tausende ergaben sich zu Gefangenen, die Uebrigen rannten und jagten in wilder Flucht zum Meere, um die Schiffe zu erreichen, doch kamen die Griechen früher hin und verbrannten mehrere Schiffe, und gewiß haben Tausende, die nie gezählt wurden, ihren Tod noch in den Meeresfluthen gefunden. So endete der glorreiche Tag bei Marathon, der erste, an welchem Griechen mit einem fremden Volke ein Treffen wagten; aber dieser Tag gab der Nation ein solches Selbstgefühl, daß von nun an keine Macht mehr unüberwindlich schien. Jeder von denen, die mitgestritten haben bei Marathon, wie Themistokles, Aristides, Aeschylus der Dichter und viele andere edle Athener, gingen aus dieser Schlacht mit einem Herzen der unerschütterlichen Tapferkeit, die in der darauf folgenden Zeit den Persern furchtbar geworden ist. Miltiades aber gönnte den Seinigen keine Ruhe, denn er ahnte, was der persische Feldherr wirklich im Sinne hatte, seine Vaterstadt möchte von der flüchtigen Flotte angegriffen werden. Darum gab er sogleich Befehle zum Aufbruch, und als die Perser wirklich am andern Tage vor der Stadt erschienen, war schon das siegreiche Heer auf den Mauern, und der Feind zog unverrichteter Sache von dannen. Erst am folgenden Tage kamen die Spartaner nach Athen; als sie hörten, daß die Schlacht geschlagen sei, zogen sie hinaus auf die Wahlstätte und kehrten dann wieder heim. Lobgesänge und Ehrenbezeigungen lohnten nun die Sieger, vor allen den Miltiades, und die Verwandten der Gefallenen sowohl als die gesammte Bürgerschaft zogen zahlreich hinaus auf das Schlachtfeld, die tapfern Helden ehrenvoll zu bestatten, und jedem derselben Leichensteine aufzustellen. Und es glich noch viele Jahrhunderte nach dieser Schlacht das marathonische Feld einem großen Friedhofe herrlicher Denkmale, und lange ging die Sage unter dem Volke, daß zu gewissen Zeiten von dem Schlachtfelde her ein Getöse vernehmlich sei, wie das Getümmel von Roß und Reitenden.

§. 2. Leonidas bei Thermopylä.

Gewiß hätte Darius diesen Schimpf gerächt, wäre er nicht bald darauf mit dem Tode abgegangen. Er übergab die Rüstungen zu einem neuen Kriege seinem Sohne und Nachfolger Xerxes, der ein Heer von einer Million Menschen bewaffnete und mit mehr als 1200 großen Schiffen zehn Jahre nach der Schlacht bei Marathon nach Europa kam (480 v. Chr.). Aber die Griechen erschraken nicht und behielten Muth, sich zu rüsten gegen solche Uebermacht. In Corinth versammelten sich die Abgeordneten aller Staaten von Griechenland und beschlossen, man möchte alle waffenfähige Mannschaft und alle Schiffe nach Athen senden, weil zu erwarten war, daß

auf diese Stadt der Hauptangriff der Feinde geschehen werde. Allein die Perser kamen früher, als Heer und Flotte beisammen war. Nur die Lacedämonier, welche diesmal die Ersten waren, kamen unter ihrem Könige Leonidas 400 Mann stark. Zu ihnen gesellten sich noch 7000 andere Griechen, und weil man hörte, daß die Landmacht der Perser über Macedonien und Thessalien herabziehe, stellten sie sich bei den Thermopylen auf. Dies war ein enger Paß oder Gebirgsweg, der zwischen hohen und steilen Bergen und dem Meere hinlief und die einzige Straße bildete, die nach Griechenland führte. Hier konnte wohl, weil der Weg an vielen Stellen kaum so breit war, daß ein Wagen fahren konnte, eine kleine Schar jedes Eindringen verwehren; allein das zahllose Heer der Perser aufhalten zu wollen, war doch beispiellose Kühnheit.

Indessen war in Athen große Bewegung unter dem Volke, und in der Verwirrung wußte man nicht Rath zu finden, was für die Stadt in dieser nahen Gefahr zu thun sei. Da sandte man nach Delphi, und das Orakel gab die Antwort: „Athen solle sich mit hölzernen Mauern vertheidigen.“ Damals lebte in Athen Themistokles, ein kriegslustiger und staatskluger, aber ehrgeiziger Mann, welcher den redlichen Aristides aus Athen vertrieben hatte, um allein das größte Ansehen beim Volke zu besitzen. Dieser deutete die Worte des Orakels dahin, daß man die Stadt verlassen und sich auf die Schiffe begeben solle, denn dies wären die hölzernen Mauern, mit welchen das Orakel riethe sich zu vertheidigen. Sein Rath wurde angenommen und er erlangte, wohin er schon einige Jahre vorher gezielt hatte, als er aus dem Ertrag der Bergwerke Schiffe bauen ließ. Wie nun die Nachricht kam, daß die Perser in Thessalien eingefallen seien, wurden Weiber und Kinder nebst aller beweglichen Habe auf die Insel Salamis gebracht, die waffenfähige Mannschaft schiffte sich auf der Kriegsflotte ein, und nur Priester und Greise blieben zum Schutze der Götter und ihrer Tempel in der Stadt zurück. Nicht ohne Wehklagen konnte dies Alles vor sich gehen, und die Männer von Athen, erschüttert von der Abschiedsscene, waren nur durch Themistokles und die übrigen Helden von Marathon zu beruhigen. Während dessen kamen auch die Schiffe der peloponnesischen Staaten, und Themistokles, der mit dem lacedämonischen König Eurybiades den Oberbefehl hatte, schiffte nun muthig der persischen Flotte entgegen, wobei er jedoch die Vorsicht gebrauchte, immer nur nahe an der Küste zu bleiben, weil er sich nicht in die offene See wagen durfte, wo seine kleine Flotte leicht von den zahllosen Schiffen der Feinde konnte umzingelt werden. Indessen war Xerxes schon bei den Thermopylen angelangt, und erstaunte nicht wenig, hier von einer so geringen Anzahl Widerstand anzutreffen. Er lagerte sich zuvörderst mit seinem zahllosen Heere auf der Ebene, die sich vor dem Eingang der Thermopylen ausdehnte und ließ dann die Griechen auffordern, sich zu ergeben. Er erhielt aber eine trotzige Antwort vom König Leonidas, so daß er entrüstet den Befehl gab, zu stürmen. Allein hier thaten sich besonders die Spartaner hervor, die

längst schon den Athenern die Lorbeere von Marathon geneidet hatten. Jeder Schritt, den die Perser vorthaten, war mit Blut gedüngt und Leichen auf Leichen waren gehäuft in dem engen Passe, so daß die Menge der Perser nichts half, weil nur Wenige zugleich vorrücken konnten, die dann leicht von den grimmigen Spartanern erlegt wurden. Nur die hereinbrechende Nacht machte dem Gemetzel ein Ende; doch mit frühstem Morgen rückten neue Scharen heran. Derselbe tapfere Widerstand der Griechen und dieselbe Wuth von Seite der Perser, und keine Möglichkeit, einzudringen; mit Peitschenhieben ließ Xerxes die Barbaren in den Engpaß jagen, sie konnten mit aller Gewalt die Krieger des Leonidas nicht zum Weichen bringen. Da machte aber abscheulicher Verrath eines Griechen, der dem König einen Fußpfad über das Gebirge zeigte, wo man die Thermopylen umgehen konnte, allen Widerstand vergeblich. Eine Abtheilung von Persern stieg diesen Gebirgsweg hinan und kam bald an das äußerste Ende desselben, wo er zu den Thermopylen hinab in den Rücken der Griechen leitete. Die daselbst aufgestellten Wachen der Griechen nahmen die Flucht, und die Perser harrten daselbst, bis Xerxes von vorne angreifen würde.

Alles dieses geschah am zweiten Tage, am dritten aber ließ Xerxes seine Truppen rasten und wartete, bis er Nachricht hatte, ob seine Leute glücklich in den Rücken der Griechen angelangt wären. Erst als er diese Nachricht erhalten hatte, wurde der Befehl gegeben, den Tag darauf mit aller Macht die Thermopylen zu stürmen; doch hatte auch schon Leonidas die traurige Nachricht, daß er umgangen sei. Und sogleich versammelte er die vom Kampfe ausruhenden Gefährten und theilte ihnen die Gefahr mit und bat sogleich die übrigen Griechen, welche sich mit seinen Spartanern vereinigt hatten, nach Hause zu ziehen, und sich an das große Heer anzuschließen; aller Widerstand wäre nun vergebens, er aber wolle mit seinen vierhundert Spartanern den Gesetzen Lykurg's gemäß den Posten behaupten und mit allen auf der Stelle sterben. Nur mit Mühe konnte er die kampfbegierigen Griechen zum Abzug bewegen. Zweihundert derselben, lauter auserlesene Männer, blieben jedoch bei ihm zurück, und so brachten denn die 600 Krieger den Tag, als wären sie zu Hause, um ein großes Fest vorzubereiten, mit Reinigung ihrer Waffen und Kleider, mit Waschen und Salben ihres Körpers und mit Haarflechten zu. Sie betrachteten sich als Schlachtopfer des Vaterlandes, und schmückten sich darum, wie es sich ziemte, um den Göttern zu gefallen, mit Blumenkränzen. Alle diese Vorbereitungen aber verrichteten sie unter fröhlichen Scherzen, Tanzen und Singen. Nachdem hierauf Leonidas den Göttern ein Rauchopfer dargebracht, setzten sie sich zum gemeinschaftlichen Mahle, wozu Leonidas mit diesen Worten eingeladen hatte: „Laßt uns Mahlzeit halten, Freunde, heute Nacht werden wir in der Unterwelt speisen.“ Als aber die Dunkelheit hereinbrach, da nahmen sie die Waffen und zogen stillschweigend den Thermopylen entlang hinaus in die Ebene, wo das Lager der Perser stand. Hier war Alles in tiefem Schlafe, die Finsterniß aber so

dicht, daß sie von den Wachen nicht eher bemerkt wurden, als bis sie ganz nahe standen. Diese wurden hingestreckt, ehe sie noch rufen konnten, und so kamen die Griechen bis in's mittle Lager, wo die Leibwache des Königs vor dem großen Zelte schlief. Hier begann nun das fürchterlichste Würgen; die Perser erwachten, erhoben ein fürchterliches Geschrei des Entsetzens; Versuch der Gegenwehr, Versuch der Flucht und allgemeine Verwirrung und Bestürzung allenthalben. Mit Mühe nur entkam Xerxes auf der Flucht, zwei seiner Brüder fielen von den Streichen der Griechen, erst der heranbrechende Tag machte dem Schlachten ein Ende, aber die zurückgebliebenen Perser fanden keinen Feind mehr im Felde, denn auch Leonidas war mit allen seinen Gefährten gefallen.

Dies war der Tag bei den Thermopylen, der den Persern neuerdings Achtung für das Volk der Griechen, diesen neue Zuversicht und stolzes Selbstgefühl einflößte; denn als Xerxes mit Bewunderung die Leichen der erschlagenen Lakonier betrachtete, mußte er mit Unwillen vernehmen, daß in Sparta **8000** Männer noch lebten, alle von derselben Tapferkeit.

Nach beendigtem Kriege bauten die Griechen den Gefallenen bei Thermopylä ein Heldenmal mit folgender Inschrift:

Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz uns befahl.

§. 3. Themistokles siegt bei Salamis.

Während dessen waren auch die Flotten schon bei dem Vorgebirge Artemisium an einander gerathen. Tapfer wurde von beiden Seiten gefochten, doch konnten die zahllosen Schiffe der Feinde nichts ausrichten, und das Treffen blieb unentschieden. Die Griechen hielten sich nämlich an den Küsten, wo die Schifffahrt wegen der Sandbänke und Riffe für die langen Fahrzeuge der Perser gefährlich war; die griechischen aber wanden sich geschickt durch die wohlbekannten kleinen Meerstraßen durch und trotzten der großen Flotte, die sie nicht dahin verfolgen konnte. Außerdem war es noch die Verschiedenheit der Nationen, aus welchen das persische Kriegsheer und die Flotte zusammengesetzt war, was einen glücklichen Erfolg der Waffen hinderte, denn die persischen Könige verstanden es nicht, den alten kriegerischen Geist der Pasargaden allen ihren Unterthanen einzuflößen. Zur See waren die Phönizier und kleinasiatischen Griechen die geschicktesten; doch scheint es, daß diese, des persischen Joches überdrüssig, sich nicht zu sehr auszusetzen Lust hatten. Kurz, die Seeschlacht bei Artemisium blieb unentschieden, die Griechen zogen sich durch den Euripus (das ist die Straße zwischen Griechenland und der Insel Euböa) hinab in den saronischen Meerbusen, um die bedrängte Stadt Athen zu decken; die persische Flotte hingegen fuhr auf der andern Seite der Insel Euböa ihnen nach. Inzwischen war Xerxes schon durch die Thermopylen in Böotien und bald auch in Attika eingefallen, Athen wurde zerstört und verbrannt, die zurückgebliebenen Greise und Priester ermordet, und Xerxes hielt nun einen Kriegsrath mit allen seinen Feldherrn und zinspflichtigen

Königen und Fürsten, die persönlich in den Krieg mitgezogen waren. Unter letzteren befand sich auch eine kriegerische Frau, Artemisia*), Königin von Halikarnaß, einer griechischen Pflanzstadt in Kleinasien, welche mit fünf Kriegsschiffen zu der persischen Flotte gestoßen war. Es wurde die Frage aufgestellt: ob ein zweites Seetreffen rathsam sei? Da meinte Artemisia, es wäre in dem engen Meerbusen, wo die griechische Flotte jetzt stehe, eben so wenig ein glücklicher Erfolg zu erwarten, als in der Schlacht bei Artemisium. Sie rieth vielmehr, Xerxes sollte mit der Landmacht über die corinthische Landenge in den Peloponnes eindringen, sodann würden die Peloponneser, die sich bei der Flotte befänden, um ihre bedrohten Städte zu sichern, eiligst heimkehren, so daß man sie, wenn sie also zerstreut dahinsegelten, einzeln leicht einholen und aufreiben könnte. Allein ihr Rath beliebte nicht und man zog es vor, die griechische Flotte, die zwischen Athen und der Insel Salamis stand, gänzlich einzuschließen.

Während dessen war auf der griechischen Flotte auch große Bewegung. Als man nämlich Athen in Flammen und Rauch aufgehen sah, erfaßte alle Griechen Furcht und Entsetzen, und sie waren kaum einen Tag lang zu halten; alle wollten nach Hause segeln. Auch Eurybiades, König von Lacedämon, war für die Heimkehr. Vergebens wandte Themistokles alle seine Beredsamkeit auf, ihn zu einer Schlacht zu bewegen, und kaum konnte er noch einen Tag Aufschub erhalten. Diese Zeit wandte er nun auf's Beste an und schrieb sogleich dem König Xerxes durch einen vertrauten Boten: Die Griechen seien gesonnen, in kommender Nacht heimzukehren, er selbst sei lange schon insgeheim sein Freund gewesen und melde ihm darum die Flucht der Griechen, weil er sie dabei leicht aufreiben könne. Xerxes ging in die Falle und gab den Befehl, auf die griechischen Schiffe, die in der Nacht den Meerbusen verlassen würden, Jagd zu machen, und ließ zu diesem Endzweck die Flotte von beiden Seiten einschließen. Themistokles seinerseits rüstete die athenienischen Schiffe wie zu einer Schlacht und harrte, da die Nacht schon hereinbrach, mit Ungeduld und einiger Unruhe, wegen der Ungewißheit des Erfolgs, auf den Augenblick, wo die ersten griechischen Schiffe von dannen segeln würden. Da kam auf sein Schiff ein kleiner Nachen zugefahren, und es stieg ein Mann heraus, der ihn selbst zu sprechen verlangte. Als er näher kam, erkannte ihn Themistokles: es war Aristides, derselbe Aristides, den er aus Rangstreit aus Athen vertrieben hatte. „Ich komme," sprach er, „dem bedrängten Vaterlande beizustehen; bin auch ich des Landes verwiesen, zur See wirst Du mich doch mitkämpfen lassen." Themistokles, gerührt von dieser Großherzigkeit, umarmte ihn und bat ihn, auf seinem Schiffe zu bleiben, worauf Aristides noch hinzusetzte: „Nun soll kein Streit mehr unter

*) Diese Artemisia ist wohl zu unterscheiden von einer zweiten Artemisia, die auch Königin von Halikarnaß, doch etwa 100 Jahre später, war, und ihrem Gemahl Mausolus das berühmte Grabmal setzen ließ, das unter dem Namen Mausoleum unter die sieben Wunder der Welt gezählt wird.

uns sein, als der, wer von uns Beiden dem Vaterlande nützlicher werden könne." „„Deine Ankunft,"" erwiederte Themistokles, „„sei mir eine gute Vorbedeutung,"" und sofort gab er das Zeichen zum Auslaufen. Die Kriegslist gelang. Die Perser machten sogleich Jagd auf die griechischen Schiffe, aber nicht, als ob sie schlagen, sondern nur einen fliehenden Feind verfolgen wollten. Als aber die Athener mit aller Gewalt und auf allen Punkten auf die feindlichen Schiffe losstürmten, die einen zwischen die Klippen drängten, daß sie scheiterten, die andern enterten, noch andere in den Grund bohrten, da war die Verwirrung auf der Seite der Feinde allgemein. Xerxes stand mit der Heeresmacht an der Küste, und da bald der Tag den ganzen Schlachtplan beleuchtete, war er Zeuge von der Zerstörung seiner Flotte. Indessen dauerte die Schlacht, wegen der Unzahl persischer Schiffe, die immer wieder den Kampf erneuerten, noch lange, aber die Verwirrung stieg eben durch die Uneinigkeit der Anführer so verschiedener Völkerschaften. Besonders beschuldigten die asiatischen Hellenen das phönizische Schiffsvolk, welches von jeher allgemein verhaßt war, und da die phönizischen Anführer vor den König gebracht, auch sogleich während der Schlacht hingerichtet wurden, beraubte sich Xerxes selbst seiner besten Segler. Am glücklichsten half sich die tapfere Artemisia aus dem Getümmel; die Griechen hatten es geschworen, dieses Weib mit ihren Schiffen zu vernichten, und schon rannte ein athenienischer Dreidecker auf ihr Schiff los, als sie, um zu täuschen, auf das nächste Schiff eines Barbarenkönigs losfuhr und es in den Grund bohrte. Die Athener meinten, sie habe sich zu den Griechen geschlagen, und ließen von der Verfolgung ab; Artemisia aber wurde wegen dieser That von dem König, der den Irrthum nicht entdeckte, höchlich gelobt, und da das vernichtete Schiff mit aller Mannschaft zu Grunde gegangen war, stand auch kein Kläger gegen die Königin weiter auf. Und so ging durch ähnliche Thaten und Ereignisse die Riesenflotte in Trümmer, und Xerxes, aus Besorgniß, durch die Zerstörung seiner Brücke über den Hellespont abgeschnitten zu werden, oder aus Sehnsucht nach seinem asiatischen Paradiese, eilte zurück nach Persien, hinterließ aber ein mächtiges Landheer, das in Griechenland überwinterte und im nächsten Frühjahre von den vereinigten Griechen unter dem Athener Aristides und dem Lacedämonier Pausanias in einer mörderischen Schlacht geschlagen und dessen Ueberbleibsel mit Hinterlassung des mit Schätzen überladenen Lagers gleichfalls nach Asien zurückeilten. Da an demselben Tage auch der Rest der persischen Flotte an der Küste von Kleinasien durch den Athener Cimon, des Miltiades Sohn, besiegt und zerstreut wurde, war das Signal für alle griechische Staaten in Kleinasien gegeben, sich von den Persern frei zu machen. Der Krieg dauerte noch nach kurzen Unterbrechungen lange Jahre, aber nach Griechenland selbst durften die Perser sich nicht mehr wagen, vielmehr bekriegten die Griechen sie selbst in Asien.

Die Freude über den Sieg bei Salamis in Athen war ungemein. Herrliche Feste wurden gefeiert, Jung und Alt wetteiferten, Themistokles und

seine Helden zu preisen und sich mit frischem Muthe zur Fortsetzung des Krieges zu rüsten. Allein diese Siege, so sehr sie die Griechen bereicherten, legten doch bald den Grund zu ihrem eigenen Verderben. Die Ursache davon war zuvörderst die Eifersucht der Spartaner, mit der sie die wachsende Macht der Athener verfolgten, und noch währte der Krieg mit den Persern, während Athen schon mit Corinth, Sparta und Böotien handgemein wurde. Einunddreißig Jahre nach der Schlacht bei Salamis, 449 v. Chr. Geb., bemächtigte sich Perikles, ein Mann von außerordentlichem Geiste, der Herrschaft in Athen, wie Pisistratus sie hatte, und erhob durch seine weise Führung im Frieden und im Kriege Athen zum mächtigsten und blühendsten Staat in Griechenland.

§. 4. Griechenlands, besonders Athens Culturgeschichte.

Ehe wir aber von Perikles und seiner Zeit sprechen, dürfte es an seinem Platze sein, von dem Leben der Griechen und ihrer Bildung, wie sich diese in jener Zeit gestaltet hatten, zu berichten. Die unermeßliche Beute, welche den Persern abgenommen wurde, bereicherte nämlich die Staaten ungemein, und die Bürger, welche nun zur Herbeischaffung der Regierungskosten nicht mehr durch lästige Abgaben beschwert wurden, hatten freien Spielraum gewonnen, mit einer Unzahl von Sklaven Landbau und Gewerbe und auf den Meeren zwischen Europa, Asien und Afrika einträglichen Handel zu treiben. Außerdem legten die Griechen an den entferntesten Küsten Colonien an, wohin sie allen müßigen und zum Aufruhr geneigten Pöbel hinsandten; beträchtliche Städte erwuchsen daraus, welche dort, wo sie standen, ganze Landstriche cultivirten, und die Früchte ihrer Cultur wieder dem Mutterlande mittheilten, mit dem sie auch in weiter Ferne noch immer in Verbindung blieben. Unter allen griechischen Städten war wohl Athen die herrlichste und blühendste.

„Wie die Blume die Erd' und wie die Sterne den Himmel
Zieren, so ziert Athen Hellas und Hellas die Welt!"

So singt ein griechischer Dichter.

In Griechenland selbst umfing diese Stadt nur ein kleines Gebiet, denn Attika betrug nicht mehr als 15 deutsche Meilen in der Länge und 12 in der Breite, auch trug es auf seinem steinigen und unfruchtbaren Boden nichts als Feigen, Oel, Honig und Wachs, Naturerzeugnisse, welche nebst den Fischen der See lange noch für die einfache Kost der Athener genügten, und eben durch diese frugale Nahrung die Menschen gesund, heiter und verständig erhielten, denn die Hauptquelle siechender Menschheit, wie auch des Trübsinns und der Verdummung ist Völlerei und Unmäßigkeit. Nächst diesen hatte aber Attika auch schönen Marmor zu seinen Bauten und Statuen und überdies reichhaltige Silberminen. Doch waren die Athener die Ersten, welche die eroberten Schätze zur Erhöhung ihrer Macht wohl zu nützen wußten, und bald nach dem Einfalle der Perser hatten sie sich mehrere Inseln und auch Städte auf

dem festen Lande unterworfen und Colonien im Auslande gegründet. Da nahm denn Athen, das nach der Einäscherung durch Xerxes in kurzer Zeit schöner und herrlicher sich erhob, einen Umfang von 5 bis 6 deutschen Meilen ein, worauf 70,000 Einwohner lebten, darunter 20,000 Bürger, 10,000 Fremde, die daselbst Schutz suchend eingewandert waren, und gegen 40,000 Sklaven. Aus dieser geringen Volkszahl erhellt wohl, daß Athen nicht so mit Menschen überfüllt gewesen sei, wie es in unsern Zeiten die Städte sind, in welchen das menschliche Elend recht eigentlich seinen Sitz hat. Jedes Haus hatte hinlänglichen Raum und seine Vorhallen, Höfe und Garten, und die öffentlichen Plätze waren so groß, daß sich auf denselben die ganze Volksmenge versammeln konnte. Ueberdies gab es mitten in der Stadt oder ganz nahe große und anmuthige Gärten (der Keramikus, die Akademie des Plato, das Lyceum des Aristoteles), welche zu gymnastischen Uebungen, Spaziergängen u. dgl. dienten, herrliche Tempel auf freien und meist erhabenen Orten, nicht selten mitten in einem Haine oder auf einer Wiese. So einfach die Privatwohnungen waren, eben so prächtig waren die öffentlichen Gebäude, die Paläste der Verwaltungs-, Raths- und Gerichtscollegien, die Theater, die Gymnasien, Schulen und Ringplätze, die Säulengänge und vor allen die Tempel, die wir noch heutigen Tages in ihren Trümmern bewundern und anstaunen.

§. 5. Griechisches Leben.

„Hier wohnte nun," sagt Eichhorn, „das lebhafteste, gewandteste, an Körper und Geist auf's Feinste ausgebildete griechische Volk, dessen Thätigkeit durch die geringe Fruchtbarkeit seines steinigen Bodens erweckt, durch sein gemäßigtes, von erschlaffender Hitze und lähmender Kälte gleich weit entferntes Klima begünstigt, durch die großen Vortheile einer lebhaften Schifffahrt und Handlung angespornt, und durch den errungenen Principat in Griechenland über alle Erwartung reich belohnt wurde; ein Volk, dessen Stadt von dieser Zeit an der Mittelpunkt der ganzen gebildeten Welt war, und durch den feinen gesellschaftlichen Ton, sein Theater, seine prachtvollen Feste für den Wollüstling ein irdisches Paradies, für den Künstler die unterrichtendste Schule, und ein halbes Jahrhundert nachher für den Weltweisen, den Mann von Geschmack und Literatur, der lehrreichste Ort zu seiner Ausbildung." Hier war in jedem Winkel Leben und rastlose Thätigkeit; ein Jagen und Treiben vom Morgen bis an den Abend. Des Morgens auf dem Markt — ein Wogen und Fluthen des Volks, das hierher zur Unterhaltung und zur Tödtung seiner Langeweile, zum Handel und Wandel zusammenfloß, und ein Gewühl der streitenden und rathschlagenden Parteien; hier eine Versammlung der Richter, dort eine Sitzung der Staatsmänner mit einem Rednerstuhl für Sachwalter und Demagogen, mit welchem wieder an andern Tagen Rathschlagungen des ganzen stimmfähigen Volks abwechselten; eine beständige Weide für das Auge und Ohr, eine ewige Aufforderung zur Theilnahme, zum Anhören

und Mitsprechen. Zu derselben Zeit — offene Hörsäle der Philosophen und Sophisten, welche die herangewachsene Jugend zu künftigen rathschlagenden Bürgern, zu Sachwaltern, Rednern, Staats- und Geschäftsmännern bildeten, zuweilen sogar von bereits erfahrnen Staatsmännern und Rednern in den von öffentlichen Geschäften freien Stunden besucht; anderwärts, auf öffentlichen Plätzen zum Ringen, Jünglinge und Männer in Leibesübungen, um sich zu unüberwindlichen Kriegern zu bilden; auf den Schiffswerften zwischen einem unermeßlichen Vorrath von Schiffsmaterialien, Scharen von Zimmerleuten und andern Handwerkern, mit dem Ausbessern alter und Erbauen neuer Schiffe und mit der Ausrüstung großer Flotten beschäftigt; in den Häfen ein Drängen und Drücken der ankommenden und abgehenden Schiffsleute, des Ein- und Ausladens der Schiffe; in den Werkstätten der Künstler ein emsiges Arbeiten für die Kunstbedürfnisse einer halben Welt; in den Wohnungen einzelner Bürger ganze Säle mit thätigen Sklaven angefüllt, die für die Hausbedürfnisse und die Handlung geschäftig sind: überall ein Gewühl thätiger, neugieriger und müßiger Menschen. Am Abend zogen sich dann die Bürger in ihre Häuser zurück, um die Abendmahlzeit, welche bei den Griechen die Hauptmahlzeit war, mit ihrer Familie unter Anrufung der Hausgötter und bei muntern Scherzen, Gesprächen und Gesängen zu genießen; denn auch bei Tische huldigten die Griechen den Musen und den Grazien und würzten also den sinnlichen Genuß wie überall mit geistiger Unterhaltung. Um dieses Streben zu bezeichnen, beobachtete man selbst in Hinsicht der Zahl der Gäste, daß entweder nur je drei, welches die Zahl der Grazien ist, oder je neun, die Zahl der Musen, bei einem Tische speiseten. Trink- und Eßgeschirr waren von geschmackvoller Arbeit, so wie die Hausgeräthe, deren schöne Formen in neuerer Zeit auch bei uns nachgeahmt werden. Wohlgerüche verbreiteten sich im Speisesaal, und unter den Früchten, die zwischen den Speisen auf dem Tische standen, waren immer auch Vasen mit Blumen aufgestellt. Auch die Gäste, welche auf Ruhebetten in liegender Stellung aßen, hatten Blumenkränze auf dem Haupte, und während des Essens wurde gewöhnlich eine Leier herumgegeben, worauf jeder Gast ein kurzes Liedchen aus dem Stegreife spielte und mit seinem Gesange begleitete. Die Speisen selbst bestanden aus reizenden Kräutern, Oliven, Austern, Fischen, Fleisch und Kuchen, das gewöhnlichste Getränk war Wasser, aber auch mit Wasser gemischter Wein; lautern Wein zu trinken hielt man für barbarisch.

Wein und Wasser.

Als Dionysius einst aus Jupiters Flammen an's Licht sprang,
Wuschen die Nymphen ihn freundlich am kühlenden Quell;
Und noch liebt er die Nymphen und wird mit ihnen so milde;
Ohne der Kühlenden Bad ist er ein brennender Gott.

Mit Sonnenuntergang gingen die Griechen, was freilich in spätern Zeiten anders war, zur Ruhe, um mit Sonnenaufgang wieder aufzustehen, und es waren also die Griechen auch hierin der Natur treu geblieben. — Dies

war beiläufig die Lebensweise der Griechen, wozu noch zu rechnen tägliches Baden, denn sowohl in Privathäusern waren dazu Teiche und Badestuben, als auch öffentliche Badeanstalten. Anders gestaltete sich wohl die Tagesordnung an den Festtagen, die bei diesem Volke sehr häufig waren, wo vom Morgen an bis in die Nacht feierliche Umgänge, Opfer mit Tänzen und Musik, Wettspiele und Theater die Menge beschäftigten und belustigten, so aber, daß auch bei allgemeiner Aufregung einer muthwilligen Volksmenge ohne lästige Aufsicht von Gerichtspersonen Alles sich mit Anstand durch einander bewegte.

§. 6. Künste, besonders Plastik.

Die hohe Sittlichkeit der Griechen und der Sinn für alles Schöne, Wahre und Gute war aber das Ergebniß ihrer harmonischen Bildung, wodurch alle sinnliche und geistige Kräfte gleichmäßig erregt Ruhe und Mäßigung erhielten; zu dieser harmonischen Bildung trugen aber sehr viel die Werke der Kunst und die Lehren aus dem Munde ihrer Dichter bei, die ihnen eigentlich das waren, was uns Religions- und Sittenlehre sind, oder sein sollten. Unter den Künsten, die schon um diese Zeit und vorzüglich in Athen blühten, waren Musik, Plastik und Baukunst; erst später kam auch die Malerei hinzu. Wie Musik in den frühesten Zeiten seit Orpheus alles griechische Leben bei gottesdienstlichen Handlungen, bei Gastmählern und Festen, ja im Felde begleitet habe, ist schon gesagt worden; sie war das Erste bei der Erziehung der Kinder und ging in den Sprachunterricht über, wie denn durch ein angebornes Gefühl für Wohlklang die griechische Sprache gebildet wurde. Aber die alte griechische Musik war auch mehr einfache Melodie, als künstlich zusammengesetzte Harmonie, verständlich und ausführbar für alles Volk, nicht nur für eigentliche Künstler. Plastik oder Bildekunst in Thon, Marmor, Erz und Holz verbunden mit edler Baukunst war ganz geeignet, den Sinn für erhabene Größe und in Götterstatuen und Tempeln Ehrfurcht für das Heilige zu wecken. Die Geschichte nennt den Bildhauer Phidias, der zu Perikles' Zeiten seine herrlichen Statuen, besonders den Zeus zu Olympia meißelte. Nächst Phidias waren Polykleitos, Myron, später Praxiteles, Skopes, Lysippos und viele andere vortreffliche Künstler, die sowohl große und kleine Statuen in Marmor, Gold, Silber, Erz und Elfenbein bildeten, als auch in Edelsteinen, sowohl eingegrabenen, als erhabenen (Kameen), und allerlei Schnitzwerk (Bas und Hautrélief) das Höchste der Plastik erreichten. Geschnittene Steine sind noch aus jener Zeit viele vorhanden, Statuen weniger, sie sind in der Folge unter den Stürmen wilder Zeiten untergegangen. Welch Leben diese Künstler ihren Gestalten zu geben verstanden, mögen folgende kleine Gedichte von Herder aus dem Griechischen übersetzt bezeugen:

Auf die Bildsäule der Niobe.

Lebend war ich, da wandelten mich die Götter zum Stein um;
Aber Praxiteles schuf wieder zum Leben den Stein.

Der Läufer am Ziel.

Wie du zum Ziel hinflogst mit schwebendem Fuß in den Lüften,
Wie mit athmender Brust auf zum pisäischen Kranz
Du dich hobest; so hat dich, Ladas, Myron gebildet;
So schwingt, leicht wie die Luft, deine Gestalt sich empor,
Voll von Hoffnung. — Es schwebt auf äußerster Lippe der Hauch ihm:
Seine gehöhlte Brust wölbet Verlangen hinauf.
Fast schon hüpfet das Bild von dem Fußgestelle zum Kranz auf:
O der lebenden Kunst, leicht wie der athmende Geist.

Myron's Kuh.

Kalb, was suchest du hier an meinen Brüsten und blökest?
Milch verlieh sie mir nicht, Myron's erschaffende Hand.

Herrlich blühte zu Perikles' Zeiten auch die Baukunst; Kallikrates und Iktinos bauten damals das Parthenon und die Propyläen. Früher schon wurde zu Athen der Bau des prächtigen Tempels Jupiters begonnen, von dem ein griechischer Dichter singt:

„Dem kekropischen Zeus harrt dieser goldene Tempel:
Wenn er den Himmel verläßt, findet den Himmel er hier."

Aber nicht nur auf Tempel beschränkte sich die Baukunst, alle öffentlichen Gebäude wurden durch sie auf's Prächtigste ausgeführt, ja ganze Städte wurden im großen und schönen Style aufgebaut. Später als die Plastik erhob sich in Griechenland die Malerei, und unter den vielen Meistern preist man vorzüglich Zeuxis, Parrhasius, Apelles. Leider sind alle Gemälde untergegangen, und wir können nur aus der Begeisterung der Zeitgenossen über ihre Trefflichkeit urtheilen.

Hier einige Sinngedichte:

Der diebische Maler.

Seht den diebischen Maler! Er stiehlt mit dem Blick die Gestalt weg;
Sprächen die Farben, er nähm' uns von der Lippe das Wort.

Pythagoras im Bilde.

Schauet den weisen Pythagoras hier, nicht wie er der Dinge
Heilige Zahlen erklärt; (wenn er auch konnte, so wollt'
Ihn der Künstler nicht also bilden). Den schweigenden Weisen
Setzt' er hierher und nahm künstlich dem Bilde das Wort.

Auf das Bild der Medea,
von Timomachus gemalt.

Als Timomachus dich, o grause Medea, dem Bilde
Gab: wie kämpfte die Kunst deiner Empfindungen Kampf!
Den sie weise vollendet! Im zornigen funkelnden Auge
Hängen Thränen; die Wuth schmilzt in der Mutter Gefühl —
Weiter malte sie nicht. „Der Kinder Blut zu vergießen,"
Sprach der Künstler, „geziemt nur der Medea, nicht mir."

Der Griffel.

Schöne Leontium, nimm, nimm an den silbernen Griffel,
Deiner zeichnenden Hand wird er ein güldener sein;
Denn dir gaben die Götter, was sie so Wenigen gaben,
Cypris die schönste Gestalt, Pallas die weiseste Kunst.

Aus diesem letzten Epigramme erhellt, daß es auch Malerinnen bei den Griechen gegeben habe. Mehreres über die Malerei der Griechen kann man bei Goethe nachlesen, im 44. Bande seiner Werke, wo er über Polygnot's und Philostrat's Gemälde spricht.

§. 7. Die Dichter und die Mythologie der Griechen.

Wirkten die Künstler nur mehr sinnlich auf Geist und Empfindung, so hatten die Dichter nebst diesem Sinnenreiz auch noch belehrende Kraft für den Verstand, und da die griechischen Rhapsoden oder Improvisatoren so gut als die spätern Dichter, die ihre Werke niederschrieben, nie blos für die Gelehrten, sondern ganz im Geiste der Demokratie, die allenthalben in Hellas herrschte, für alles Volk sangen und schrieben, so griff auch ihre Poesie vollkommen und tief ein in das Volksleben. Daher ihre natürliche Auffassung der Dinge, ihre Vielseitigkeit in Darstellung der verschiedensten Lebensverhältnisse, ihre Wahrheit und Gesundheit, ohne erlogene und überspannte Gefühle. Den Reigen aller Dichter führt der alte Homer, von dem wir schon in der Geschichte der Vorwelt gesprochen. Seine Gedichte, die in dem Munde des Volkes lebten, sammelte Lykurg in Sparta, Pisistratos in Athen. Seine hohe Einfalt ist noch von keinem Dichter erreicht worden.

Zeiten hinab und Zeiten hinan tönt ewig Homeros'
Einiges Lied; ihn krönt jeder olympische Kranz.
Lange sann die Natur, und schuf; und als sie geschaffen,
Ruhete sie und sprach: „Einen Homeros der Welt!"

So sang schon ein Grieche von ihm.

Ernster und getrübter ist Hesiod's Dichterhimmel; doch ist bei ihm und Homer die ganze Mythologie der Griechen, wie sie ursprünglich die Religion dieses Volkes gestaltete, enthalten, ein Glaube voll liebenswürdiger Einfalt, die sich die Alles schaffende und erhaltende Gottheit, weil der kindliche Geist der damaligen Menschen sie in einem Bilde nicht fassen konnte, in unzählige Götter auflöste, so daß jede Tugend, jede Kraft, jeder Hain, jeder Fluß und jeder Stand seine Gottheit hatte. Diesen göttlichen Wesen gaben sie aber menschliche Gestalt und menschliche Tugenden und Leidenschaften, nur in veredelten, erhöhten Formen. Doch blieb bei der Vergrößerung dieser Götterbilder alles Gigantische, Geschmacklose, das sie bei den Hindus und den Aegyptern hatten, weg, denn das höchste Gesetz, dem sie huldigten, war Schönheit, und der Eindruck, den sie ausübten, sollte Vertrauen wecken und Liebe, Furcht und Schrecken nur für die Bösen, denn sie waren Rächer jeglicher Uebelthat. Selbst der Wohnort der Götter war auf der Erde. Zwölf Hauptgötter wohnten auf dem Olympus; auf dem Pindus, Parnaß und Helikon lebten die Musen; Poseidon oder Neptun mit Amphitrite und unzähligen Nymphen, Nereiden und Tritonen im Meere. Auf der Insel Sicilien unter dem Aetna arbeitete Vulkan mit seinen Cyklopen. Allein es gehört dieses mehr für eine Mythologie, als für eine Geschichte, und wir erinnern nur an

das schöne und allbekannte Gedicht von Schiller: Die Götter Griechenlands, und an das weniger bekannte von Rückert, welches den geheimen Sinn der griechischen Mythologie so gefühlvoll als anschaulich darstellt.

Nächst den obengenannten Epikern stehen die dramatischen Dichter, Alle Athener; denn in Athen war unter allen hellenischen Städten zuerst höhere Bildung und also auch Geschmack an Schauspielen aufgekommen. Aeschylus war der erste derselben, ein Mann von hohem Geiste und tapferem Muthe, der nicht nur die Schlacht bei Salamis besang, sondern auch mitmachte. In seiner Tragödie herrscht vorzüglich das Erhabene: seine Helden ringen trotzig gegen Götter und Schicksal. Jünger als er war Sophokles; er tanzte nach der Schlacht bei Salamis im Siegesreigen als achtzehnjähriger Jüngling, und erreichte ein Alter von 90 Jahren. In seinen Tragödien stellt er das Schöne in stiller Anmuth dar, auch zeigt er am liebsten, wie man das Schicksal ohne Trotz, doch mit Festigkeit und Würde tragen soll; gewöhnlich ist der Schluß derselben versöhnend und beruhigend.

Sophokles' Grab.

Schlinge dich sanft um's Grab, du immergrünender Epheu,
Sanft um Sophokles' Grab schlinge die Locken umher;
Rosenbüsche, pflanzet euch hin: mit glühenden Trauben
Ziehe der Weinstock schlankgleitende Reben hinan.
Denn der weise Dichter, der hier schläft, hatte der süßen
Anmuth viel: ihm war Muse und Grazie hold.

Euripides war der dritte Dramatiker, er wurde während der Schlacht bei Salamis auf der Insel Salamis geboren; in seinen Trauerspielen nähert er sich der neueren Dichtungsweise, denn er sucht das Rührende darzustellen, und seine Personen scheinen bereits im Kampfe mit dem Schicksale zu ermatten. Aristophanes, sein Zeitgenosse, hat Lustspiele geschrieben, in welchen wir unter dem ausgelassensten und muthwilligsten Scherze, der oft in's Gemeine und Niedrige herabsinkt, in der klangreichsten Sprache eine Stimme vernehmen, die das edelste Menschenherz verräth und einen tiefen Schmerz über das hereinbrechende Sittenverderben seines Volkes. Am reichsten war bei den Hellenen die Lyrik, und es ist ein unersetzlicher Verlust, daß die meisten Werke dieser Dichtungsart verloren gegangen sind. Kurz und treffend charakterisirt Goethe die drei vorzüglichsten Dichter: Anakreon, Theokrit und Pindar, indem er freilich dem letztern als dem erhabensten die Palme reicht:

Nicht am Ulmenbaum
Hast du ihn besucht,
Mit dem Taubenpaar
In dem zärtlichen Arm,
Mit der freundlichen Ros' umkränzt
Tändelnden ihn, blumenglücklichen
Anakreon, sturmathmende Gottheit.
Nicht im Pappelwald,
An des Sibars Strand,
An des Gebirgs

Sonnebeglänzter Stirn nicht
Faßtest du ihn,
Den blumenglücklichen,
Honiglallenden
Freundlich winkenden
Theokrit.
Wenn die Räder rasselten
Rad an Rad
Rasch um's Ziel weg,
Hoch flog
Sieg durchglühter
Jünglinge Peitschenknall,
Und sich Staub wälzt
Wie vom Gebirg herab
Kieselwetter in's Thal,
Glühte deine Seel' Gefahren, Pindar,
Muth!

Außer diesen waren noch viele treffliche Sänger, von denen aber nur noch Bruchstücke vorhanden sind; von vielen dieser unschätzbaren Ueberreste sind nicht einmal mehr die Verfasser auszumitteln. Hier nur einige Sinngedichte aus Herder's Anthologie.

Höhere Natur.

Wird im quälenden Hunger der Löw' am Grase sich laben?
So auch ein hohes Gemüth sinke nie unter sich selbst.

Aeschylus.

Thespis ist der Erfinder; doch wer das ländliche Schauspiel
Hoch vom Boden hinauf, hoch aus dem Staube des Dorfs
Hob, bist Aeschylus du. Nicht schnitzelnd zierliche Worte,
Gossest reißenden Strom über die Bühne du aus,
Sie erneuend. O Sprache, der alten Göttergestalten
Würdig, ein Halbgott war's, der dich Erhabene sprach.

Der Chortänzer.

Fröhlich blick' ich hinauf zum Chor der frohen Gestirne,
Führ' auf Erden, wie sie droben am Himmel, den Chor.
Blumenumkränzt das Haar, mit musikalischem Finger
Rühr' ich ein Saitenspiel, rege die Herzen mit ihm.
Und so leb' ich ein schönes, ein Sternen-Leben. Der Weltbau
Ohne Gesang und Tanz könnte bestehen nicht mehr.

Verschiedenheit der äußern und innern Gestalt.

Miß die Gaben des Geist's
Und des Gemüths
Nicht nach dem Ansehen, Freund!
Dieses Jünglinges Stirn,
Offen und rein,
Parischem Marmor gleich,
Und das liebliche Licht,
Das aus dem Paar
Funkelnder Augen strahlt,
Ueber Augen, die mit
Rosigem Thau

Freundlich Aurora schmückt,
Und sein fliegendes Haar —
Bürget es dir
Seine Gemüthsart wohl?
Wohnt im schönen Palast
Oft nicht ein Feind,
Oft nicht ein Bösewicht?
Und die Hütte von Stroh
Birget den Mann,
Birget den Halbgott oft.
Eine Muschel verschließt
Perlen; ein Fels
Decket den Edelstein.

Die Flöte.

Nimm der Herde den Hirten mit seiner lockenden Flöte,
Nimm dem Menschengeschlecht, was ihm die Muse verlieh;
Sieh, es verwildert die Herde; und statt des Gesanges der Musen
Treibt ein barbarisches Volk auch ein barbarischer Stab.

Apollo.

„Ach! daß Apollo, der Schäfer, nicht mehr am lieblichen Peneus
Weidet! daß er so bald wieder die Erde verließ!"
Glaub', er verließ sie nicht! Er weidet die Herde der Menschen;
Nur ein barbarisches Ohr hört nicht des Hirten Gesang.

Auch Dichterinnen hatten die Griechen, und haben wir auch nur spärliche Ueberreste von ihrer Poesie, so werden sie doch in vielen Schriften des Alterthums so sehr gepriesen, daß man darnach ihren Werth berechnen und auch auf die Bildung des weiblichen Geschlechts einigermaßen schließen darf.

Der kleine Gesang.

Wenig sprachst du, Erinna, und deine kleinen Gesänge
Sind unsterblich; es deckt nie sie der Fittig der Nacht:
Indeß Myriaden unendlichschwatzender Sänger
Schon der Moder benagt und die Vergessenheit drückt.
O ein kleiner Gesang des Schwan's, er tönt vor allem
Wilden Kranichgeschrei, das in den Wolken verhallt.

Auf ein Bild der Sappho.

Sinnend sitzest du da, du Biene süßer Gesänge;
Sehet, im Bildniß noch trägt sie zusammen ein Lied.

Erinna.

Sehet die emsige Biene, die auf den Auen der Musen
Jegliche Blüthe besucht; unsre jungfräuliche Braut
Raubt der Tod sich zur Gattin. Das weise, liebliche Mädchen
Seufzte: „Muß ich hinab? O du beneidendes Grab."

Aus diesen wenigen Proben kann man schon erkennen, wie sehr die Griechen auch in der Poesie der Natur getreu geblieben, und so war in ihren Empfindungen und Gedanken Wahrheit und der Eindruck ihrer Darstellung nicht peinlich und quälend, sondern versöhnend und beruhigend. Treffend

sagt J. P. Richter irgendwo: „Mit Wiegenliedern der Seele zieht uns der Grieche singend auf ein großes, glänzendes Meer, aber es ist ein stilles.“

§. 8. Gottesdienst und Bürgerthum der Griechen.

Ganz besonders aber zeichnete sich das Glaubenssystem der Griechen durch Heiterkeit und Anmuth aus, welches auch zum Theil daher rührt, weil der sämmtliche Gottesdienst mit dem öffentlichen und häuslichen Leben in enger Verbindung stand. Da gab es keinen abgesonderten Priesterstand, wie in Indien und Aegypten; die Fürsten, Feldherren und Aeltesten des Volks waren zugleich, aber nur am Tage gottesdienstlicher Feier, ihre Priester, und auch das weibliche Geschlecht war nicht ausgeschlossen von dieser Ehre, vielmehr gebührte ihm am Feste der Göttinnen der erste Rang. Wie bei allen übrigen Völkern, waren auch bei den Griechen Opfer gewöhnlich, aber diese Opfer, so heilig sie auch gehalten wurden, waren zugleich mit fröhlichen Tänzen und anmuthigen Spielen, Mahlzeiten und dergleichen Vergnügungen gepaaret. So ward auch Nichts ohne Opfer unternommen: vor der Reise und bei der Rückkunft, bei der Geburt eines Kindes, bei der Genesung eines Kranken, bei Todesfällen, so wie beim Auszug in's Feld, vor und nach der Schlacht wurden Opfer dargebracht, ja selbst Schauspiele und Wettkämpfe wurden mit dieser heiligen Handlung begonnen, und so weiheten die Griechen das Spiel und erheiterten hinwiederum den heiligen Ernst der Gottesverehrung. Gewiß ist es, daß durch diese Art, die Götter zu verehren, viel Gutes gewirkt, viel Böses verhindert wurde. Die Kraniche des Ibycus, diese schöne Ballade von Schiller, liegt für diese Ansicht zu nahe, als daß wir sie nicht erwähnen sollten, nicht erwähnen sollten, wie furchtbar dort der Chorus der Erinnyen das Volk ergriffen und endlich die Schuldigen zum eigenen Geständniß brachte.

Und schauerlich gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang.

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele:
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht,
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht!

Und glaubt er fliehend zu entspringen:
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.

So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei."

Ganz in's Volksleben ging die Religion der Griechen ein, denn sie war nicht beschaulicher (speculativer) Art, stellte nicht scharfsinnige Lehren über das Wesen der Götter und andere Fragen auf, sondern sie zeigte sich immer als ein treuer Spiegel des Volkslebens und Volkscharakters. Darum auch nicht jene zerknirschende Demuth vor den Göttern, sondern ein zuversichtliches Anbeten, wie z. B. im folgenden Gebete:

Dem höchsten Gott.

Herrlicher, ewiger Zeus, Vielnamiger, Höchster der Götter,
Gruß dir, dem die Natur das Sein, dem die Welt das Gesetz dankt;
Dich zu begrüßen geziemt, Allwaltender, Allem, was athmet.
Deines Geschlechtes sind wir, die wir einzig der Gabe der Red' uns
Freuen von Allem, was lebt und sich regt und sich nährt auf der Erde.
Solcherlei Gabe sei dir, Zeus, heilig zu Preis und Gesange.
Dir folgt willig, wohin du ihn winkst, der prangende Weltbau,
Der um dies Rund sich wälzt. Du gebeutst und freudig gehorcht er.
Denn ein Gewehr schwingt dräuend die Hand, die nimmer bezwung'ne,
Flammenbeschweift, zweischneidig, den ewig lebenden Blitzstrahl,
Welchem, wo immer er trifft, ohnmächtig starren die Wesen:
So nur brichst du die Bahn dem Wort, das Alles durchweht und
Alles durchblitzt, die geringern sowohl wie die größeren Lichter,
Ausgesprochen von dir, der du Alles bist und in Allem.
Dir, Allherrscher, zu Trotz mag Nichts geschehn, was auf Erden,
Nichts was unter dem Pol, Nichts was auf dem Wasser sich zuträgt;
Außer was Sündliches thun die Bösen aus Mangel der Einsicht.
Doch auch was Böses geschah, weißt du zu wenden zu Gutem.
Schöne gewinnt, was unschön war; lieb wird, was dir unlieb.
Solches bewirkt dein Wort, das ewige: Schlimmes zu Gutem
Weiß es zu stimmen und schafft, daß Alles am Ende nur Eins sei!
Solchem sich frech zu entziehen, vermessen allein sich die Bösen.
Unglückselige, welche, wiewohl sie begehren des Guten,
Dennoch nicht hören noch seh'n das Gesetz, das der Gott dem All gab.
Welchem uns fügend, was gut und was schön, uns sicher zu Theil wird!
Aber nun haschen sie blind und taub, nach Andrem der Andre.
Diesen verlockt Ruhmdurst in schwer zu schlichtende Fehden;
Schnöder Gewinnsucht fröhnen die Andern ordnungs- und zuchtlos;
Andre, bedacht allein zu pflegen der Ruh' und des Leibes,
Suchen sie Lust und tragen davon als Beute die Unlust.
Drum, Zeus, Geber des Guten, Erddonnernder, Schleud'rer des Blitzstrahls,
Wollst du erlösen der Menschen Geschlecht von schädlichem Irrwahn!
Wollst, Allvater, uns läutern und reinigen, wollst uns gewähren
Weisheit, wie die, kraft deren die Welt du regierst, wie das Recht heischt;
Daß wir geehrt von dir, mit Ehre dir wieder begegnen;
Was du gethan, ohn' Ende verherrlichend, wie es sich ziemet
Sterblichen Wesen. Denn Nichts ist rühmlicher Göttern noch Menschen,
Als zu erhöhn das Gesetz, das der Gott mildwaltend dem All gab.

So wie der Gottesdienst in den Händen des ganzen Volkes war, war auch Gesetzgebung und Verwaltung des Staates gemeinschaftlich. Da war kein Ansehen der Person, sondern völlige Gleichheit vor dem Gesetze; weil aber in den Familien kindlicher Gehorsam einheimisch war, ging diese zum

Staatswohl so nothwendige Tugend, nämlich Unterwerfung unter das Gesetz, aus den Häusern auch in das Bürgerthum über. Das Gemeinwesen war aber jedem Bürger wichtiger als sein häusliches; er hielt es für das größte Glück, Staatsbürger zu sein, Verbannung aus dem Vaterlande für das höchste Unglück.

„Haus und Vaterland sind Lebensreize; die andern
Sorgen der Sterblichen sind Mühe, nicht Leben mehr."

Und um so glücklicher er sich in seinem wohlgeordneten Hause fühlte, in welchem Liebe und Eintracht herrschte, um so mehr suchte er mit Leib und Leben den Staat zu erhalten, weil mit diesem auch sein häusliches Glück unterging. Eine Schattenseite im politischen Leben der Griechen ist wohl das Sklaventhum; die Kriegsgefangenen sowohl barbarischer als griechischer Staaten waren zur Dienstbarkeit verurtheilt und hatten kein Recht auf Leib und Leben, Gut und Ehre, Freiheit und Familie. Allein von einer Seite war in den Freistaaten, wo die Bürger sämmtlich von dem Staatsdienste im Frieden und im Kriege in Anspruch genommen wurden, die Sklaverei ein nothwendiges Uebel, denn durch die Hände dieser unfreiwilligen Knechte mußten die Geschäfte des Hauses und der Wirthschaft und diejenigen Handwerke verrichtet werden, die für die griechischen Frauen zu hart und schwer waren; von der andern Seite betrachtet war das Loos der Sklaven, selbst der Heloten in Lakonien, nicht so hart, als z. B. das Loos vieler Leibeigenen oder auch höriger Bauern im heutigen Europa. Aus der Geschichte und andern Nachrichten erfahren wir, daß die meisten Sklaven wie Familienglieder gehalten wurden, so daß ihnen Nichts mangelte, als Freiheit und Bürgerthum, d. h. Gleichheit mit den übrigen Staatsbürgern. Aber auch zu diesem Gute war ihnen die Aussicht nicht völlig verschlossen; treue Sklaven wurden meistens, und in der Regel immer nach dem Tode des Herrn, freigelassen, und solche Freigelassene erwarben sich bald durch Fleiß und Redlichkeit nicht nur Vermögen, sondern auch mit der Zeit das Bürgerrecht. Wie konnte es aber auch anders sein? Wie kann man glauben, daß ein Volk von solcher Humanität untergebene Hausgenossen, die so viel Gelegenheit haben, durch Treue und Anhänglichkeit sich Liebe zu erwerben, mit brutaler Härte oder Grausamkeit behandle? Einzelne Beispiele hat es freilich, wie in allen menschlichen Dingen, gegeben, wo diese Härte und Grausamkeit empörend ist, allgemein ist sie aber nie gewesen.

§. 9. Das weibliche Geschlecht bei den Griechen.

Von dem Schicksal der griechischen Frauen im Heroenzeitalter ist schon oben gesprochen worden; daß sich mit steigender Cultur und Humanität auch die Bildung derselben gehoben und mithin ihre Achtung von der Seite der Männer vermehrt habe, ließe sich von vorne herein behaupten, wenn sich nicht noch obendrein bei Schriftstellern aller Art, vorzüglich bei Dichtern, schöne Beispiele einer geachteten Frauenwelt vorfänden.

Wohl waren die Mädchen und Frauen mehr als in unserer Zeit auf ihr Haus beschränkt, aber keineswegs, wie man aus einigen Zeugnissen schließen will, gleich den Weibern des Morgenlandes unter Schloß und Riegel gehalten. Es galt hier wieder, was schon in der Einleitung gesagt worden, daß die Behandlung der Frauen durch den mildern oder rauhern Charakter einzelner Männer und im Gegentheil durch die Beschaffenheit einzelner Frauen bestimmt worden sei; was ja auch in unsern Zeiten der Fall ist. Daher sagt in einem Lustspiele Menandros: „Du überschreitest die Grenzen einer Ehefrau, die Hofthür. Denn für eine freigeborne Frau gilt die Hofthür für des Hauses Grenze.“ Aber er setzt auch die Ursache und den Grund dieses Vorwurfs hinzu, indem er sagt: „Einen aber verfolgen und auf die Straße laufen, und noch obendrein schimpfend und lästernd, das kommt eher einem Hunde zu.“ Man lese nur die vortreffliche Idylle bei Theokrit: die Syrakusanerinnen, und man wird sehen, wie sich griechische Weiber auch bei mürrischen Männern Freiheit zu verschaffen wußten. *)

Das Haus war wohl der Ort, wo das griechische Weib durch Tugend und Anmuth glänzte, und so entstand auch auf einen häuslichen Altar folgendes Sinngedicht:

„Nicht die Göttin des Volks: Du siehst die himmlische Venus
Hier in dem Bilde, das ihr dankend Chrysogone weiht
In Amphikles' Hause, mit dem sie Leben und Liebe
Manche Jahre getheilt, täglich mit süßerer Lust;
Denn sie begannen mit Ihr, der Himmlischen! Segen der Götter
Lohnet immer nur dem, der der Unsterblichen denkt.“

Der schlagendste Beweis, wie man die Frauen bei den Griechen geehrt habe, ist ferner die Heiligkeit der Ehe bei dem Volke. Kein öffentliches oder häusliches Fest kam an Fröhlichkeit, Würde und Aufwand den Hochzeitfesten gleich, die noch bis auf den heutigen Tag fast auf eben dieselbe Weise gehalten werden. Ehebruch war ein Verbrechen, das man gleich dem Morde bestrafte, und die zweite Ehe war so selten, daß die Männer, welche sie wagten, in der öffentlichen Meinung viel einbüßten. Die Beschränkung der Frauen auf das häusliche Leben hatte auch darin ihren Grund, daß die Männer in den Republiken den größten Theil ihres Lebens im Felde, auf dem Markte, im Kriege und in Volksversammlungen zubrachten, wohin die Frauen nun freilich ohne Gefahr, ihre Weiblichkeit einzubüßen oder ausgelacht zu werden, nicht folgen konnten. Sie waren während dessen mit häuslicher Arbeit beschäftigt, indem sie, wie schon oben gesagt worden, woben und spannen, denn die schwereren Dienste verrichteten die Sklavinnen. Freilich war bei dieser Lebensweise an einen freien Umgang der Männer mit den Frauen eines andern nicht zu denken, indessen ist noch die Frage, ob denn dieser Umstand das

---

*) Auch in Baumstark's Blüthen der griechischen Dichtkunst in deutscher Nachbildung. 2ter Band. Karlsruhe 1840.

weibliche Geschlecht in seinem Glücke wirklich beeinträchtigt habe; wenigstens waren sie nicht gehindert, mit aller Sorgfalt das Hauswesen zu bestellen, die Kinder zu erziehen und dem Gatten Alles zu sein. Öffentlich erschienen sie hingegen bei Volksfesten, Opfern, im Schauspiele und wurden daselbst mit allem Anstande und aller Ehrerbietung behandelt. Im höchsten Glanze zeigte sich aber die weibliche Würde bei den Priesterinnen, und in ungezierter, zwangloser Heiterkeit führten die Jungfrauen den Reigen bei Opfertänzen. Reisende berichten uns, daß noch heutigen Tages der Liebreiz und die Grazie, welche die griechischen Mädchen bei ihren Nationaltänzen zeigen, Alles übertreffe, was die übrige europäische Frauenwelt darzustellen im Stande sei.

Auch den Vorwurf eines gänzlichen Mangels an geistiger Bildung verdienen die griechischen Frauen nicht, denn hätten sie auch keine Sappho, keine Erinna, keine Mero, Praxilla, Mossis und Anyte gehabt, wüßten wir auch nichts von Pythagoras' Gattin Theano und manchen andern gebildeten Frauen, die sogar wissenschaftlichen Unterhaltungen beizuwohnen pflegten, so ist es ja vernünftiger Weise undenkbar, daß die Griechen, deren Erzieherinnen die Mütter waren, so viel natürliche Anlage zu Kunst und Wissenschaft gehabt hätten, wären diese ungebildet und unwissend gewesen. Aber die edlen Frauen Griechenlands waren eben wie die edlen unserer Tage sind: von der besten und trefflichsten wird nicht gesprochen. Und zeigt nicht die griechische Kleidung, die ganz ein Werk der Frauen war, von mehr Geist und Geschmack, als die Costüme unserer Zeit? Nicht wie bei Chinesen und vielen andern Völkern Asiens und Europa's hing ein Wust von Kleidungsstücken an dem Leibe; ein Untergewand (unserm Hemde gleich), ein Rock und ein Oberkleid oder Mantel, nicht mehr trugen die Griechen und Griechinnen. Nur Untergewand und Rock waren nach dem Leibe geschnitten und entweder genäht oder gewalkt, jedoch auch diese ohne Knöpfe, nur mit einem Gürtel zugehalten; das Oberkleid, dreimal so lang als der Mensch von den Füßen bis zur Schulter und eines Menschen Höhe breit, war keineswegs ein fertiges Gewand, sondern ein halbrundes Tuch, das erst durch das Tragen zum Kleide wurde. Es kam nämlich Alles auf die Art an, das Oberkleid umzuwerfen, damit ein schöner Faltenwurf entstehe und der Körper so vortheilhaft als möglich durch die Umhüllung dargestellt werde. Ganz richtig sagt Hauff:*) „Was sind unsere Moden im Schnitt anders, als zugeschnittene und festgenähte Draperie, die am Ende doch das Freie und Phantastische in den Brechungen der Stoffe heucheln soll? Das Verfahren der Römerin ist nun gewiß natürlicher und künstlerischer zugleich. Sie gehorchte vielleicht der Mode in der Art, wie sie den Faltenwurf an gewissen Stellen absichtlich herbeiführte; aber sie und das Gewand behielten dabei den größten Theil ihrer Freiheit: das Gewand fiel, wie es ein einziger künstlerischer Griff mit sich brachte, und sie

*) Hauff's Moden und Trachten, Fragmente zur Geschichte des Costüms. Stuttgart u. Tübingen. Cotta. 1840. S. 175.

hatte es beständig in ihrer Gewalt, durch leises Hin- und Herrücken den Geschmack des Tages mit den Bedürfnissen oder Ansprüchen ihrer Körperlichkeit in Einklang zu bringen. Bei diesem System konnte eine Mode weit weniger, als bei uns, Weiber von gewisser körperlicher Beschaffenheit, die großen oder die kleinen, die vollen oder die zarten, in offenbaren Nachtheil setzen. Wenn aber eine Draperie, welche für Eine componirt und festgenäht worden, von Allen auf gut Glück übergeworfen wird, so kann es unmöglich fehlen, daß sich Viele compromittiren. Auch hatten die Griechinnen statt des Schnürleibes nur ein leichtes Busenband, und an der mediceischen Venus, diesem Ideale weiblicher Schönheit, ist zu sehen, daß man damals andere und wohl gesundere Begriffe von einer schönen Taille hatte, als heut zu Tage."

Aber auch wissenschaftliche Kenntnisse, wonach die Neuen gerne auch die weibliche Bildung beurtheilen, konnten den griechischen Frauen nicht so ganz fehlen. Sollte es nicht Männer gegeben haben, die, wie Plutarch den Männern räth, durch Umgang und Lesen sich Bildung zu verschaffen suchten, um das Beste und Nützlichste von dem, was sie gesammelt, ihrer Gattin mitzutheilen? „Denn," so fährt Plutarch weiter fort, „wie der Mann, nach des Dichters Ausdruck, Vater, Mutter und Bruder für seine Gattin ist, so ist es auch schön, wenn diese zu ihm sagen könne, du bist mir Führer und Lehrer in Allem, was schön und göttlich ist." Und Friedrich Jakobs setzt zu dieser Stelle in seiner Abhandlung über die hellenischen Frauen hinzu: „Diese Art der Mühe, wenn es eine Mühe und nicht vielmehr ein Genuß ist, durch die behende Auffassung der Frauen zu erleichtern, hatte die Natur reichlich gesorgt. Die Frauen errathen immer die Hälfte von dem, was die Männer mühsam lernen müssen, und zu allen Zeiten hat Mutterwitz mehr gegolten, als gelehrte Wissenschaft. Wie die weibliche Hand aus einem kleinen Flocken künstliche Gewebe spinnt, so reichen ihrem Geiste meist wenige befruchtende Worte hin, um so viel Kenntniß und Wissenschaft in sich zu entwickeln, als sie bedürfen; wobei das Wichtigste ist, daß sie Alles, was sie lernen, schnell zu ihrem Eigenthum machen und es mit dem, was sie besitzen, zu verschmelzen wissen." Da wir nun keine Ursache zu haben glauben, daß die Natur das weibliche Geschlecht am Ilissus (ein Fluß bei Athen) kärglicher ausgestattet, als anderswo, oder daß sie der schönern Hälfte der Griechen das, was sie der stärkern in so reichem Maße verliehen hatte, entzogen habe, so dürfen wir annehmen, daß sie so viel geistige Bildung besessen, als sie bedurften, um ihren Männern nicht verächtlich zu werden, und daß es ungerecht sei, ihnen den Anspruch darauf deshalb abzusprechen, weil sie ihre Bildung nicht auf unserem Wege empfingen.

Es fehlte ihnen also nur jene staatmachende Bildung, weil sie unweiblich und unnatürlich ist und wie alles Unnatürliche zur Ausartung führt. Wohl gab es in Griechenland auch solche Weiber, die aus den Grenzen des häuslichen Familienkreises heraustraten und, der guten Sitte auf Kosten ihrer Ehre trotzend, es wagten, frei und ungebunden zu leben. — In den Briefen

der Theano war schon die Rede von ihnen, und in den Lustspielen der Alten kommen dergleichen Geschöpfe vor. Die Griechen nannten sie mit dem schonenden Namen: Hetären, d. i. Freundinnen, weil sie die leichtsinnigen Freundinnen leichtsinniger Männer und Jünglinge waren und mit ihnen bei Trinkgelagen schwelgten, sie mit Tanz und Gesang belustigten. Dies waren aber keine freigebornen Griechinnen, sondern Sklavinnen, die sich durch Schönheit und List die Freiheit zu erwerben wußten und dann, Verachtung schon gewohnt, nicht stark genug waren, in Armuth rechtschaffen und eingezogen zu leben.

Nicht selten waren solche Weibspersonen eben so fein gebildet, wie Männer, weil sie eben häufig in Männergesellschaft waren und, ohne andere heilige Pflichten, blos die Kunst, zu gefallen, trieben. Merkwürdig bleibt es aber dennoch, daß selbst unter diesen keine zu finden war, die es gewagt hätte, als Schauspielerin aufzutreten, denn bekanntlich wurden die weiblichen Rollen von jungen Männern gegeben.

§. 10. Perikles und Aspasia.

Unter allen griechischen Staaten war aber Athen der gebildetste und nach der Niederlage des Xerxes auch der mächtigste. Hier hatte sich, wie schon oben gesagt wurde, Perikles, ein Mann von außerordentlichem Geiste und hinreißender Beredsamkeit, der Herrschaft bemächtigt. Er verherrlichte die Stadt durch die schönsten Bauwerke, die noch heut zu Tage in ihren Ruinen Staunen und Bewunderung erregen, worunter die Propyläen, d. i. das Thor und der Vorhof zu der Akropolis (das Schloß), das große und prächtige Pantheon (ein Tempel der Minerva) das Größte waren, was je in Griechenland gebaut wurde. Zugleich machte er die Bundesgenossen dem Staate unterthan und zinsbar und erhöhte die Land- und Seemacht. Um die Herrschaft zu erhalten und zu behalten, schmeichelte er dem Volke, gab ihm häufige Feste, räumte ihm mehr Rechte ein, als Solon's Gesetze heischten, legte aber auch zugleich dadurch, daß er die Staatseinkünfte an das Volk verschwendete und dasselbe zum Müßiggang und Wohlleben gewöhnte, den Grund zum Untergange der Republik. Uebrigens bleibt ihm doch der Ruhm unbenommen, Athen auf die höchste Stufe des Glanzes und der Macht erhoben zu haben. Unter ihm war das goldene Zeitalter griechischer Kunst und Wissenschaft, und vorzüglich gestaltete sich Lebensweise und Gesittung der Athener zu einer solchen Anmuth und Grazie, wie sie seitdem erst nach zweitausend Jahren nur wieder in Frankreich wiederauflebte. Zu dieser Feinheit und Liebenswürdigkeit der Sitten trugen die griechischen Frauen nicht wenig bei. Eine der vorzüglichsten aus dieser Zeit war wohl Aspasia, die Gattin des Perikles. Sie war in der kleinasiatischen Stadt Milet*) geboren; wie sie nach Athen ge-

*) Einer griechischen Stadt, aus welcher jene im Alterthum so beliebten milesischen Mährchen stammen.

kommen, ist unbekannt; vermuthlich kam sie mit irgend einem Verwandten dahin, um, was viele griechische Flüchtlinge aus Kleinasien thaten, in dem Freistaat der Athener Schutz zu finden. Die beständigen Gefahren, welchen die kleinasiatischen Griechen unterworfen waren, indem sie sich bald mit Hülfe ihrer europäischen Landsleute vom persischen Joche frei machten, bald wieder in dasselbe zurückgeführt wurden, mochten wohl die Sitten daselbst verwildern, so daß auch die Frauen, häufiger in das lärmende Leben der Männerwelt hineingezogen, sich weniger Zwang auflegten, als es griechische Sitte gestattete. Daher denn dergleichen Griechinnen aus Kleinasien, wenn sie nach Europa herüber entweder als Kriegsgefangene und Sklavinnen oder als freie Bürgerinnen kamen, ihres ungebundenen Wesens halber aus allen Familienverhältnissen ausgeschlossen und im Vergleich mit den sittsamen Hausfrauen für Hetären gehalten wurden. Dieses Loos traf nun auch die schöne und geistreiche Aspasia, welche noch obendrein in ihrem Hause mehrere verlassene Mädchen ihres Vaterlandes aufnahm und wie eine Mutter unterrichtete und bildete, und es gerne sah, wenn weise Männer, Künstler und Staatsmänner sie besuchten und durch geistreiche Unterhaltung die Bildung ihrer Pflegetöchter vollenden halfen. Wie konnten das die ehrbaren Matronen ohne Eifersucht und Neid ertragen, besonders wenn manche dieser Fremden ihren Töchtern vorgezogen wurde! So kam auch Perikles in ihr Haus, und wurde von der Anmuth ihres Wesens dergestalt eingenommen, daß er sie heirathete. Diese Frau hatte nun großen Einfluß selbst auf die Bildung ihres Mannes, und man sagte, er habe ihr jene unwiderstehliche Gewalt, mit der er, der Olympier (so nannten ihn die Athener), blitzend und donnernd ganz Hellas durchrüttelte, zu verdanken. Auch Sokrates sagt von ihr: „Wenn ich mir etwas in der Beredsamkeit zutraue, darf man sich nicht wundern, da ich eine Lehrerin gehabt habe, die in dieser Kunst gewiß nicht schlecht war, sondern viele andere vortreffliche Redner gebildet hat, und unter diesen einen, der sich ganz vorzüglich unter den Hellenen auszeichnete, den Perikles, des Xantyppus Sohn." Freilich hatte diese Frau dann auch alle die Feinde ihres Mannes, deren es nicht wenige in Athen gab, die ihren Namen verunglimpften. Darunter gehörten mehrere boshafte Volksaufwiegler, die eifrig ihr häusliches Leben belauschten, um irgend einen Vorwand zur Anklage des großen Mannes zu finden — welchen sie auch fanden. In dem Hause des Perikles ging auch sein alter Lehrer Anaxagoras aus und ein; dies war der erste Philosoph, der in seiner Schule zu lehren wagte, das Wesen der Götter und die Erschaffung und Erhaltung der Welt zeige uns die Vernunft ganz anders, als es die Dichter gethan. Auch erklärte er Manches, was man der unmittelbaren Wirkung der Götter zuschrieb, aus natürlichen Ursachen, daß z. B. nicht Zeus die Donnerkeile vom Olympus herab auf die Erde schleudere, sondern daß Donner und Blitz aus den Wolken entständen. Diese und ähnliche Lehren wurden denn häufig im Hause des Perikles besprochen, und man sieht daraus, daß die dichterische Mythologie der Griechen, die der Volksglaube buchstäblich

annahm, nicht auch der Glaube der Philosophen und höher Gebildeten gewesen sei. Aber es war durch Gesetze verpönt, den alten Glauben anzutasten, und darum war es den Widersachern des Perikles ein Leichtes, durch Angabe des vermeintlichen Frevels ein furchtbares Gewitter über sein Haupt herbeizuführen. Weil sie aber wußten, wie beliebt dieser Mann bei dem Volke sei und wie schwer man mit einer Anklage seiner Person in der Volksversammlung sich Gehör verschaffen könne, klagten sie anfangs nur Aspasien wegen leichtfertiger Reden über göttliche Dinge auf Leib und Leben an. Es gelang den Bösewichtern, die Klage vor den Areopag zu bringen, und Perikles, um dem Volke nicht merken zu lassen, daß es seine Freiheit bereits an ihm verloren habe, wagte es nicht, den Gang der Gerichte zu hemmen, und Aspasia erschien als Angeklagte. Aber Perikles begleitete sie und trat als ihr Vertheidiger auf, und vertheidigte sie mit solchem Nachdruck und mit Thränen, die nie vordem in seinem Auge waren gesehen worden, daß sie von ihren Richtern freigesprochen wurde. Kurz nach dieser Begebenheit, 431 v. Chr., brach der peloponnesische Krieg aus, denn Sparta, das die wachsende Macht Athens immer mit Neid angesehen hatte, brachte fast alle peloponnesischen Staaten gegen die Athener auf, um ihre Macht zu brechen. Tapfer vertheidigte Perikles sein Vaterland gegen die vereinigten Feinde; aber ein noch größeres Unglück kam über dasselbe, eine furchtbare Seuche verheerte ganz Attika und vermehrte durch ihre Schrecken die Wuth des Krieges und die Verzweiflung des Volkes. In dieser Noth kam Hippokrates, der größte Arzt des Alterthums, dessen Aussprüche (denn nur Bruchstücke sind von seinen Schriften auf uns gekommen) noch jetzt wegen ihrer aus der Natur geschöpften Wahrheit allgemeine Geltung und Bewunderung finden, nach Athen, indem er die reichsten Belohnungen des persischen Königs, an dessen Hofe er bisher lebte, ausschlug, um seinem Vaterlande und der Stadt beizustehen, wo er unterrichtet und gebildet war. Auch Perikles war von dieser Seuche ergriffen, und konnte trotz der Pflege seiner Aspasia nicht gerettet werden. Der peloponnesische Krieg hatte inzwischen seinen Fortgang und dauerte mit abwechselndem Glücke volle 28 Jahre. Die Geschichte desselben, die der große Geschichtschreiber Thucydides mit Meisterhand aufgezeichnet hat, ist ein Gemälde der blutigsten Kämpfe und der ränkevollsten Staatskünste; es bietet also dem menschlichen Gemüthe nicht das erfreulichste Schauspiel dar. In diesem Kriege zeichnete sich vor Allen ein vornehmer Athener, Alcibiades, aus. Dies war ein außerordentlicher Mann, dessen gute Eigenschaften aber von einem grenzenlosen Leichtsinne verdunkelt wurden. Wegen leichtfertiger Religionsverspottung landesflüchtig, ging er zu den Lacedämoniern über und kämpfte hier, vereint mit den Persern, die er auch zu Bundesgenossen von Sparta machte, gegen Athen. Allein im Herzen liebte er doch sein Vaterland und wollte sich nur an seinen Feinden daselbst rächen; darum schlug er sich bei erster Gelegenheit sammt den Persern auf die Seite der Athener und trug einen herrlichen Sieg über die Lacedämonier davon. Deshalb wurde

er von dem athenienſiſchen Volke zurückberufen und mit Jubel, als er beutebeladen und ſiegreich ankam, empfangen. Doch bald verſcherzte er die Volksgunſt wieder, er flüchtete zu den Perſern und erlebte dann den Fall Athens. Dieſe Stadt wurde nämlich von den Lacedämoniern eingenommen und in die Gewalt von 30 Herren oder Tyrannen gegeben, welche die Perſer dazu bewogen, daß ſie den geflüchteten Alcibiades tödten ließen. Allein Thraſybulus, ein kühner Athener, befreite bald darauf ſein Vaterland von dieſen Gewalthabern, ohne ihm doch ſeine vorige Größe wieder geben zu können; denn nicht nur für Athen, für ganz Griechenland war dieſer unſelige Krieg von den traurigſten Folgen. Die Bildung und Geſittung dieſes Volkes, eine Blüthe der edelſten Humanität, verſank allmälig in Geſchmackloſigkeit und Sittenverderbniß, die Freiheitsliebe in Zügelloſigkeit, die Tapferkeit in wilde Kriegsluſt.

§. 11. Sokrates.

Während die Griechen faſt allgemein nach Genuß, Ehre und Geld jagten und das Sittenverderbniß ſo zunahm, daß beinahe nur die Laſterhaften beſtehen konnten, während die Guten allenthalben angefeindet und in ihren beſten Abſichten gehemmt und gehindert wurden, lebte in Athen ein Mann, der frühzeitig anfing einzuſehen, daß es höhere Güter gebe, nach denen der Menſch trachten ſoll. Dies war Sokrates, ein Bildhauer, in deſſen Seele aber der Sinn für das Wahre, Gute und Schöne auf das Innigſte mit einander verbunden war. Weil er ſehr bald einſehen lernte, wie wenig man eigentlich zum Leben bedürfe, und ſich darum auch angewöhnt hatte, ſo gering als möglich ſich zu nähren und zu kleiden, ſo konnte er ſeine Kunſt aufgeben, um einzig und allein der Ausbildung ſeiner ſelbſt und anderer Menſchen zu leben, wie er denn der Erzieher und Lehrer des ſo eben erwähnten Alcibiades war. Weil ihm aber das Treiben der Menſchen im Staate nicht gefiel, bewarb er ſich auch nie um Staatsämter, war aber jederzeit bereit, wo es nöthig war, dem Vaterlande im Kriege als tapferer Soldat und im Frieden als eifriger Senator zu dienen. Dabei war er auch nicht wie ſo Manche, die ſich von dem öffentlichen Leben zurückziehen und allerlei Träumereien und dem Spiele ihrer Phantaſie nachhängen; er hielt das für eine ſchädliche Verirrung, die das träge Gemüth noch träger macht und eine gewiſſe kränkliche Unzufriedenheit mit der Welt erzeugt. Kein Augenblick des wachenden Menſchen, pflegte er zu ſagen, ſollte anders als durch geſpannte Thätigkeit des vernünftigen, denkenden Geiſtes ausgefüllt werden, und nur hohe, edle und reine Gedanken ſollten ihn beſchäftigen. Der erklärteſte Feind aber war er von derjenigen Claſſe von Menſchen, die ſich Sophiſten, d. h. Weiſe, nannten und mit ſpitzfindigen Lehren, die weder beſſer noch weiſer machten, das Volk blendeten und eigentlich Verſtand und Herz der Leute verwirrten. Er war aber auch nicht ſo wie die übrigen Philoſophen, die ſich

nur mit tiefsinnigen Forschungen über den Ursprung der Welt, das Wesen der Gottheit und der menschlichen Seele beschäftigten; er hatte ihre Lehren fleißig studirt und über dieselben viel nachgedacht, aber gefunden, daß hier der menschlichen Vernunft unübersteigliche Grenzen gesetzt seien, und daß daraus weder für Leib noch für Seele Gewinn zu erwerben stehe. Darum wollte er nichts weiter als die menschliche Seele und das kennen lernen, was gut und böse sei. Indem er nun dies nach allen Seiten genau erforschte und auf's Leben selbst anwandte, schuf er eine neue Wissenschaft, die Moral oder Sittenlehre: da untersuchte er nun, was Pflicht, was Tugend an sich, was einzelne Tugenden, z. B. Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Billigkeit, Selbstbeherrschung, Mäßigkeit, Dankbarkeit u. dgl. seien und was uns dazu antreiben müsse. Er las zwar darüber die Schriften weiser Männer, besonders der Dichter und Geschichtschreiber, aber am meisten lernte er aus dem Umgang mit Menschen, die er aller Orten, auf dem Markte, in den Gymnasien, in den Handwerksstuben besuchte, um sie zu belehren und wieder sich an ihnen zu belehren. Denn er suchte unablässig, wie es in seiner eigenen Seele und bei Andern stehe, in Hinsicht auf Neigung und Einsicht, und nannte das ein elendes Leben, worin nicht auf solche Weise geforscht würde.

Seine Lehre beruhte aber auf folgenden Grundsätzen, die er gesprächsweise Andern so mittheilte, daß er sie durch Fragen aus ihrem eigenen Verstande entwickelte.

Es ist nur ein Gott, der Alles geschaffen, was da ist, und auch erhält.

Diesem Wesen sollen wir mehr durch gute Handlungen, als durch reichliche Opfer unsere Verehrung zeigen.

Der bessere Theil unsers Wesens ist die Seele, die auch ein Geist ist, mit mannigfachen Kräften und Fähigkeiten ausgerüstet und unsterblich.

Die Güter dieser Erde: Geld, Gut, Ehre, Macht und sinnlicher Genuß können den wahren Menschen nicht beglücken, das höchste Gut des Menschen ist die Tugend. Zu ihr gelangt man aber durch Selbstprüfung und Ausbildung der Seele und unausgesetzte Thätigkeit.

Doch wir wollen diese Lehren lieber mit der ihm eigenthümlichen Weise, wie sein Schüler Xenophon (denn Sokrates selbst hat nichts Schriftliches hinterlassen) sie der Nachwelt überliefert hat, vortragen und, wie dieser, den großen Weisen selber sprechen lassen.

„Wenn schon der Leib," sprach Sokrates, „ein bewunderungswürdiges Werk Gottes ist, wie viel mehr müssen wir über die Seele staunen, welcher der Leib als Wohnung dient! Sie setzt den Leib in Bewegung, und der Leib ist daher, wie Alles, was durch eine andere Kraft in Bewegung gesetzt werden muß, endlich und vergänglich. Die Seele aber, die sich durch eigene Kraft bewegt und den Grund ihres Lebens, d. h. ihrer Thätigkeit, in sich trägt, wird auch nie aufhören, sich zu bewegen, unsterblich fortleben und ewig sein."

„In diesem Leben ist zwar die Erkenntniß der Seele schwach, denn sie wird beständig von dem Leibe, mit dem sie enge verbunden ist, zur Erde herabgezogen und könnte das volle göttliche Licht der Wahrheit gar nicht vertragen. Wenn wir aber einmal frei von den Fesseln dieser Hülle emporschweben, dann werden wir das Licht und die Wahrheit selbst schauen und das gegenwärtige Leben wird uns in der Erinnerung als ein dunkler Zustand erscheinen, in den wir niemals wiederzukehren wünschten, „denn," wie Euripides sagt, „wer weiß, ob nicht das Leben Todtsein ist und Sterben Leben?"

„Von dem aber, was die Seele in diesem Leben weiß und vermag, ist das Höchste die Erkenntniß und die Anbetung der Gottheit, der wir unser Dasein verdanken. Wie wir unsere eigene und fremde Seelen nicht sehen, wohl aber ihr Dasein an ihren Wirkungen wahrnehmen, so können wir Gott nicht mit den leiblichen Augen sehen, ihn aber wohl aus seinen Werken erkennen."

In allen diesen Lehren blieb er immer bei dem herrschenden Volksglauben des Götterdienstes, und hieß auch seine Freunde (denn so nannte er seine Schüler) es so machen, und ungeachtet er nur einen Gott dachte und glaubte, sprach er doch immer von mehreren Göttern, um das unwissende Volk, das sich nicht so leicht zu solcher Idee erheben konnte, nicht in seiner Weise zu ärgern.

„Wenn man zu den Göttern betet," sagt er, „soll man ihnen nicht vorschreiben, was man wünsche, sondern nur um das Gute bitten, die Götter wissen am besten, was uns gut sei. Auch kommt es bei Opfern nicht auf die Kostbarkeit derselben, sondern auf die Gesinnung allein an, mit der wir das Opfer darbringen; der beste Gottesdienst ist aber ein frommer und rechtschaffener Lebenswandel."

„In jedem einzelnen Menschen wohnt ein doppelter Wille: ein vernünftiger und ein sinnlicher. Diese sich entgegengesetzten Willenskräfte streiten beständig mit einander; wo nun in einer Menschenseele die Vernünftigkeit den Sieg davon trägt, da entsteht diejenige vernunftgemäße Lebensweise, die wir Tugend nennen. Um aber dem vernünftigen Willen diesen Sieg zu verschaffen, brauchen wir Einsicht und Wissen, worunter er nicht die Gelehrsamkeit verstand, sondern dasjenige Wissen, welches jedem zu seinem besondern Beruf und zum Heil seiner Seele nothwendig ist."

„Die meisten Menschen leben aber wie im Traume, so daß sie nicht wissen, was sie thun; sie fassen nur gewisse Meinungen und kommen nicht bis zur vernünftigen Einsicht. Darum giebt es zweierlei Menschen: sinnliche und vernünftige. Jene halten sich nur an die sinnlichen Güter des Lebens; weil aber diese nicht von uns selbst abhängen, sondern uns genommen werden können, und, wie alles Sinnliche, vergänglich sind, so kann ihre Glückseligkeit nicht dauerhaft sein. Die Vernünftigen hingegen streben nach Tugend und Wahrheit, die sich jeder Mensch erwerben kann und die einmal erwor-

ben nicht verloren gehen, und darum haben sie das wahre und höchste Gut erwählt.“

Auf diese Weise lehrte Sokrates wohl allenthalben und ohne Unterschied alle Menschen, die ihm Gehör schenkten; aber zur tiefern Einsicht in seine Lehren konnte er nur diejenigen führen, die sich seiner Leitung gänzlich überließen. Dazu wählte er sich gewöhnlich nur wohlgebildete Jünglinge, weil er behauptete, in einem schönen Körper müsse eine schöne Seele wohnen, die für alles Gute und Wahre empfänglich sei. Die Art, wie er ihnen seine Lehren beibrachte, war auch eigen: er pflegte nämlich durch viele Fragen die Wahrheit selbst aus ihrer Seele zu entwickeln. Hier ein Beispiel einer solchen Sokratischen Frageweise. Sokrates hatte nämlich die wegen ihres zänkischen Wesens berüchtigte Xantippe zur Frau, deren Launen er aber mit beispielloser Geduld ertrug, theils weil er meinte, es sei gut, wenn man auch zu Hause Gelegenheit habe, Verträglichkeit zu üben, theils weil er vielleicht einsah, daß diese Frau, ihr beständiges Keifen abgerechnet, eine treue Gattin, eine sorgfältige Hausfrau und Mutter ihrer Kinder sei. Darum konnte er es nicht leiden, als einst sein älterer Sohn Lamprokles über die Mutter sich erbittert zeigte, und um ihn über die Pflichten der Kinder zu belehren, begann er folgendes Gespräch:

Sokrates und Lamprokles.

S. Sage mir doch, mein Kind, hast du schon Menschen gesehen, die man undankbar nennt? L. O ja. S. Und hast du dir auch gemerkt, was sie thun, daß man sie so nennt? L. Allerdings! Wer Gutes empfangen hat, und sich nicht dankbar dafür erweist, während er sich doch dankbar erweisen könnte, den heißt man undankbar. S. Du glaubst also wohl, der Undankbare gehöre in die Classe der Ungerechten? L. Freilich. S. Hast du dir's etwa so vorgestellt, daß es ungerecht sei, undankbar gegen Freunde zu sein, dagegen aber recht, es gegen Feinde zu sein? L. Ich meine, es sei Jeder ungerecht, der von Freund oder Feind Gutes empfangen hat, und sich nicht bestrebt, seine Dankbarkeit dafür zu beweisen. S. Demnach wäre der Undank wohl eine vollständige Ungerechtigkeit? L. Ja. S. Und also wäre Jeder um so ungerechter, je größer die Wohlthat ist, die er empfangen hat, und nicht mit Dankbarkeit erwiedert? L. Ja. S. Nun wo finden wir denn größere Wohlthaten, die ein Mensch dem andern erweist, als die sind, welche den Kindern von ihren Aeltern erwiesen werden? Sie geben den Kindern das Leben, das größte aller Güter, in welchem alle andern Freuden und Genüsse begriffen sind, womit die Götter den Menschen segnen. Die Mutter bringt das Kind mit Beschwerde und Schmerzen zur Welt, sorgt für dasselbe Tag und Nacht mit rastloser Anstrengung, giebt ihm lange Zeit Nahrung aus ihrer Brust, und indem sie sich selbst ganz vergißt, denkt sie immer nur, wie sie dem kleinen Geschöpfe alles Gute erweisen möge, das im Anfang seines Lebens nicht einmal sagen kann, was es bedarf, und seine Wohlthäterin auch

nicht kennt. Dann, wenn die Jahre zum Lernen herbeikommen, schicken die Aeltern das Kind zu dem Lehrer, von dem sie glauben, daß sein Unterricht demselben heilsam sein werde, und sparen keine Kosten, um das Kind tüchtig zu machen. L. Ja, wenn sie auch das Alles und noch so viel Anderes der Art gethan hat, so würde doch Keiner es mit ihr aushalten können, weil sie so böse ist. S. Welches von beiden, meinst du, wäre schwerer zu ertragen, ein wildes Thier oder eine böse Mutter? L. Ich meine, eine solche Mutter. S. Hat sie am Ende gar dich schon gebissen oder gegen dich ausgeschlagen, wie wohl hier und da Thiere den Menschen gethan haben? L. Das nicht; aber die Reden, die sie führt, sind ganz unerträglich. — S. Und du, wie oft hast du von der Wiege an ihre Geduld auf's Aeußerste getrieben, wenn dir's unleidlich zu Muthe war, bei Tage und bei der Nacht; und wie oft hast du sie durch Unwohlsein geängstigt? L. Aber ich habe doch nie etwas gesagt oder gethan, was entehrend für sie gewesen wäre. S. Sollte es dir denn schwerer fallen, anzuhören, was deine Mutter sagt, als den Schauspielern, die entsetzlichen Dinge zu vernehmen, die sie einander auf der Bühne sagen? L. Ja die, sollte ich meinen, machen sich freilich nichts daraus, weil sie wissen, daß der Verweis und die Drohung, die sie hören müssen, nicht die Absicht hat, ihnen wehe zu thun. S. Und du kannst noch erbittert sein gegen deine Mutter, von der du weißt, daß sie das, was sie dir sagt, niemals in böser Absicht sagt, ja daß sie dir alles Gute wünscht, wie keinem andern Menschen? oder meinst du, deine Mutter sei bös gesinnt gegen dich? L. O nein, das meine ich nicht. S. Und diese Mutter, die dir alles Gute wünscht, und mit Aufopferung dir selbst erweist, dazu auch für dich zu den Göttern betet, diese magst du böse nennen? Wenn eine solche Mutter dir unerträglich ist, so ist dir wahrscheinlich das Gute selbst unerträglich. Aber sage mir doch, sind es wohl andere Leute, um deren Gunst du dich glaubst bemühen zu müssen? Oder hast du dich auf den Fuß gesetzt, daß du gar keinem Menschen zu Gefallen leben, noch dich in seinen Willen fügen willst? L. Das sehe ich wohl, daß ich mich in Andere fügen muß. S. Also wirst du wohl auch den Nachbar dir zum Freunde machen wollen, damit er dir erlaube, dein Feuer bei ihm anzuzünden, und in Freude und Leid dir seine Theilnahme beweise? L. O ja! S. Und wenn du auf einer Land- und Seereise einen Gefährten hast, wird es dir gleichgültig sein, ob er freundlich oder feindlich gegen dich gesinnt ist, oder wirst du dich auch um dessen Wohlwollen bewerben? L. Ganz gewiß! S. Also um solche Leute willst du dich bemühen, und deiner Mutter, die unter allen Menschen dich am meisten liebt, glaubst du nicht zu Gefallen leben zu müssen?

So bildete Sokrates mehrere treffliche Männer, aber das Volk selbst begriff ihn nicht, und die Gewalthaber der Republik, die eben nach dem peloponnesischen Kriege nichts weniger als tugendhafte Menschen waren, haßten ihn, weil sie Ursache hatten, zu befürchten, seine Schüler würden sie dereinst von ihrer Macht verdrängen und an die Stelle des Lasters und der Sinn-

lichkeit, Tugend und Vernunft im Volke verbreiten; denn ein tugendhaftes und vernünftiges Volk läßt sich nicht von Bösewichtern beherrschen. Darum verklagten sie Sokrates und gaben vor: er verachte die Götter und verführe die Jugend. Wirklich wurde dieser tugendhafte Mann eingezogen und vor seine Richter gestellt. Sein Schüler Plato kam, ihn mit einer Rede zu vertheidigen, wurde aber zurückgewiesen, und Sokrates vertheidigte sich selbst freimüthig und gelassen, ohne sich vor seinen Richtern zu erniedrigen. Dies erbitterte sie noch mehr, und weil sie nun die Gewalt seiner Lehrweisheit erst recht kennen lernten und Alles für ihre eigene Sicherheit zu befürchten hatten, wenn er für unschuldig erklärt würde, so verurtheilten sie ihn zum Tode, ließen ihm aber die Wahl der Todesart. Er wählte den Giftbecher, welchen er auch, nach einem heitern Gespräche mit seinen Freunden über die Unsterblichkeit der Seele, ohne Furcht und Zagen leerte. So starb der weise Sokrates in einem Alter von siebzig Jahren. Erst nach seinem Tode kam das Volk zur Besinnung und bereuete es, diese Hinrichtung gestattet zu haben. Es entstand ein förmlicher Aufstand, in welchem seine Richter zur Rechenschaft gezogen wurden. Melitus, der vorzüglichste darunter, wurde zum Tode verurtheilt, die übrigen aus der Stadt verbannt, dem Sokrates selbst aber wurde eine Bildsäule erbaut. Unter seinen Schülern waren die vorzüglichsten Xenophon und Plato, welche uns in ihren Schriften den Geist seiner Lehre überliefert haben. Der Schauplatz ihres Ruhmes war das persische Asien und Sicilien, darum wollen wir die Geschichte dieser Länder hier erzählen und in dieselbe das Leben dieser zwei großen Männer einweben.

§. 12. Rückzug der zehntausend Griechen.

Das persische Reich hatte sich während des peloponnesischen Krieges wieder einigermaßen von der Niederlage erholt, die ihm die Griechen beigebracht hatten. Die Nachfolger des Xerxes, Artaxerxes I. und Darius II., unterstützten in diesem Kriege, um so das verhaßte Athen zu demüthigen, die Spartaner, deren treue Bundesgenossen sie von nun an blieben. Als um's Jahr 404 endlich der peloponnesische Krieg durch die Eroberung Athens geendet war, starb eben Darius II. und ihm folgte sein älterer Sohn Artaxerxes II. ganz gegen den Wunsch der Königin Mutter Parysatis, welche noch bei Lebzeiten ihres Gatten daran arbeitete, Cyrus, ihren jüngern Sohn, auf den Thron zu erheben. Sie gab zum Vorwande, daß Artaxerxes geboren worden, als sein Vater noch nicht König war, da hingegen Cyrus wirklicher Königssohn sei. Eigentlich aber war es Vorliebe für den Jüngern, welcher mit außerordentlichen Anlagen die liebenswürdigsten Sitten vereinigte. Als nun demungeachtet Artaxerxes in der alten Hauptstadt Persiens Pasargada zum König gekrönt werden sollte, hörte er, daß sein Bruder mit einer gewaffneten Kriegsschar ihn daselbst überfallen und der Krone berauben wolle. Ehe nun dieser sein Vorhaben ausführen konnte, wurde er auf Befehl des

Königs ergriffen und zum Tode verurtheilt. Schon war das Henkerschwert gezückt, um ihm den Todesstreich zu geben, als die Mutter hinzustürzte und den entblößten Nacken ihres Lieblings mit ihrem Hauptħaar bedeckte und mit Thränen den ältern Bruder um sein Leben bat. Die Mutter des Königs genoß in Persien große Achtung, ja sie und die Gemahlin waren die Einzigen, welchen die Hofsitte erlaubte, mit dem König an einer Tafel zu speisen, von welcher selbst die Brüder und Kinder ausgeschlossen waren. Diese Ehrfurcht gegen die Mutter bewog denn auch Artaxerxes, den Bruder zu begnadigen und ihn wieder nach Lydien zu senden, wo er schon während der Regierung des Vaters die Statthalterschaft führte. Cyrus ging dahin ab, aber mit einem Gemüthe voll Wuth und Rachsucht, und nur die Hoffnung, seinen mißlungenen Versuch ein andermal auszuführen, konnte den Sturm seiner Leidenschaften beruhigen. In dieser Absicht suchte er nun die Freundschaft der Lacedämonier immer mehr zu gewinnen, ja er theilte dem König Agesilaus sein Vorhaben mit und erhielt von demselben 600 Spartaner und die Erlaubniß, in allen asiatischen Städten, die mit den Lacedämoniern verbündet waren, Werbungen anzustellen. Es hielten sich aber damals in Kleinasien viele Griechen aus allen Staaten auf, welche theils aus ihrem Vaterlande verbannt waren, theils Geschäfte und anderer Ursachen halber sich da herumtrieben. Von diesen Leuten wurde nun ein Kriegsheer von 13,000 Mann zusammengebracht. Der Sammelplatz war Sardes, wo sich auch einige vornehme Griechen, die sich schon als Anführer im peloponnesischen Kriege Ruhm erworben hatten, um den Prinzen versammelten, worunter auch Xenophon war. Letzterer wurde von einem Gastfreunde dahin eingeladen, und folgte um so lieber diesem Rufe, da ihm das Leben in Athen, nach dem peloponnesischen Kriege in allgemeines Sittenverderben versunken, nicht gefallen konnte. Sobald Cyrus auch ein beträchtliches Heer aus seiner Provinz ausgerüstet hatte, brach er sogleich von Sardes auf und zog geradezu nach Persien, um dort seinen Bruder Artaxerxes, der in Susa sicher und arglos an der Seite seiner liebenswürdigen Gattin Statira lebte, und lange als er schon von allen Seiten die Nachricht von des Cyrus Empörung hörte, daran nicht glauben wollte, zu überfallen. Der Zug des Cyrus durch die blühenden und volkreichen Provinzen Kleinasiens war nicht sehr beschwerlich, und mehr als 300 Meilen wurden in größter Eile gleichsam nur durchflogen, denn es galt, den König zu überraschen, ehe er sich rüsten konnte.

So gelangte er denn bis an den Euphrat, wo bei Cunaxa, einem Orte nicht ganz 30 Stunden von Babylon entfernt, plötzlich ein Reiter zurückgesprengt kam mit der Nachricht, der König nahe mit zahllosem Kriegsvolke. Wirklich zeigten sich Nachmittags große Staubwolken, hinter welchen bald auch die blinkenden Waffen und Rüstungen des königlichen Heeres sichtbar wurden. Noch an demselben Abend begann die Schlacht, und zwar mit beispielloser Tapferkeit von beiden Seiten. Mit der Losung: Zeus der Erretter und Sieg! und mit einem donnerähnlichen Getöse, das durch Aneinander-

schlagen der Schilde und Waffen erregt wurde, und mit einem furchtbaren Schlachtgesang gingen zuerst die Griechen, lauter Fußvolk, auf die Feinde los und trieben sie blos durch den Schrecken und den Stoß ihrer Phalangen in die Flucht. Während sie aber die Fliehenden verfolgten, machte Artaxerxes mit einem Theile des Heeres, der noch nicht in's Gefecht gekommen war, eine Seitenbewegung und stieß auf die Seitenschar, an deren Spitze Cyrus stand. Wie Cyrus den König erblickte, ritt er mit verhängtem Zügel auf ihn los, und es begann ein fürchterlicher Zweikampf, in welchem Artaxerxes zwar schwer verwundet vom Pferde fiel, Cyrus aber von den Leuten des Königs mit vielen Wunden getödtet wurde. Sogleich wuchs den Persern der Muth, und sie fielen in das Lager des Cyrus ein und plünderten es, ehe die erschrockenen Griechen auf die Nachricht, daß Cyrus gefallen sei, zurückkamen. Die Nacht brach herein und ließ Schlacht und Sieg unentschieden. Aber am andern Morgen kamen Abgesandte vom König Artaxerxes, die Griechen aufzufordern, sich dem Könige auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Diese verwunderten sich anfangs über diesen Antrag, weil sie vermeinten, gesiegt zu haben, und gaben eine stolze und freimüthige Antwort: sie seien nicht gesonnen, Gnade vom Perserkönig anzunehmen, und weil sie dem Cyrus, ohne von seinem Vorhaben zu wissen, gefolgt seien, verlangten sie, in Frieden abzuziehen, im Fall eines Angriffs aber seien sie entschlossen zur Gegenwehr. Ein persischer Statthalter übernahm darauf auf Befehl des Königs das Geschäft der Unterhandlung, die sich aber arglistiger Weise in die Länge zog. Endlich lockte man Clearch und außer ihm noch vier Feldherren in das persische Lager, unter dem Vorwand, dort Friedensvertrag abzuschließen. Zwar waren diese von 20 Hauptleuten und etwa 200 Soldaten begleitet, aber diese wurden nicht in das Zelt des persischen Feldherrn eingelassen, wo die fünf griechischen Feldherren gleich beim Eintritt niedergehauen wurden. Zu gleicher Zeit brachen persische Reiter aus dem Hinterhalt hervor und machten auch die Hauptleute und Soldaten nieder, so daß nur ein einziger Arkadier entkam und dem griechischen Heere den Vorfall berichtete. Die Bestürzung war allgemein, und mit Abscheu und Verachtung wiesen die Griechen die wiedererfolgte Aufforderung zur Unterwerfung von sich, und auf Xenophon's Antrieb beschlossen sie, noch in der Nacht den Zug nach der Heimath durchzusetzen, fest zusammenzuhalten und von den Göttern Beistand gegen die treulosen Barbaren zu erwarten. Sie wählten sofort statt der ermordeten Obersten fünf andere, unter welchen auch Xenophon war, und traten schon am folgenden Tage, und zwar wegen des verfolgenden Feindes, in der Schlachtordnung eines geschlossenen Vierecks den Rückzug an. Zahllos waren die Mühseligkeiten, denen sie auf diesem Marsche von mehr als 400 deutschen Meilen mitten durch barbarische Völkerschaften und von einem grimmigen Feinde verfolgt ausgesetzt waren, und man konnte recht sehen, wie sich Lykurg's und Solon's Gesetze, die besonders den Spartanern und Athenern solche Tapferkeit und Ausdauer lehrte, bewährten, konnte aber auch sehen, wie ein Schüler des Sokrates durch

überlegene Geisteskraft, unerschütterlichen Muth und hohes Vertrauen auf den Beistand der Götter, oft allein, wenn Alle wankten und, von Verzweiflung ergriffen, verzagen wollten, das ganze Kriegsheer mit begeisternder Rede, klugem Rath und weiser Anordnung wieder aufrichtete. Der Zug ging nordwestlich, um je eher das schwarze Meer zu erreichen, wo griechische Pflanzstädte eine freundliche Aufnahme erwarten ließen. Aber dieser Weg war nicht so anmuthig, wie die Straße, auf die Cyrus sie hingeführt hatte. Rauhe Gebirgsgegenden, wo sie sich oft mühsam durch enge Schluchten und Gebirgspässe durchwinden, an steilen Felsen emporklimmen mußten. Zwar waren die Perser, die sie lange unaufhörlich verfolgten, zurückgeblieben, sobald sie die mildern Landstriche am Euphrat verlassen hatten; aber dafür hatten sie beinahe tägliche Kämpfe mit den wilden Völkerschaften, durch deren Gebiet sie zogen und die nicht einmal von den Persern je gänzlich unterjocht werden konnten. Dazu kam Mangel an Mundvorrath und endlich, es war im Monat Jänner, grimmige Kälte und hoher Schnee. Gegen Ende des Monats Februar, also nach fünfmonatlichem Marsche, kamen sie in der ersten griechischen Pflanzstadt, in Trapezunt am schwarzen Meere, an. Hier wurden sie nun von ihren Landsleuten liebreich und mit lautem Jubel und mit allgemeiner Bewunderung ihrer Tapferkeit empfangen. Die Griechen ihrerseits bezeugten auf eine würdige Weise, wie tief sie ihre überstandenen Drangsale und Gefahren und ihre Rettung empfänden. Vor Allem bezahlten sie die feierlichen Gelübde und Opfer, welche sie Jupiter dem Erhalter und den übrigen Göttern gelobet hatten, und beschlossen das Opferfest mit Kampfspielen. Darauf verweilten sie noch eine geraume Zeit in dieser anmuthigen Stadt, und vergalten den gastfreundlichen Bewohnern ihre Wohlthaten dadurch, daß sie Streifzüge in die benachbarten Gegenden machten und die Barbaren, die daselbst wohnten, für ihre Einfälle in das Gebiet von Trapezunt züchtigten. Zugleich aber dachte Xenophon, dem bald alle Sorge für das Heer allein oblag, wie wohl der Rückzug fernerhin fortgesetzt werden könnte; denn es war kaum noch die Hälfte des Weges zurückgelegt, und die Gefahren und Mühseligkeiten hatten noch kein Ende; wenn sie auch in der Nähe mehrerer griechischen Pflanzstädte waren, lagen doch zwischen denselben barbarische Völkerschaften, die ihnen den Durchzug streitig machen konnten. Darum wurde beschlossen, nachdem einige ausgesandte Griechen spartanische Schiffe herbeigeschafft hatten, die Kranken, die Weiber und das Gepäck zur See weiterzuschaffen, während das Landheer längs der Küste fortziehen sollte. So kamen sie nach Sinope, welches damals die blühendste Handelsstadt am schwarzen Meere war. Aber mit dem Maße, als sich die Gefahren und Beschwerden verminderten, erhob sich wieder der den Griechen eigenthümliche Geist der Zwietracht und des Aufruhrs, wodurch oft das ganze Heer in größte Gefahr gestürzt wurde, und Xenophon mußte alle seine Ueberredung anwenden, die Soldaten zum Gehorsam und zur Ordnung zurückzuführen. Endlich gelangten sie an den Bosporus und schifften hinüber nach Europa in die reiche und

schöne Stadt Byzanz. Hier hatte Xenophon wieder viel zu thun, um sein Kriegsvolk abzuhalten, diese Stadt, von der sie doch Gastfreundschaft und Aufnahme wünschten, zu plündern. Er bewog sie endlich, weiter zu ziehen, und unternahm es noch am Schlusse dieses ewig ruhmwürdigen Feldzuges, einem thracischen Fürsten, der aus seinem Reiche vertrieben worden war, dasselbe wieder zu erobern. Seine Gefährten fanden sich willig dazu, weil sie großen Sold und reiche Beute dabei gewannen. So mit Schätzen beladen übergab er endlich das Heer, welches freilich auf 8000 Mann zusammengeschmolzen war, dem spartanischen Befehlshaber, der in Thracien eben stand; und weil er hörte, daß ihn die Athener seiner Kriegsdienste bei einem spartanischen Heere wegen des Landes verwiesen hatten, so blieb er auch selbst da und zog mit dem König Agesilaus und seinem Heere nach Asien zurück. Es war nämlich Tissaphernes mit dem großen persischen Heere mittlerweile auf der Heerstraße nach Kleinasien gekommen, und kündigte den Lacedämoniern, weil sie den Cyrus unterstützt hatten, den Krieg an, welchen Agesilaus zu seinem und seines Volkes Ruhme führte. Xenophon selbst begab sich nach vielen rühmlichen Thaten, weil er nicht in sein Vaterland zurückdurfte, nach Sparta, wo er mit großen Ehrenbezeigungen empfangen und mit einem großen Theile der in Thracien gemachten Beute beschenkt wurde. Er zog sich dann in die kleine Stadt Sikyllus, unweit Olympia, wo er einen Theil der Beute dazu verwendete, daß er der Göttin Diana einen prächtigen Tempel bauen ließ. Hier lebte nun der weise Xenophon ganz den Wissenschaften und bestrebte sich, die Griechen durch gemeinnützige Schriften zu unterrichten und zur alten Sitteneinfalt zurückzuführen. Sein vorzüglichstes Werk, das noch jetzt seines Inhalts und seiner Verständlichkeit wegen für Leser und Leserinnen aller Art höchst lehrreich und anziehend ist, enthält die Denkwürdigkeiten des Sokrates, seines geliebten Lehrers, den er leider schon nicht mehr lebend fand, als er aus Asien zurückkehrte, im J. 399 v. Chr. Außerdem schrieb er noch über Geschichte, über den Rückzug der zehntausend Griechen, über das Leben des ältern Cyrus und vieles Andere, was meistens noch vorhanden ist. In allen diesen Werken ist sein Styl rein, schön, ruhig und edel, wie seine Seele selbst war; auch herrscht darin so viel Wohllaut, daß man ihn allgemein die attische Biene nannte. Er starb zu Corinth in einem Alter von 90 Jahren, geehrt und geachtet von den Besten seiner Zeitgenossen.

§. 13. Plato und Sicilien.

Plato war nächst Xenophon der vorzüglichste Schüler des Sokrates. In seiner Jugend beschäftigte er sich mit der Dichtkunst, in seinem zwanzigsten Lebensjahre aber lernte er Sokrates kennen, und dieser zog ihn zur Philosophie hinüber; aber selbst seine philosophischen Schriften haben ganz den schönen Ausdruck der Poesie, und seine überwiegende Phantasie ist Schuld daran, daß seine Ideen so oft in schwärmerische Träume übergehen. Nach dem Tode

seines Lehrers, den er, wie schon erzählt worden, nicht retten konnte, begab er sich auf Reisen, und zwar zuerst in die griechische Pflanzstadt Cyrene in Afrika, wo ihm von den gebildeten und lernbegierigen Bewohnern der ehrenvollste Empfang zu Theil wurde. Für seinen Unterricht königlich belohnt — denn die Griechen pflegten auch damals für Kunst und Wissenschaft keine Kosten zu sparen — setzte er seine Reise fort und kam nach Aegypten, um in diesem Lande der alten Weisheit seine Kenntnisse zu erweitern und Erfahrungen zu sammeln. Von hier reiste er nach Unteritalien oder Großgriechenland und ließ sich daselbst in Croton nieder, um dort von dem weisen Archytas aus Tarent, der als Staatsmann, Feldherr und Mathematiker gleich berühmt war, die Lehre des Pythagoras kennen zu lernen. Sodann zog ihn die Wißbegierde nach der Insel Sicilien, um den feuerspeienden Aetna und seine Lavaströme zu beschauen. Diese Insel war in jenen Zeiten auch von Griechen bewohnt und so trefflich bebaut, daß man sie gewöhnlich das Land der Ceres nannte und die Kornkammer der Römer. Prächtige Städte, wie Syrakus, Gela, Agrigentum, Messana und mehrere erhoben sich daselbst, deren Einwohner sich durch glückliche Land- und Seekriege, Handel und Gewerbe bald in dem herrlichsten Wohlstande befanden. Doch leider verlor sich auch mit den Reichthümern die alte Sitteneinfalt und Tapferkeit; ein beispielloser Luxus stürzte sie bald in's heilloseste Sittenverderben. Und eben zu dieser Zeit bemächtigten sich die Carthager aus Afrika, kühne Seefahrer und unternehmende Handelsleute, aller Inseln des mittelländischen Meeres und kamen auch nach Sicilien, wo sie nach verzweifelter Gegenwehr eine Stadt nach der andern eroberten und zerstörten. Nur Syrakus hielt sich gegen diesen gewaltigen Feind; Dionysius (405—368 v. Chr.), ein Mann von geringer Herkunft, rettete durch seine Tapferkeit und Klugheit die Stadt, erhob sich aber zugleich zum Tyrannen, d. h. königlichen Herrn der Republik, und weil er seine Herrschaft durch die schändlichsten Mittel, Hinrichtung und Verbannung aller Freigesinnten zu erhalten strebte, ward er eben so gefürchtet als gehaßt von dem Volke, und sein Name, wie überhaupt das Wort Tyrann, bedeutet bis auf den heutigen Tag einen grausamen Selbstherrscher, obwohl er lange nicht so böse war, als manche Könige und Fürsten neuerer Zeiten unter Christen und Heiden. Sein Hauptlaster war wohl unersättliche Habsucht, weswegen er die Götterstatuen ihres goldenen Schmuckes beraubte und manchen reichen Mann aus der Stadt verbannte, um sein Vermögen an sich zu reißen. Zu dieser Habsucht gesellte sich nun auch eine beständige Furcht, seine Herrschaft zu verlieren. Als ihn einst ein gewisser Damokles den glücklichsten Menschen pries und den Wunsch äußerte, nur einen Tag lang seine Herrlichkeit zu genießen, da befahl er, demselben seine königlichen Kleider anzulegen und ein prächtiges Gastmahl in lauter goldenen Gefäßen, bedient von den schönsten Jünglingen, vorzusetzen, aber an der Decke über ihn ein Schwert mittelst eines Roßhaars aufzuhängen. Anfangs schien dies Alles dem Damokles sehr zu behagen; sobald er aber das Schwert erblickte, wurde er unruhig und ängstlich, wollte

weder essen noch trinken und sprang endlich vom Sitze auf, und bat den Gebieter, die prächtigen Kleider und den königlichen Schmuck ablegen zu dürfen. „Siehst du," sprach Dionysius, „du und viele Andere beneiden mich um mein Glück, da doch beständig über meinem Haupte das mörderische Eisen hängt." Oft ließ er seine Leute blos aus Argwohn in den Kerker werfen, wo er sie auf eine eigene Weise belauschte. Er hatte zu diesem Zwecke ein eigenes Gebäude, welches so gebaut war, daß man vermittelst Röhren in einem Gemache, das über dem Kerker angebracht war, Alles hören konnte, was die Gefangenen sprachen. Man nannte dieses Gefängniß das Ohr des Dionysius, wovon noch heutigen Tags die Ruinen gezeigt werden. Aus Argwohn ließ er sich auch nicht rasiren, sondern seine Töchter mußten ihm vermittelst glühender Nußschalen den Bart absengen. Zu dem Volke sprach er nie anders, als von der Spitze eines hohen Thurmes herab, und Jeder, der zu ihm kam, wurde vorher sorgfältig untersucht, ob er keine Waffe bei sich trage. Sein Schlafgemach war mit einem breiten und tiefen Graben umgeben, über welchen eine Zugbrücke führte, die er jedesmal hinter sich aufzog. Zu seiner Leibwache wählte er meistens Fremde, weil er nicht einmal seinen Anverwandten traute. Dabei hatte er die lächerliche Eitelkeit, ein großer Dichter sein zu wollen, mußte aber deshalb von den republikanisch gesinnten Griechen viel Spott leiden, denn sie machten ihm die Freude nicht, selbst, wie es scheint, gelungene Gedichte zu würdigen. Doch hatte er gewiß auch manche gute Eigenschaften, die aber alle bei den Griechen nichts galten, wenn sie von einem Bedrücker der republikanischen Freiheit herrührten. So liebte er z. B. seine Gemahlinnen ungemein und behandelte sie höchst achtungsvoll, und die Großmuth, mit welcher er die beiden Pythagoräer Damon und Pythias behandelte, zeigt gewiß, daß ihm nicht alles Menschliche fremd gewesen. Pythias war nämlich eines bloßen Verdachtes wegen zum Tode verurtheilt, bat sich aber vom Tyrannen die Erlaubniß aus, wichtiger Geschäfte halber in eine benachbarte Stadt reisen zu dürfen, wogegen sein Freund Damon sich anbot, als Bürge im Kerker zu bleiben. Dionysius erlaubte es, ließ aber den Damon, da Pythias auf den anberaumten Tag nicht zurückkam, zum Richtplatz führen. Schon war das Henkerschwert gezückt, als dieser aus der Menge hervorstürzte und dem Freunde, der eben für ihn sterben wollte, in die Arme fiel. Da fühlte auch Dionysius die Macht der Freundschaft, und begnadigte sie Beide und bat sie, ihn als den dritten Mann in ihren schönen Bund aufzunehmen. Unter allen Menschen fürchtete aber Dionysius am meisten den Bruder seiner zweiten Gemahlin, Dion, weil er wegen seiner hohen Tugenden, mit denen er auch eine ungemeine Leutseligkeit verband, von den Syrakusanern eben so geliebt, als er gehaßt wurde; doch wagte er es gerade dieser Vorzüge wegen nicht, ihn auf irgend eine Weise zu kränken, ja es schien, als ob er ihm selbst seine Liebe und Achtung nicht versagen könnte. Dieser junge Mann bestrebte sich, mitten unter den Zerstreuungen eines üppigen Hofes seinen Geist durch Kunst und Wissenschaft auszubilden. Vorzüglich zog ihn Alles an, was er von den

philosophischen Vorträgen des weisen Plato hörte, und er vernahm nicht sobald, daß dieser weise Mann nach Sicilien gekommen sei, als er ihn auch sogleich einlud, nach Syrakus zu kommen. Dionysius hatte die Erlaubniß dazu gegeben, weil er überhaupt den Umgang mit griechischen Gelehrten suchte, um durch sie, woran ihm sehr viel lag, in Griechenland selbst als Freund und Beschützer der Wissenschaften gepriesen zu werden. Dion aber hoffte durch ihn die wilde Sinnesart des Tyrannen umzuwandeln. Plato folgte dem Rufe und kam nach Syrakus, und es erwuchs in kurzer Zeit zwischen ihm und Dion die innigste Freundschaft. Nicht so glücklich war er mit Dionysius. Dieser bequemte sich wirklich, einen Vortrag Plato's, bei dem der ganze Hof versammelt war, mit anzuhören, wo dieser Weise eben mit hinreißender Beredsamkeit von der Gerechtigkeit sprach und bewies, daß nur die Tugend wahre und männliche Thatkraft erzeuge. Dionysius merkte aber bald, daß der Philosoph in dem Bilde eines gerechten Mannes ganz das Gegentheil von dem, was er selbst sei, schildere, und als er gar den lauten Beifall der Zuhörer vernehmen mußte, fuhr er den Weisen mit den Worten an: „Du redest wie ein kindischer Alter," worauf ihm jener ganz gelassen entgegnete: „und du wie ein Tyrann!" Auf diese Worte verließ Dionysius höchst erbittert die Versammlung. Wenig fehlte, so hätte er den Philosophen in die Steinbrüche geschickt, und nur die Bitten seiner sanften Gemahlin und ihres edlen Bruders vermochten ihn, denselben auf einem Schiffe zu entlassen; jedoch gab er heimlich dem Schiffshauptmann den Auftrag, ihn entweder auf offener See zu ermorden oder irgendwo als Sklaven zu verkaufen. Letzteres geschah auch wirklich, und Plato wurde auf der Insel Aegina als Sklave verkauft, wo ihn aber ein Grieche aus Cyrene, der ihn kannte und verehrte, sogleich wieder loskaufte und frei nach Athen reisen ließ.

Als Dionysius dies erfuhr, schrieb er an Plato und bat ihn, nichts Uebles von ihm zu sprechen. Plato antwortete blos: „ich habe andere Geschäfte, als an Dionys zu denken." Bald war auch diese schimpfliche Behandlung von ihm vergessen, und er begann wie zuvor, Philosophie zu lehren und ausführliche Werke darüber herauszugeben. Nach dem Beispiele seines Lehrers verfaßte er seine Lehre in Dialogen und spann die schlichten und einfachen Grundsätze desselben weiter aus, indem er nicht blos bei der Sittenlehre stehen blieb, sondern auch Betrachtungen über das Wesen der Gottheit und der menschlichen Seele anstellte. Leider sah Plato seine Vaterstadt in sittlicher Hinsicht noch mehr herabgesunken, als zur Zeit des Sokrates. Zwar hatte sie sich von der Schmach der Unterjochung schon erholt und war wieder mächtiger unter den übrigen Staaten Griechenlands aufgetreten; aber die Staatsverwaltung war in den Händen ungebildeter und lasterhafter Demagogen (Volksaufwiegler) und das Volk selbst in seiner eingebildeten Glückseligkeit so befangen, daß es nicht möglich war, ihm mit vernünftigen Dingen begreiflich zu machen, was der allgemeinen Wohlfahrt am förderlichsten sei. Darum zog sich Plato von allen Staatsgeschäften zurück, kaufte sich den schönen Garten

eines gewissen Akademos (woher er dann den Namen Akademie erhielt) und versammelte dort eine auserlesene Zahl wißbegieriger Athener, um ihnen seine Forschungen und Erfahrungen mitzutheilen. „Der rechtschaffene Mann," sprach er, „dem sein Gewissen verbiete, an der herrschenden Schlechtigkeit Theil zu nehmen, stände wie ein wehrloser Mensch unter wilden Thieren, ohne Freund und Beschützer, und würde sich vergebens bemühen, den Zustand des Gemeinwesens zu verbessern, sondern über seinen Bemühungen selbst untergehn. Daher müsse man sich in die Stille des wissenschaftlichen Lebens zurückziehen, wie etwa ein Mann, der, vom Gewittersturm überfallen, hinter einer Mauer gegen Wind und Regen Schutz suche."

„Wer," pflegte er ferner zu sagen, „sein geistiges Auge auf das Ewige gerichtet habe, dem bleibe nicht einmal Zeit dazu übrig, abwärts auf das Treiben der Menschen zu schauen und sich mit ihnen herumzuzanken; sein Blick sei fortwährend jenen Räumen zugewendet, wo eine unverrückte Ordnung walte, wo Niemand Unrecht thue und Niemand Unrecht leide, wo lauter Harmonie und Vernunft herrsche." Gleich wie Sokrates, lehrte auch Plato, daß der wahre und höchste Zweck der Philosophie sei, den Menschen besser zu machen. Auch glaubte er, wie Sokrates, nur an Einen Gott, behauptete dennoch, daß auch die übrigen Gottheiten des griechischen Volksglaubens wirkliche Wesen, aber von dem höchsten Gotte erst in's Dasein gerufene Geister seien. „Dieser einzige Gott," sagte er, „habe den Stoff, aus dem alles Sichtbare besteht und der vor dem Anfang aller Dinge im wüsten Chaos durcheinander wogte, erst zur Welt gemacht, indem er in die Mitte des gesammten Stoffes eine denkende Seele, die Weltseele, setzte, welche von dem Mittelpunkte aus nach allen Seiten wirkt. Außer den Göttern erschuf er auch Menschenseelen von demselben Stoffe, wie die Weltseele hat, und bekleidete sie mit irdischen Leibern, so daß Sterbliches und Unsterbliches in Einem Wesen vereinigt wäre. Aber diese Menschenseele besteht aus zwei Theilen, dem rein geistigen und dem sinnlichen; jener folgt der Vernunft, dieser der Begierde und der Empfindung. Da ist es denn unsere Aufgabe im irdischen Leben, daß die Vernunft in uns herrsche und die Sinnlichkeit ihr diene." Wahrhaft dichterisch beschreibt er den Zustand der Seele vor ihrer Verbindung mit einem menschlichen Leibe. Sie schweben als göttliche Ideen, d. i. Urbilder, in den himmlischen Räumen der Götter, dort, wo die Wahrheit, die Tugend und die Schönheit in ewigem Einklang waltet. Denn im irdischen Leben ist alle Erkenntniß nichts als eine Erinnerung an das, was die Seele während ihres vorweltlichen Daseins im Gefolge der Götter geschaut hat. Vor der Verbindung mit dem Leibe stimmte unser Geist vollkommen mit dem Gange der göttlichen Weltordnung überein; durch die Leiblichkeit ist diese Zusammenstimmung gestört worden, aber unsere Pflicht ist es, sie durch aufmerksame Betrachtung der göttlichen Regierung wieder herzustellen. Dies geschieht, indem wir Gott ähnlich zu werden suchen. Nach diesem Leben kommt nur derjenige Mensch wieder in den seligen Zustand der Götter zurück, der solch' ein

Gott ähnliches Leben auf Erden gelebt hatte. Die minder vollkommenen müssen erst durch eine lange Seelenwanderung gereinigt werden und in verschiedene thierische Körper eingehen, bis sie ihre Sünden abbüßen. Die Bösen aber kommen in den Tartarus, wo sie erst nach langen Qualen zur Seelenwanderung zugelassen werden, um sich endlich auch nach vollständiger Reinigung in den glückseligen Zustand der Götter zu erheben.

Auch mit der Einrichtung des Staatswesens beschäftigte sich der große Denker und behauptete: „es könne nicht eher mit den Staaten besser werden, als bis die Könige Philosophen, oder die Philosophen Könige würden." Dabei behauptete er, es könne nichts helfen, eine neue Verfassung willkürlich zu ersinnen und einzuführen, sie müsse in dem gerade vorhandenen Geiste, in den Sitten und Gewohnheiten des Volkes ihre Wurzel haben.

Nach dem Tode des ältern Dionysius, 367 v. Chr., wurde er wieder aus seinem stillen Leben aufgestört und in das unruhige Treiben des öffentlichen Lebens gezogen. Es war nämlich in Syrakus Dionysius der jüngere dem Vater auf dem Throne gefolgt. Der edle Dion stand ihm zur Seite, und weil er sah, daß der junge Fürst bei all' seiner verkehrten Erziehung doch viele edle Anlagen behalten hatte, hoffte er durch Plato's Unterricht ihn zu einem weisen und gütigen Herrscher auszubilden. Er berief daher seinen Freund im Namen des Königs auf's Angelegentlichste nach Sicilien, und Plato, um zu zeigen, daß ein Philosoph auch am thätigen Leben Antheil nehmen wolle und könne, folgte dieser Einladung. Dionysius empfing ihn auf's Freundlichste und Ehrerbietigste und stellte am Tage seiner Ankunft ein feierliches Dankopfer an, um dem Volke zu zeigen, welch' ein großes Glück die Erscheinung des Philosophen für ihn sei. Auch war er in Gesellschaft Dion's und des gesammten Hofes ein eifriger Zuhörer der lehrreichen Vorträge, deren Wirkung bald in seiner Umgebung sichtbar wurde, denn an die Stelle der wilden Zechgelage trat anständige Ruhe und Mäßigkeit, und Dionysius selbst war mild und gütig gegen Jeden, mit dem er verkehrte, und Plato selbst hoffte schon, wie Dion längst gewünscht hatte, an der Stelle der Gewaltherrschaft eine gesetzmäßige Regierung einzuführen. Indessen suchten die Höflinge, die mit dieser Veränderung höchst unzufrieden waren, anfangs nur heimlich, bald aber auch öffentlich den Philosophen erst lächerlich, dann aber auch ihn und seinen Freund verächtlich zu machen. Es gelang ihnen wirklich, den Dionysius glauben zu machen, daß Dion es mit den Carthagern halte, und dieser treffliche Mann wurde aus Syrakus verbannt. Plato blieb auch nicht lange, obwohl ihn der Tyrann aus Scheu vor der öffentlichen Meinung nicht so bald hatte entlassen wollen; ja er berief ihn nach kurzer Zeit wieder unter dem Versprechen, auch den Dion zu begnadigen. Plato reiste zum dritten Male nach Sicilien; weil aber Dion nicht zurückberufen wurde, so ging er wieder in seine Akademie nach Athen zurück. Hier fand er nun auch seinen Freund Dion, der mit den liebenswürdigen Sitten und seinem edlen Charakter alle Griechen für sich gewann. Mehrere Jahre ver-

weilte dieser in Athen; als ihm aber Dionysius alle seine Güter entzog, ja seine Gattin zwang, einen Andern zu heirathen, und überhaupt, von den bösen Rathschlägen der Höflinge hingerissen, ganz unerträglich gegen die Bürger von Syrakus wüthete, so sammelte Dion eine Schar muthiger Griechen, mit denen er nach Sicilien fuhr und, mit Jubel von dem Volke empfangen, in die Stadt einzog, als eben der Tyrann in Unteritalien abwesend war. Auch nach seiner Zurückkunft behauptete er sich durch die Liebe des Volkes, und begann schon auf den Rath Plato's, eine freie und gesetzmäßige Regierung in Syrakus einzurichten, als er von einem heimtückischen Griechen, der sich sein Vertrauen erschlichen hatte, ermordet wurde. Nun bemächtigte sich Dionysius wohl wieder der Stadt, allein die Syrakusaner, die nun schon einmal das Glück einer bessern Regierung gekostet hatten, wollten ihn nicht haben und riefen den Timoleon gegen den Tyrannen zu Hülfe. Es war aber Timoleon, ein Corinthier, dadurch berühmt geworden, weil er den Tyrannen seiner Vaterstadt, obgleich er sein eigener Bruder war, aus dem Wege räumen ließ und die verlorene Freiheit wieder herstellte. Timoleon kam wirklich, nahm die Stadt ein und sandte den Tyrannen Dionysius, aller seiner Schätze und Würden beraubt, nach Corinth, wo es ihm wohl zu Statten kam, daß er in seiner Jugend Etwas gelernt hatte, denn entblößt von allen nothwendigen Lebensbedürfnissen, mußte er sein Leben durch Unterricht kleiner Kinder fristen. Indessen lebte Plato noch viele Jahre in Athen in anständiger Wohlhabenheit, wie denn bei den Griechen die Gelehrten reichlicher gelohnt wurden, als in unsern Tagen. Die Schüler zahlten gewöhnlich für den ganzen Lehrgang einer Wissenschaft, und zwar eine ansehnliche Summe; so war z. B. der Ehrensold, den der Philosoph Protagoras sich von jedem einzelnen Zuhörer zahlen ließ, nicht weniger als **100** Minen (ungefähr **2000** Thaler unsers Geldes).*) Plato war zwar eben so uneigennützig, als Sokrates, und nahm kein Lehrgeld, allein die Geschenke ganzer Staaten, denen er Rathschläge ertheilte (besonders von Dion und Dionysius), reichten hin, ihn, der mäßig zu leben gewohnt war, reich zu machen, so daß er zwei Landhäuser und ein ansehnliches Vermögen in Geld hinterließ. Unter seinen Zuhörern waren auch Frauenzimmer; zwei derselben sind uns auch namentlich bekannt: Lasthenia und Axiothea. Es war aber auch Plato's Lehre ganz so beschaffen, daß sie das weibliche Geschlecht, das er ungemein hoch stellte, erheben und für das Edle begeistern mußte. So starb Plato, ein heiterer Greis von drei und achtzig Jahren (J. **347** v. Chr.), wie man sagt, bei einem Freudenmahle, geliebt von den Seinen und geehrt von ganz Griechenland.

---

*) Daß es aber auch bei den Griechen Leute gegeben habe, welche den Werth der Wissenschaften und einer guten Erziehung nicht zu schätzen wußten, mußte schon Aristippus, auch ein Schüler des Sokrates, erfahren. Zu diesem Philosophen kam einst ein Mann und bat ihn, seinen Sohn zu unterrichten; als aber jener 500 Drachmen begehrte, versetzte er: Um diesen Preis kann ich ja einen Sklaven kaufen. Da antwortete der Philosoph: Ganz recht, kaufe dir einen, sodann hast du zwei.

IV. Verfall der griechischen Freiheit und Macedoniens Herrschaft.

§. 1. Philipp von Macedonien, Demosthenes in Athen.

Während aller dieser Vorfälle ging aber, wie schon oben erwähnt, die Freiheit Griechenlands und mit ihr die öffentliche Wohlfahrt allmälig unter. Die Ursache davon war das Sittenverderben in den einzelnen Staaten, das durch die Perser herbeigeführt und sorgfältig genährt wurde. Die persischen Könige suchten nämlich das muthige Volk der Griechen, das sie mit den Waffen nicht unterjochen konnten, durch Gold nach ihren Absichten zu leiten. Ihre Absicht war nämlich, die einzelnen Staaten unter einander uneins zu machen. Zu diesem Zwecke bestachen sie die Volksredner, die ein Volk gegen das andere aufwiegelten. So war schon der peloponnesische Krieg entstanden, nach welchem Sparta, im Bunde mit Persien, die Uebermacht unter allen übrigen Griechen erreichte. Da sie aber ihre griechischen Bundesgenossen bald wie Unterthanen behandelten, vereinigten sich die Griechen gegen sie, wie sie es gegen Athen gethan hatten, und die Perser stellten sich auf ihre Seite, weil schon wieder Sparta zu mächtig wurde. Zwei große Thebaner, Epaminondas und Pelopidas, machten in diesem Kriege die Anführer, und so lange sie lebten, war Theben der mächtigste Staat in Griechenland. Endlich mit dem Tode des Epaminondas (362 v. Chr.), der in der Schlacht bei Mantinea siegend starb, und dem Tode des alten Agesilaus, Königs der Spartaner, waren die griechischen Staaten von beständigen Kriegen so erschöpft, daß keiner mehr die Uebermacht hatte; aber auch Persien war unter seinem schwelgerischen Könige Artaxerxes III. so herabgekommen, daß es die Gelegenheit nicht benutzen konnte, Griechenlands Freiheit ganz zu vernichten. Ein anderes Volk übernahm dies Geschäft, das bisher unter eigenen Königen ganz verachtet, bald unter persischer, bald unter griechischer Oberherrschaft stand. Das war Macedonien, nördlich von Griechenland, wo zwei Jahre nach Epaminondas' Tode (360 v. Chr.) Philipp den Thron bestieg, ein tapferer und staatskluger Fürst, der zuerst sein Reich durch die Eroberung von Illyrien, Thracien und Byzanz vermehrte und dann Einfluß auf die griechischen Angelegenheiten zu gewinnen suchte. Dies bewerkstelligte er dadurch, daß er die Uneinigkeiten der Staaten nährte und sich häufig zum Schiedsrichter derselben aufwarf. Demosthenes, ein Athener und der größte Redner, den es je gegeben hat, merkte zuerst seine Absicht und warnte die

Athener unaufhörlich vor der Freundschaft des Macedoniers. Die Reden, die er zu diesem Zwecke hielt, und die eben so heftig als durchdacht und schön waren, heißt man, weil er sie gegen Philipp gerichtet hatte, die philippischen, und von der Zeit nennt man jede Rede, die gegen Arglist oder Unterdrückung gehalten wird, eine philippische. Aber nicht immer folgten die Athener seinem Rathe; sie waren in ihrem Leichtsinn in solche Sorglosigkeit verfallen, daß sie bei den Volksversammlungen oft nicht einmal zuhörten, wenn er von den Gefahren, die dem Staate drohten, redete. Einst, als er dies bemerkte, brach er plötzlich ab und begann folgendes Mährchen zu erzählen: „Es hatte einmal zur Sommerszeit ein junger Mensch einen Esel gemiethet, um von Athen nach Megara zu reisen. Als er mit dem Eselstreiber zur Mittagszeit etwas ausruhete, wollte er sich der großen Hitze wegen unter den Schatten des Esels legen, aber der Eselstreiber verwehrte ihm dies, indem er sagte, er habe ihm nur den Esel, nicht aber auch seinen Schatten vermiethet. Daraus entstand nun ein heftiger Wortwechsel, und Beide beschlossen, die Sache vor das Gericht zu bringen." Mit diesen Worten schloß Demosthenes seine Erzählung und stieg von der Tribune herab; aber das Volk hielt ihn zurück und bestürmte ihn, doch weiter zu erzählen, wie der Streit beendet worden? Da erhob der erhabene Redner seine donnernde Stimme, die den König von Macedonien zittern machte, und sprach: „O Zeus und Athene und alle ihr Schutzgötter von Athen! sehet, mit welchem Eifer euer Volk kindische Mährchen hört, wogegen es gleichgültig bleibt, wenn man von dem höchsten Interesse des Staates mit ihm redet." Das beschämte Volk schwieg nun stille, und Demosthenes leitete nun weiter die Rede auf die neue Gefahr, die der Stadt von Philipp drohe. Außerdem that aber auch ein anderer Redner, Aeschines, der in Philipp's Solde stand, seinen Vorschlägen großen Eintrag, weil er die Vaterlandsliebe des Demosthenes bei dem Volke verdächtig machte, nämlich dadurch, daß er ihm öffentlich vorwarf, er beziehe persische Hülfsgelder. Dies ist zwar nicht zu leugnen, die Perser suchten nämlich dem Könige von Macedonien, der ihre thracischen Besitzungen erobert und auch ihren kleinasiatischen gefährlich zu werden anfing, auf diesem Wege entgegenzuwirken. Allein Demosthenes konnte aus Staatsklugheit das Geld nicht ausschlagen, und durfte es auch, ohne dadurch sein Vaterland zu verrathen, annehmen. Allein es gelang Philipp dem Macedonier dennoch, an die Spitze der griechischen Angelegenheiten zu kommen. Die Phocäer hatten die Schätze des Tempels von Delphi geplündert, und der Amphiktyonenbund trägt ihm, weil die Thebaner mit ihnen nicht fertig werden können, die Bestrafung dieses Frevels auf, der sie denn auch übernimmt und vollzieht. Er wird sodann Bundesgenosse mehrerer kleiner Staaten, und als endlich Demosthenes die Thebaner und Athener gegen ihn zum Kriege aufbringt, kommt es bei Chäronea zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher die verbündeten Griechen auf's Haupt geschlagen werden. Hart büßten die Thebaner, mehrere ihrer Redner und Kriegsobersten wurden theils hingerichtet, theils verbannt, die ganze Regierung

solchen thebanischen Männern übergeben, die auf Philipp's Seite waren. Glimpflicher verfuhr er mit den Athenern, die er im Besitze ihrer Freiheit ließ, doch ihrer Inseln und Schiffe beraubte. Mit Recht sagte Demosthenes in seiner Rede über die bei Chäronea gefallenen Griechen: „Wie, wenn das Licht der Welt erlöschte, das übrige Leben der Sterblichen in Jammer und Elend dahinschleichen würde, also ist durch den Tod dieser Krieger Griechenlands ursprünglicher Ruhm in Dunkelheit und Schande begraben worden." Bald darauf wird zu Corinth eine allgemeine Versammlung aller Griechen abgehalten, wo Philipp den Antrag stellt, den alten Feind der Griechen, die Perser, mit Krieg zu überziehen, und ihm wird der Oberbefehl übertragen. Während Philipp unter den Griechen Zwietracht und Uneinigkeiten stiftete, erwuchs in seinem eigenen Hause selbst Unfriede und Hader. Seine Gemahlin Olympias war ihm schon lange wegen ihrer Eifersucht lästig, und als er nun siegestrunken aus Griechenland nach Hause kam, wollte er sich keinen Zwang mehr anthun und verstieß sie und heirathete sogleich Cleopatra, die Nichte des Attalus, eines macedonischen Kriegsobersten. Alexander, der Sohn Philipp's und der Olympias, und mehrere Anverwandte derselben bezeigten ohne Rückhalt ihre Entrüstung über diese That. Einer derselben, Pausanias, zog sich dadurch eine empörende Mißhandlung zu, weshalb er bei dem Könige Genugthuung suchte und, als er sie nicht fand, den König selbst bei dem Hochzeitsfeste seiner Tochter ermordete. Die Freude über dieses Ereigniß war in ganz Griechenland allgemein, vorzüglich in Athen, wo Demosthenes mit Blumenkränzen auf dem Haupte in der Volksversammlung erschien und Athen und Theben gegen den Thronfolger Alexander, den er in seiner Rede einen Knaben nannte, zum Kriege reizte. Auch stand es wirklich damals gefährlich mit Macedonien; Illyrien, Thracien und alle Provinzen an der Donau, die sich Philipp unterworfen hatte, empörten sich, und die Perser waren ungemein geschäftig, mit ihrem Golde Griechen und Barbaren gegen die Macedonier aufzuwiegeln.

§. 2. Alexander der Große, vom Jahre 336—323 v. Chr.

Unter diesen mißlichen Umständen bestieg Alexander, der Sohn Philipp's, in einem Alter von zwanzig Jahren den Thron. Allein er war durch Muth, Thatkraft und Verstand ein geborner Herrscher, und Philipp hatte selbst seine Freude daran, wenn seine Krieger den Sohn einen König und ihn selbst einen Kriegsobersten nannten. Dazu war Alexander's Erziehung auch trefflich gewesen; er wurde in allen ritterlichen Fertigkeiten geübt und zu allen Beschwerden abgehärtet, so daß er schon als Knabe Alles in Erstaunen setzte, wie muthig und geschickt er im Reiten, Fechten und Ringen war. In seinem funfzehnten Lebensjahre hatte einst sein Vater ein ausgezeichnet schönes Pferd zum Geschenke bekommen, das aber so wild und unbändig war, daß es Niemand zu besteigen wagte. Der junge Prinz war zugegen und bat den Vater,

der es schon als unbrauchbar hatte wollen niederstechen lassen, es ihm zu überlassen, und nun führte er es — weil er bemerkt hatte, daß sich das Thier vor dem Schatten scheue, gerade der Sonne entgegen, ließ dann schnell und unvermerkt seinen Mantel fallen und schwang sich auf das Roß, welches mit ihm pfeilschnell und zum Schrecken des Königs und aller Anwesenden dahin flog, aber nach einiger Zeit ganz ruhig mit dem kühnen Reiter zurückkehrte. Dieses war von nun an sein getreues Roß; es ist unter dem Namen Bucephalos berühmt geworden, welchen es von seiner Aehnlichkeit mit einem Rindskopfe erhielt. Dabei wurde aber auch seine Geistesbildung nicht vernachlässigt. Sein Vater, der selbst von Pythagoräern gebildet worden war, sorgte dafür, daß er in allen Künsten und Wissenschaften der Griechen wohl gebildet würde; von seinem 15ten Jahre aber übergab er die Erziehung desselben dem großen Schüler Plato's, Aristoteles. Homer war nun des Prinzen liebstes Buch, und schon damals nahm er sich vor, den Helden des trojanischen Krieges zu gleichen und vor allen wie Achilles zu werden, und es schien ihm der beste Vers im Homer:

Beides, ein trefflicher König und ein tapferer Streiter.
(Iliad. III. 179.)

In einer Schlacht gegen die Illyrier rettete er, kaum sechzehn Jahre alt, seinem Vater das Leben, indem er ihn mitten im Getümmel der Feinde so lange mit seinem Schilde bedeckte, bis Macedonier zu Hülfe gekommen waren, und an dem Tage bei Chäronea brach er zuerst die Reihen der tapfern Thebaner durch. Dieser junge Fürst zeigte nun, sobald er den Thron bestiegen, daß er kein Knabe sei. Er ließ seinen Vater ehrenvoll bestatten und strafte sogleich diejenigen, welche mit Pausanias, der gleich nach der That durch die Leibwache des Königs getödtet worden war, im Einverständnisse gewesen.

Sodann zog er gegen die rebellischen Barbaren und unterwarf sie in kurzer Zeit wieder der macedonischen Krone. Dann aber sandte er an die Griechen und versprach ihnen, in demselben guten Vernehmen, wie sein Vater war, mit ihnen zu bleiben; allein die Thebaner und Athener wollten nichts von einem Bündnisse mit Macedonien wissen, bis Alexander mit seinem Kriegsheere in Thessalien einrückte, wo dann zuerst die Athener ihn durch Friedensboten zu begütigen trachteten. Alexander nahm sie gütig auf und eilte nach Corinth, wo wieder eine allgemeine Versammlung der Griechen gehalten wurde, in welcher aber die Lacedämonier nicht erschienen. Hier wurde Alexander in der Würde seines Vaters als Oberfeldherr der Griechen für den Krieg gegen die Perser bestätigt, worauf er in sein Reich zurückkehrte, um die Kriegsrüstungen zu vollenden und zugleich die nördlichen Empörungen der Barbaren vollends zu unterdrücken. Da hörte er, daß die Griechen, besonders die Thebaner und Athener, sich gegen Macedonien rüsteten, und daß die Thebaner die Anführer der macedonischen Besatzung, die in ihrer Burg Kadmäa lag, ermordet hätten und im Begriffe ständen, die Burg selbst zu erobern. Sogleich eilte Alexander nach Griechenland, und ehe sich's die Thebaner ver-

sahen, stand er vor ihren Mauern. Vergebens zauderte Alexander, damit sie Zeit hätten, sich zu besinnen und Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Die Thebaner machten selbst den Anfang zu Feindseligkeiten, indem sie einen Ausfall wagten und viele Macedonier tödteten. Nun erst ließ Alexander seine Truppen anrücken, unter denen sich die Phocäer und andere Griechen als Erbfeinde der Thebaner durch Rachewuth auszeichneten. So ward Theben im Sturm erobert, mehr denn 30,000 Bürger wurden getödtet und in Sklaverei geschleppt, nur wenige entflohen nach Athen. Die Stadt wurde zerstört und der Erde gleich gemacht, nur die Kadmäa ließ man stehen. Doch müssen fast alle Geschichtschreiber bekennen, daß die Härte und Grausamkeit, mit der die Thebaner bestraft wurden, mehr auf die Rechnung seiner griechischen Bundestruppen, als auf die seinige zu schreiben sei. Einige schöne Handlungen der Menschenliebe und Großmuth haben ihm ein bleibendes Denkmal in den Herzen fühlender Menschen gestiftet. Mitten unter dem Getümmel befahl er, nicht nur alle Priesterfamilien, sondern auch diejenigen zu schonen, welche mit Macedoniern in Gastfreundschaft ständen; auch wurde auf sein ausdrückliches Geheiß das Haus und die Familie des großen thebanischen Dichters Pindar von dem Verderben gerettet. Merkwürdig ist auch seine Großmuth gegen die Timoklea. Diese edle Thebanerin, welche ihrer hohen Tugenden wegen in großem Ansehen stand, hatte auch das Schicksal der übrigen Bewohner Thebens, und ihr Haus wurde von eindringenden Soldaten nicht nur geplündert, sondern sie selbst auf's Schändlichste gemißhandelt. Als die wilde Rotte beutebeladen ihr Haus verließ, blieb Einer zurück, der, noch nicht befriedigt, mit Ungestüm ihr Gold und Silber forderte, von dem er behauptete, sie müsse es irgendwo versteckt haben. Timoklea führte ihn in ihren Garten zu einem Brunnen, in welchen sie ihren Hausschatz geworfen zu haben vorgab. Der habsüchtige Barbar bückte sich hinab, ihn zu sehen; in diesem Augenblick stieß ihn Timoklea in den Brunnen hinunter und bedeckte ihn mit Steinen, als eben ein frischer Trupp Macedonier dazu kam und sah, was diese heldenmüthige Frau gethan hatte. Sie wurde sogleich in Ketten geschlagen und zum Könige geführt. Schon ihr edler Anstand, ihr fester Gang und ihre unerschrockenen Mienen erregten die Aufmerksamkeit Alexander's, und nachdem er ihre Anklage gehört hatte, fragte er, wer sie sei und wie sie es habe wagen können, eine so verwegene That zu vollbringen? „Ich bin," antwortete sie, „die Schwester des Theagenes, der bei Chäronea gegen deinen Vater focht und für Griechenlands Freiheit starb." Der edle König bewunderte Beides, ihre That und ihre Antwort, und befahl, sie und ihre Kinder unbelästigt ziehen zu lassen.

Die Zerstörung Thebens brachte allgemeinen Schrecken über alle Griechen; die Athener, die eben die Eleusinien feierten, unterbrachen sogleich das Fest, eilten nach Hause, riethen theils zur Flucht, theils zu Friedensunterhandlungen, nur Wenige redeten von Gegenwehr und Vertheidigung, unter denen wieder Demosthenes der Eifrigste war. Auf den Rath des weisen Phocion,

der, die Ohnmacht Athens berechnend, von jeher zum Frieden gerathen hatte, wurden Gesandte an Alexander geschickt, welchen der Friede unter der Bedingung verheißen wurde, wenn man den Demosthenes und die Anführer seiner Partei auslieferte. Nur die Achtung, die Alexander für Phocion hatte, konnte ihn bewegen, von dieser Forderung abzustehen; ja er äußerte in seiner Unterredung mit den Gesandten, deren Bildung und feine Lebensart ihn ganz einnahm: er wünsche Athen groß und mächtig zu erhalten, und würde ihn ein frühzeitiger Tod wegnehmen, sollte dieser Staat an der Spitze Griechenlands den persischen Krieg fortführen und vollenden. Im Frühjahre nächstfolgenden Jahres zog er die griechischen Hülfstruppen an sich und setzte sich mit einem Heere von nicht mehr als **30,000** Mann zu Fuß und **5000** Reitern in Bewegung, um das unermeßliche Reich der Perser zu bekriegen.

§. 3. Alexander's Siege.

In Persien herrschte zur Zeit, als Alexander es anzugreifen unternahm, Darius Codomannus, ein menschenfreundlicher Fürst, der von seinen Unterthanen allgemein geliebt wurde, weil er sie nicht so grausam behandelte, wie die meisten seiner Vorgänger. Aber ein Reich von solchem Umfange, wie das persische war, zusammenzuhalten, war er nicht fähig. Wir haben schon gesehen, wie lose unter Artaxerxes die Provinzen aneinander hingen; die Statthalter befolgten die königlichen Befehle meistens nur, wenn es ihnen gut dünkte, und mitten in dem Reiche gab es ganze Völkerschaften, die fast ganz unabhängig waren. Als nun Alexander über den Hellespont nach Asien gezogen kam, war man wenig vorbereitet, denn die Rüstungen wurden von den Satrapen oder Statthaltern nur saumselig betrieben. Jedoch hatte sich durch die eifrigen Bemühungen der ausgewanderten Griechen, denen die Macedonier verhaßt waren, ein starkes Kriegsheer unter der Anführung des kriegserfahrenen Memnon aus Rhodus in Kleinasien gesammelt, zu welchem auch die benachbarten Satrapen mit ihren Truppen, worunter nur wenige Perser waren, stießen. An dem Flusse Granicus kam es zum ersten Treffen. Alexander selbst ging an der Spitze seiner Reiter, im Angesichte der Feinde, über den Fluß, der, sehr tief und voller Wirbel, das Unternehmen gefährlich machte. Allein die Unerschrockenheit des jungen Königs machte seinen Kriegern Muth, und bald folgte auch das Fußvolk in geschlossenen Reihen. Glücklich kamen sie an's jenseitige Ufer, die Trompeten schmetterten und gaben das Zeichen zum Angriff, und ein mörderisches Reitergefecht entschied in wenigen Stunden die Schlacht. Alexander selbst kam in Lebensgefahr, denn schon war ein feindliches Schwert über seinem Haupte gezückt, als sein Milchbruder Clitus ihm zu Hülfe kam und dem Angreifenden mit einem Hiebe den Arm abschlug. Der Sieg war in den Händen der Macedonier, die meisten Feldherren der Perser lagen todt auf dem Wahlplatze. Mehr als tausend persische Reiter wurden noch auf der Flucht erschlagen oder zerstreut. Ruhmwürdi-

ger noch als der Sieg ist für Alexander die Menschlichkeit, die er nach der Schlacht an den Tag legte. Die Aeltern und die Kinder der gefallenen Macedonier erklärte er hinfort frei von allen Abgaben; die Verwundeten beschenkte er reichlich, erkundigte sich mit theilnehmender Sorgfalt nach der Beschaffenheit ihrer Wunden und ließ sich erzählen, wie sie dazu gekommen, und welche Thaten jeder in der Schlacht gethan. Nur gegen die gefangenen Griechen war er hart, er verurtheilte sie, in den thracischen Bergwerken zu arbeiten; den Athenern hingegen, an denen ihm sehr viel gelegen war, sandte er **300** vollständige persische Rüstungen, um sie als Weihgeschenke in dem Tempel der Athene mit der Inschrift aufzuhängen: „Den Barbaren in Asien abgenommen durch Alexander, den Sohn Philipp's, und durch die Griechen, mit Ausschluß derer von Lacedämon."

Nun war ihm der Weg in alle Provinzen Kleinasiens eröffnet und er fand nur wenig Widerstand. Zuerst zog er im Triumphe in der alten Hauptstadt Lydiens, Sardes, ein; von dannen zog er nach Ephesus; nur Halikarnaß leistete Widerstand, und er war gezwungen, diese Stadt mit Sturm einzunehmen und einzuäschern. Ueberall gab er den Barbaren die Rechte ihrer alten Staatseinrichtungen, den Griechen ihre demokratische Verfassung und kam so, ehe es Winter wurde, bis nach Phrygien. Hier entließ er diejenigen seiner Krieger, die verheirathet waren, nach Hause, sie sollten mit angehendem Frühling sammt den neugeworbenen Truppen sich wieder im Lager einstellen. Das that er geflissentlich, um so seine europäischen Unterthanen zum nächsten Feldzuge bereitwilliger zu machen. Das übrige Heer zerstreute sich in der nächsten Umgebung von Gordium, welches die Hauptstadt Phrygiens war und von Alexander zum Sammelplatz aller Truppen für's kommende Frühjahr bestimmt wurde. Während dessen gelang es ihm, auch zu Gordium den Volksglauben für seine Unternehmung zu gewinnen. Es stand nämlich daselbst in dem Tempel des Zeus ein alter Wagen, wo die Deichsel mit einem künstlich in einander geschlungenen Knoten befestigt war. Nun bestand ein alter Orakelspruch, derjenige, welcher den Knoten auflösen würde, sollte dereinst die ganze Welt erobern. Alexander ging hin und bemerkte bald, daß es vergebliche Mühe wäre, das Geflecht aus einander zu bringen; um aber doch das Orakel zu erfüllen, zog er sein Schwert und zerhieb das Seil mit den Worten: „Ich habe den Knoten gelöst, auf die Art und Weise kommt es nicht an." Eben zu rechter Zeit zog ein furchtbares Gewitter am Himmel und starke Donnerschläge bestärkten das Volk in seinem Glauben, Alexander sei der Mann, der die Welt erobern werde.

Im folgenden Jahre **333** v. Chr. kam nun das macedonisch-griechische Kriegsheer wieder zusammen, und Alexander setzte seinen Zug durch Kleinasien wieder fort, indem er hörte, daß Darius bereits mit einem zahllosen Heere aus Persien heranrücke. Wie er also voll der Begierde, sich mit diesem Gegner zu messen, eiligst vorrückte, hätte eine Unvorsichtigkeit beinahe sein Leben gekostet. Ermüdet und erhitzt von der Beschwerde des Marsches, warf

er eines Tages seine Kleider ab und sprang in den Bach Cydnus, dessen klares und kühles Wasser ihn zum Bade einlud. Er war kaum in's Wasser hinabgestiegen, als er auch sogleich, vom Krampfe ergriffen, wie todt dahin sank. Seine herbeieilenden Leute trugen ihn an's Ufer, es wurde sogleich ein Lager für ihn bereitet, ein Zelt über ihn aufgeschlagen. Das ganze Heer stand stille und Alles war in höchster Bestürzung. Mit Mühe brachte man ihn wieder in's Leben, allein eine schwere Krankheit schien ihn zu bedrohen, und das Schlimmste war, daß kein Arzt, aus Furcht, in Verdacht des Königsmords zu gerathen, wenn die Heilung nicht gelänge, es wagen wollte, irgend eine Arznei zu bereiten, denn es war bekannt, daß Darius mehrere Meuchelmörder und Giftmischer ausgesandt hatte, den König zu tödten. In dieser Noth unternahm es Philipp von Akarnan, vor dem Könige zu erscheinen und ihm einen Arzneitrank anzubieten, der ihn sehr bald heilen würde. Mit ungeduldiger Hast verlangte Alexander die Arznei, und ob auch zu gleicher Zeit ein Schreiben von seinem treuen Feldherrn Parmenio eintraf, worin der König eben vor diesem Philipp als einem gedungenen Giftmischer gewarnt wurde, nahm er doch den dargereichten Becher mit der einen Hand, während er mit der andern dem Arzte Parmenio's Schreiben übergab. Alexander trank voll Zuversicht, und seine Getreuen standen in banger Erwartung um sein Lager. Wirklich erfolgten, während der Arzt an seinem Bette saß, krampfhafte Zuckungen, aber nach einiger Zeit wurde der Kranke allmälig ruhiger und ein langer Schlummer kam über ihn, aus welchem er erst am Tage erwachte und zwar so, daß er sich ganz genesen fühlte. Der Jubel und die Freude des Heeres war unbeschreiblich, und sobald auch seine Kräfte wieder zurückgekehrt waren, stand er von seinem Lager auf und zeigte sich demselben. Die Soldaten empfingen ihn mit lautem Jubelgeschrei, und mehr gestärkt durch diesen Beweis von Anhänglichkeit, setzte er bald darauf seine Reise fort. So kam er denn endlich nach Issus, welche Stadt er mit leichter Mühe nahm. Sodann zog er durch die engen Pässe des cilicischen Gebirges, welches die beiden Heere trennte. Als er in's Freie herausgekommen war, stellte er sich in Schlachtordnung dem Feinde gegenüber, der in dichten und ungelenken Reihen kaum Raum hatte, sich aufzustellen, und es begann die Schlacht. Wieder war der Sieg auf Alexander's Seite, denn kaum hatten die Macedonier mit ihrem gewohnten Ungestüm den linken Flügel der Perser zurückgetrieben, als Darius schon, von seinen Hofleuten begleitet, in seinem Wagen davonjagte. Wie die Wege rauh und bergig wurden, warf er sich zu Pferde, und ließ Waffen und Mantel zurück. Alexander, der an der Hüfte stark verwundet war und noch nicht glaubte, vollständig gesiegt zu haben, ließ ihn nicht verfolgen. Als die Barbaren von der Flucht des Königs hörten, stob bald das ganze Heer aus einander, und die vorrückenden Macedonier erreichten, noch ehe es Nacht wurde, das unbewachte Lager des Feindes. Da war nun die ganze asiatische Pracht und Ueppigkeit zu sehen und eine überreiche Beute bot sich dem Sieger dar. Unter den vielen zurückgelassenen Weibern befand sich auch die Mutter, die Gattin, die

Töchter und der unmündige Sohn des Darius. Als diese vernahmen, man habe den Mantel und die Waffen des Darius gefunden, hielten sie ihn für todt und weinten so laut, daß es Alexander, der das Zelt des Perserkönigs bezogen hatte, hörte. Sogleich sandte er in ihr Zelt und ließ sie für's Erste mit den Worten trösten, daß Darius noch lebe. Am andern Tage besuchte er sie selbst in Begleitung von Hephästion, vor welchem sich die alte Königin niederwarf, weil sie ihn für den König hielt. Hephästion trat zurück und benahm ihr den Irrthum, Alexander aber beruhigte die Verwirrte mit den Worten: „Du hast dich nicht geirrt, dieser hier ist auch ein Alexander." Er behandelte sie darauf mit der größten Schonung und Feinheit, gab die strengsten Befehle seinen Leuten, ihnen mit aller Ehrfurcht zu begegnen. Nachdem die bei Issus Gebliebenen feierlich begraben, die Verwundeten besorgt und die Tapfersten belohnt waren, brach Alexander wieder mit seinem Heere auf. Allein er zog nicht dem Könige Darius nach gegen Babylon, sondern wandte sich gegen Syrien und Phönicien, weil er nicht weiter nach Osten vordringen wollte, so lange noch diese Länder und besonders die mächtige Seestadt Tyrus in den Händen der Feinde sei, denn es kreuzte noch immer im ägäischen Meere eine persische Flotte, die größtentheils aus phönicischen Schiffern bestand und sowohl seinem europäischen Reiche, als auch den asiatischen Eroberungen gefährlich werden konnte, so lange sie in Phönicien freie Landungsplätze hatte. Ehe Alexander noch nach Syrien kam, erhielt er eine Botschaft von Darius, worin ihm dieser seines feindlichen Angriffs halber Vorwürfe machte und Friedensunterhandlungen anbot, wie auch ein reiches Lösegeld für die gefangenen Prinzessinnen. Alexander antwortete ihm: er komme als erwählter Führer der Griechen, für die Verheerungen der Perser, die sie in ihren Ländern angerichtet hätten, Rache zu nehmen, und auch deswegen, daß Darius die Griechen unaufhörlich gegen ihn und seinen Vater aufgereizt, ja selbst den Tod seines Vaters veranlaßt habe. Die Götter hätten in zwei Schlachten entschieden und das Land gehöre bereits dem Sieger; so möge denn auch Darius kommen und ihn als Herrn von Asien erkennen, dann werde er auch die Loslassung von Mutter, Gattin und Kindern, und was er sonst noch wünsche, gewähren. Darauf eilte Alexander nach Damaskus, wohin Parmenio schon vorangegangen war. In dieser Hauptstadt von Syrien fand er den ganzen königlichen Schatz, unendlichen Vorrath jeder Art, dreißig tausend Perser und Perserinnen, Beamte und Weiber des Königs und der vornehmsten Perserfamilien, dazu noch siebentausend Lastthiere. Nun zog er über den Libanon nach Phönicien; das alte Sidon und die meisten phönicischen Städte öffneten freiwillig die Thore, die Tyrier aber schickten Gesandte und versprachen Unterwerfung, baten jedoch, neutral bleiben zu dürfen. Alexander nahm aber, wie man denken kann, eine solche Bedingung nicht an, sondern begann, als sie sich durchaus weigerte, macedonische Besatzung einzunehmen, die Stadt zu belagern. Dies war nun eine schwere Aufgabe, denn Tyrus lag auf einer Insel etwa tausend Schritte vom Lande entfernt. Es mußte also die Meer-

enge durch einen Damm ausgefüllt werden, der vom Lande bis an die Stadt reichen sollte; alle Bewohner der benachbarten Städte mußten Steine und Holz herbeischleppen und das Riesenwerk bauen helfen. Die Tyrier lachten anfangs über diese Unternehmung; als aber der Damm mit jedem Tage wuchs und der Stadt immer näher rückte, schickten sie einen großen Theil ihrer Weiber und Kinder auf Schiffen nach Carthago, rüsteten sich mit Maschinen und Waffen jeder Art zur Gegenwehr und beunruhigten die Arbeiter mit Wurfgeschossen von der Mauer. Es gelang ihnen wirklich durch ein mit Brennstoff angefülltes Schiff, das sie mit günstigem Winde an den Damm anlaufen ließen, die hölzernen Thürme der Macedonier in Brand zu stecken. Als hierauf Sturm und Meeresfluth den Damm zusammenrissen, mußte Alexander den Bau von vorne wieder beginnen, und je hartnäckiger der Widerstand war, desto eifriger setzte er die Belagerung fort. Die phönicischen Städte, welche sich ihm bereits unterworfen hatten, mußten ihre Schiffe von der persischen Flotte zurückrufen, und nun hatte er auch eine Seemacht, mit welcher man der Stadt von allen Seiten beikommen und die Zufuhr abschneiden konnte. Endlich im Monat Julius 333 v. Chr. nach siebenmonatlicher Belagerung war der Damm vollendet und reichte bis an die Stadtmauer. Es wurden hölzerne Thürme aufgerichtet, auf welchen eine ziemliche Anzahl von Soldaten befindlich waren; diese Thürme wurden mit Walzen bis an die Stadtmauer vorgerückt, und so konnten die Macedonier die Belagerten von oben herab mit Steinen, Wurfspießen und Pfeilen angreifen. Zu gleicher Zeit hatte man damals eine andere Kriegsmaschine, Böcke genannt, welche aus einem großen starken Baume bestanden, an dessen Ende ein metallener Widderkopf befestigt war. Mit dieser Maschine wurde die Mauer eingestoßen. So sehr sich auch die Tyrier vertheidigten, wurde die Mauer am Ende doch erstiegen, und der König war mit unter den Ersten, welche in die Stadt eindrangen und Alles vor sich niederwarfen. Die meisten wehrhaften Männer fielen kämpfend in den Straßen, 2000 derselben, die lebendig in die Hände der Sieger fielen, ließ der König wegen des hartnäckigen Widerstandes kreuzigen. 13,000 Weiber und Kinder wurden zu Sklaven gemacht, gegen 15,000 derselben retteten die Sidonier heimlich auf ihren Schiffen. Dies war das Ende von Tyrus, welches seit mehr als 2000 Jahren die Hauptstadt des phönicischen Handels war und selbst noch unter persischem Joche große Macht und Reichthümer besaß. Von nun an hoffte Alexander, der Welthandel würde in die Hände der Griechen und Macedonier kommen, weshalb er schon damals beabsichtigte, irgendwo am mittelländischen Meere eine neue Hafenstadt zu erbauen. Noch während der Belagerung von Tyrus kam wieder eine Gesandtschaft von Darius, welche, nebst einem Lösegelde von 10,000 Talenten für die königliche Familie, die Abtretung eines Theiles von Asien und die Eheverbindung einer seiner königlichen Töchter anbot. Alexander jedoch blieb bei seiner frühern Erklärung und verfolgte seinen Weg längs der phönicischen Küste. Hier mußte er noch die alte Philisterstadt Gaza, die hoch auf einem Felsen lag, mit Gewalt erobern,

und sodann zog er über die Landenge Suez nach Afrika hinüber. Nach einem Marsche von vielen Tagen war er in der ägyptischen Hauptstadt Pelusium am Ausfluß des Nil's. Der persische Statthalter übergab den Ort, und die Aegypter empfingen den König mit Jubel, weil sie die persische Regierung, die ihre alte Religion gewaltsam unterdrückte, haßten. Nun suchte Alexander an der Küste einen Platz für seine zu gründende Handelsstadt. Im Traume kamen ihm die zwei homerischen Verse in's Gedächtniß:

„Eine der Inseln liegt in der weit aufwogenden Meerfluth,
Vor des Aegyptos Strom, und Pharos wird sie genannt.“
Odyss. IV. 354.

und befahl sogleich, Tages darauf den bezeichneten Ort aufzusuchen, und erkannte in der nahen Landzunge den besten Platz für seine Stadt. Er machte auch bald darauf den Anfang zur Erbauung derselben. Sie bekam, als sie vollendet war, den Namen Alexandria, und wurde nach Carthago's Fall wirklich der Marktplatz der Welt. Nun wollte er sich zu seinen künftigen Eroberungen auch eine göttliche Berufung holen, und unternahm daher einen Zug durch das wüste Lybien, zum Orakel des ammonischen Zeus. Mit unsäglichen Beschwerden zog er durch die unabsehbare Sandwüste, wo er mit seinem Heere vor Durst umgekommen wäre, hätte sich nicht glücklicherweise, denn es war zur Winterszeit, ein starker Regen eingestellt. Endlich kam er in die schöne grüne Oase, die wie eine vom Meere umflossene Insel daliegt. Sie hat etwa 20 Stunden im Umkreis, ist äußerst fruchtbar und wohl angebaut, an den Bäumen hingen die besten Datteln, Granatäpfel, Feigen und andere Südfrüchte und in den Gärten rauschten die reinsten Quellen. In der Mitte dieses gesegneten Landstrichs stand der Tempel des ammonischen Zeus, wo eine Priesterin ihre Orakel verkündete. Als Alexander sie auch befragte, nannte sie ihn einen Sohn des Zeus. Er ließ diese Begrüßung mit Fleiß unter dem Volke verbreiten, das ihn von nun an wie einen Gott verehrte; doch wagte er es noch nicht, dieselbe Ehre von seinen Maceroniern und von den Griechen zu verlangen, die ihm noch immer, wie es in Griechenland Sitte war, mehr als Freunde und Kriegsgefährten, denn als Unterthanen begegneten. Nach kurzem Aufenthalte in dieser wundervollen Wüste kehrte er wieder zurück nach Aegypten, bestellte dort das Reich und zog über Phönicien und Syrien an den Euphrat, weil er gehört hatte, daß Darius mit einem großen Heere ihm entgegenkomme. Er traf ihn am Tigrisfluß, unweit Ninive, bei dem Dorfe G a u g a m e l a (Arbela) in einer unabsehbaren Ebene. Die persische Armee war in der That überaus stark; man schätzte die Völker, die Darius zusammengebracht und bewaffnet hatte, auf eine Million, während Alexander nicht mehr als etwa 50,000 Streiter mit sich führte. Als die macedonischen Feldherren des Abends vor der Schlacht die unzähligen Wachfeuer in der unermeßlichen Ebene sahen und das schauerliche Vermengen der Stimmen vernahmen, das von drüben wie das Tosen des Oceans zu ihnen drang, gingen sie spät in der Nacht zu Alexander in sein Zelt, und wollten ihn überreden, die Perser noch in dieser

Nacht zu überfallen, weil eine Schlacht mit einem so kleinen Heere, als sie hätten, gegen solche Unzahl und zwar in der Ebene bei Tage eine gefährliche Unternehmung sein werde. Allein der König entließ sie mit den Worten: „Ich will den Sieg nicht stehlen." Am andern Morgen standen schon die Macedonier in Schlachtordnung, während Alexander noch fest in seinem Zelte schlief; Parmenio mußte ihn wecken. Bald rückten die Perser mit ihren Sichelwagen und Elephanten, besser geordnet, als bei Issus, heran und machten den ersten Angriff. Das Treffen war hartnäckig, von beiden Seiten wurde mit bewunderungswürdiger Tapferkeit gefochten, Alexander kam selbst einigemal in Gefahr, und als er den Darius, der auch überall war, wo die größte Gefahr drohte, erblickte, stürmte er auf ihn ein, und beide Fürsten warfen ihre Wurfspieße auf einander, aber der aufwirbelnde Staub der Reiter, die sich rings um die Könige herum vordrängten, brachte die Kämpfenden aus einander. Waren auch die Perser vom rechten Flügel bis in's macedonische Lager vorgedrungen, so mußten sie doch wieder weichen, und bald war die Flucht der Feinde allgemein. Gegen 100,000 Leichname bedeckten das Schlachtfeld, und Alexander erbeutete das persische Lager mit allen Schätzen, Elephanten, Kameelen und dem ganzen Trosse. Darius aber entfloh mit dem Reste seiner Truppen nach Medien.

Nach der Schlacht bei Gaugamela, die im Oktober 331 v. Chr. geschah, zog Alexander in Babylon ein, wo er mit Jubel empfangen wurde. Hier ließ er seine Krieger einen ganzen Monat sich von den ausgestandenen Mühseligkeiten erholen. Nachdem er den Babyloniern die Wiederherstellung ihres Nationalgottes Belus gewährt, zog er nach Susa, der Residenzstadt der persischen Könige. Hier stießen zu ihm neue Truppen aus Europa und Kleinasien, auch ließ er daselbst die alte Königin mit ihren Enkeln; die Gemahlin des Darius war bereits gestorben. Als er aber derselben einen Vorrath von Purpurwolle übergab, damit die Prinzessinnen schöne Kleider daraus weben könnten, weinte Sisygambis, weil sie glaubte, Alexander wolle sie und ihre Enkelinnen zu Sklavinnen herabwürdigen, denn Fürstinnen und vornehme Frauen pflegten in Persien keine dergleichen weibliche Arbeiten zu verrichten. Der König bat sie um Verzeihung, daß er griechische Sitten bei ihnen vorausgesetzt habe, und versicherte, das Kleid, welches er eben trage, sei eine Handarbeit seiner Schwestern; übrigens wolle er ihr keineswegs Etwas zumuthen, was sich mit ihren Sitten nicht vertrüge.

Jetzt zog Alexander in das eigentliche Persien ein und nahm Besitz von der alten Hauptstadt Persepolis, die er seinen Soldaten zur Plünderung überließ, und gleichsam als Rache an dem, was die Perser an griechischen Städten und besonders an Athen verübt hatten, ließ er die alte, feste Königsburg niederbrennen. Im Frühling 330 v. Chr. eilte er nach Medien, um den fliehenden König der Perser zu verfolgen, und erhob wieder, so wie in Susa und Persepolis, auch in der Hauptstadt Mediens, Ekbatana, unermeßliche Schätze. Allein Darius war schon nach Baktrien entflohen, wo er aber

von einem seiner Feldherren, Bessus, der die Absicht hatte, sich zum König von Persien zu erheben, ermordet wurde. Alexander kam eben an die Stelle, wo diese That geschah, als Darius in den Armen eines macedonischen Kriegers, der seinem Könige vorangeeilt war, seinen Geist aufgab. Er hatte noch zu trinken begehrt, und als ihm der Mann in seinem Helme Wasser aus dem nahe fließenden Bache brachte, trank er begierig und versicherte, daß ihm noch nie ein Trunk so geschmeckt habe. Er dankte hierauf dem Soldaten und bedauerte, ihm nicht seinen Dienst lohnen zu können, denn die Mörder hatten ihm Alles, sogar seine Oberkleider weggenommen, und als er hörte, daß Alexander schon nahe, trug er ihm auf, demselben in seinem Namen für die gütige Behandlung seiner Familie zu danken, er ließe ihm alles Glück wünschen und daß er nie solchen Wechsel des Schicksals erleben möchte. Mit diesen Worten gab er seinen Geist auf. Alexandern rührte der Anblick bis zu Thränen; er nahm seinen Purpurmantel ab, den Leichnam damit zu bedecken, und ließ denselben nach Persepolis führen, wo ihn Sisygambis mit großem Gepränge bestatten ließ.

§. 4. Alexander wird stolz und grausam.

Nun war endlich Alexander Herr des ganzen persischen Reiches, vom Hellespont bis zum Indus, und das Gefühl seiner Macht und Größe scheint ihm jetzt erst völlig aufgegangen zu sein, nachdem er das Ziel seiner Wünsche erreicht und die namenlosen Beschwerden eines solchen Feldzuges ein Ende nahmen und er sich mehr Zeit lassen konnte, die paradiesischen Gegenden zu genießen, deren unumschränkter Herr und Gebieter er nun geworden. Es erschien ihm aber das Glück, ein asiatischer Despot zu sein, vor dem sich alle Welt sklavisch niederwarf, in solch gefälligem Lichte, daß er den Namen eines Königs von Macedonien hintansetzte und Artaxerxes, König von Persien heißen wollte. Als er aber hörte, daß Bessus, der Mörder des Darius, den Königstitel führe, zog er wieder aus mit einer auserlesenen Schar der verwegensten Krieger, auch diesen in seine Gewalt zu bekommen. Da war kein Felsen so hoch und steil, kein Strom so reißend, so breit und so tief, daß er nicht Mittel gefunden hätte, den einen zu ersteigen und über den andern hinüberzusetzen. Ueberall ging er aber seinen Kriegern mit heldenmüthiger Ausdauer und Entschlossenheit voran und theilte alle ihre Entbehrungen und Mühseligkeiten. So zog er erst durch eine wasserlose Wüste, wo das ganze Heer den brennendsten Durst leiden mußte. Da begegnete er etlichen seiner alten Krieger, die bei großer Mittagshitze einiges Wasser in Schläuchen herbeischafften, um ihre ebenfalls im Heere dienenden Söhne zu erfrischen. Da er selbst mit ausgetrockneter Kehle zu ihnen kam, füllten sie geschwind einen Helm mit Wasser, den sie ihm darboten. Alexander nahm den Helm und sah die Leute an, die hinter ihm herzogen und alle mit gieriger Sehnsucht nach dem Wasser blickten. Da trank er nicht, sondern gab den Helm zurück

mit Dank und sprach: „Wenn ich allein trinke, thut es diesen hier wehe“ Als das Kriegsvolk dies hörte und sah, rief es: er möge es getrost vorwärts führen, es fühle keinen Durst und keine Noth, so lange es einen solchen König hätte. Endlich erreichte man den Mörder des Darius; Alexander ließ ihn grausamer hinrichten, als er je gethan. Drei Jahre hielt er sich dann noch in den Ländern am kaspischen Meere auf und bestand noch manchen schweren Kampf mit wilden Völkern, die man bis dahin kaum dem Namen nach kannte. Die tapfern Scythen und mehrere andere mußte er durch Friedensverträge gewinnen, da sie in ihren wüsten Ländern unzugänglich waren. Um diese Zeit vermählte er sich mit der schönen Roxane, der Tochter eines baktrischen Fürsten. Ueberhaupt suchte er sich immer mehr die asiatischen Völker zu befreunden, indem er sich selbst asiatisch kleidete, Asiaten Satrapien (Statthalterwürden) und Hofdienste verlieh. Dies verdroß die Macedonier, und mehr noch entrüstete sie die Zumuthung, daß sie den König, eben so wie die Perser, mit Niederwerfen begrüßen sollten. Um die Verstimmung seiner Landsleute, besonders der Feldherren, zu heben, überhäufte er sie mit Geschenken. Daraus entstand aber ein anderes Uebel: sie wurden durch diesen Ueberfluß in allen Dingen üppig und schwelgerisch, so sehr ihnen auch Alexander selbst mit der größten Mäßigkeit als Beispiel voranging, wie auch übermüthig und neidisch. Je mehr sich aber in Alexander's Seele der Stolz erhob, desto reizbarer war er, wenn seine Feldherren sich's herausnahmen, wie ehedem, ihm wie ihres Gleichen zu begegnen. Leider hatte er sich es bei seiner einfachen Lebensweise doch nicht versagen können, ihren nächtlichen Zechgelagen beizuwohnen, so daß man schon um diese Zeit merken konnte, wie die Trunkenheit seine milde Sinnesart umwandelte und ihn zu Thaten verleitete, die seinen Ruhm befleckten und ihm Griechen und Macedonier immer mehr entfremdeten. Unter den Feldherren war Philotes, der Sohn des alten Parmenio, der verwegenste Krieger, aber auch ohne Maß dreist und keck in seinen Gesprächen, der im Rausche oft vor vielen Zeugen Alexandern einen Knaben nannte, einen Knaben, der seine Macht und seine Größe nur ihm und seinem Vater verdanke. Nun waren aber die meisten Feldherren der Beiden erklärte Gegner und hinterbrachten solche Reden dem Könige. Dazu kam, daß ein Jüngling im Lager des Philotes eine Verschwörung auf das Leben Alexander's entdeckte und ihn bat, es auch dem Könige mitzutheilen; was dieser jedoch nicht that. Der König aber erfuhr es durch einen Andern und auch, daß Philotes um das Geheimniß gewußt habe. Die lang gehegte Erbitterung brach los, Philotes wurde vor das Kriegsgericht gestellt, und auf der Folter bekannte er, was man wollte, daß er selbst Antheil an der Verschwörung habe und wurde, weil er sich auch noch bei seiner Vertheidigung trotzig bewies, nach dem Urtheil der Feldherren gesteinigt, und was noch mehr, der alte Parmenio, der außer Philotes zwei Söhne in den Schlachten verloren, auf Befehl Alexander's, der seine Rache fürchtete, — ermordet. Abscheu und Entsetzen erfüllte Alles über diese That, und der Geist der Menschlichkeit

scheint von Alexander gewichen zu sein, als er im Jahre darauf seinen Milchbruder Clitus, der ihm beim Granicus das Leben gerettet hatte, bei einem Zechgelage in Zorn und Trunkenheit mit eigner Hand erstach. Freilich bezeigte er darüber augenblicklich die entsetzlichste Reue, und mit Mühe nur konnten ihn seine übrigen Freunde aus dem quälendsten Trübsinn aufrichten, allein Clitus wurde auch vergessen, und er selbst gewöhnte sich allmälig an Hinrichtungen. Veranlassung dazu fand sich oft wieder, da sich öfter Macedonier gegen ihn auflehnten, wenn er sich im Zorne vergaß und sie wie Sklaven mißhandelte. Leider gab es in seinem Lager Schmeichler genug, die Alles, selbst seine Missethaten, rühmten, und die griechischen Gelehrten, die zu seiner Unterhaltung mitgezogen waren, waren die gefälligsten darunter. Nur Callisthenes, der Neffe des großen Aristoteles, machte eine Ausnahme, indem er im Gegentheil dem Könige auf's Freimüthigste bei jeder Veranlassung die Wahrheit sagte und es besonders scharf rügte, daß er von seinen Leuten die Huldigung des Niederfallens verlange. Da nun die Jünglinge zahlreich diesem Manne anhingen, war er bald dem Könige sehr verhaßt. Da fügt sich's, daß ein Edelknabe, den Alexander schuldlos hatte züchtigen lassen, sich mit seinen jungen Freunden gegen das Leben des Königs verschwor; der Anschlag aber wird entdeckt und die Urheber hingerichtet, und weil sie des Callisthenes eifrige Schüler waren, wurde auch dieser in's Gefängniß geworfen, worin er nach langen Leiden verschmachtete.

§. 5. Feldzug nach Indien.

Bei all diesen Ausbrüchen seiner Leidenschaftlichkeit war er doch immer noch derselbe löwenkühne Held, der durch sein Beispiel das Kriegsheer immer wieder auf's Neue begeisterte. Nun er das ganze Perserreich erobert hatte, machte er seinen Kriegern begreiflich, daß Alles, was sie bis jetzt eingenommen, nur unbedeutend sei; denn es lägen noch weit größere Länder jenseits der persischen Gebirge. Kehrte man jetzt um, so wäre die Aufforderung an die Barbaren um so heftiger, nach Westen vorzudringen, da nun einmal ganz Asien aufgeregt worden sei. Er stellte es Allen frei, wer nicht mitziehen wolle, heimzukehren, weil er gewiß sei, es würden genug Freiwillige, welche den Ruhm, die ganze Welt erobert zu haben, nicht für ein schnödes Leben in träger Ruhe tauschen möchten, ihn begleiten. Auf diese Reden folgten ihm auch willig Alle, die bisher für ihn die Waffen getragen, und im Frühling des Jahres 327 v. Chr. begann er den Feldzug nach Indien. Hier hatte er fast jeden Tag neue Kämpfe mit verschiedenen Gebirgsvölkern zu bestehen; unaufhaltsam jedoch drang er vor bis an den Indus. Hier kam er in das Gebiet des Königs Taxiles, der ihn willig aufnahm, aber auch zugleich in seiner freundlichen Anrede zeigte, wie wenig Vernunft in der Eroberungssucht sei. „Was braucht's einen Krieg zwischen uns," sagte er, „wenn du uns weder das Wasser noch die nothwendige Nahrung zu nehmen kommst? und

das verdient doch allein, daß Menschen von Verstand darum kämpfen. Woran ich reicher bin als du, das theile ich gerne mit dir, schäme mich aber auch nicht, von dir anzunehmen, wovon ich weniger habe." Wirklich brachte er auch Alexandern viel Silber und Schlachtvieh, dazu auch einige Kriegsmannschaft und gegen dreißig zum Dienst abgerichtete Elephanten. Alexander freute sich des Empfangs und sprach: „Nein, Taxiles, wir werden nicht ohne Kampf wegkommen, ich werde in thätigem Wohlwollen mit dir streiten und gewiß über dich den Sieg davon tragen." So gab er ihm fünfmal so viel Gold, als er empfangen hatte, und gewann durch diese Freigebigkeit sowohl den König als sein Volk. Nun wünschte er auch die weisen Brahmanen kennen zu lernen, die als heilige Einsiedler in Wäldern lebten und von den Fürsten des Landes in wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt wurden. Taxiles führte ihn zu einem derselben, der sich mittelst eines Dolmetschers von Alexander's Kriegsthaten und von der griechischen Philosophie in Kenntniß setzen ließ. Doch, was er dem großen Könige erwiederte, war eben nicht schmeichelhaft: „Nennst du dich einen Sohn des Zeus, so mußt du wissen; daß ich ein Abkömmling des höchsten Gottes sei. Wärest du aber das, wofür du dich ausgiebst, so müßtest du der Herr der ganzen Erde sein, wovon du doch nur einen kleinen Theil besitzest. Du bist nichts als ein Mensch wie die andern, aber ein unruhiger und hochfahrender, der aus so weiter Ferne hergekommen, sich selbst und Andere zu belästigen." Der Dolmetscher wagte es aber nicht, diese Antwort wörtlich mitzutheilen, und Alexander verließ den Brahmanen mit hoher Bewunderung seiner Weisheit und Gemüthsruhe. Als er darauf weiter über den Fluß Hydaspes zog, kam er in das Reich des Königs Porus, der ihn aber nicht so friedlich wie Taxiles, sondern mit einem furchtbaren Heere empfing. Es kam zu einem blutigen Treffen, worin sein treues Pferd Bucephalus und er selbst schwer verwundet in höchster Lebensgefahr schwebten; da soll das edle Roß noch seine letzten Kräfte angestrengt haben, um den Herrn aus dem Getümmel der Schlacht hinwegzutragen, als er aber weit weg vom Wahlplatze und in der Nähe herbeieilender Macedonier war, zusammengestürzt sein. Alexander schämte sich nicht, das Thier zu beweinen, welches sein treuer Gefährte in allen Schlachten war, und er baute an der Stelle eine Stadt, die er Bucephala nannte. Seine Feldherren hatten indeß trotz alles Widerstandes der tapfern Hindostaner den Sieg errungen, Porus wurde gefangen und von nun an ein treuer Bundesgenosse Alexander's. Von ihm vernahm er nun, daß weiter nach Asien hin eine Wüste von 12 Tagemärschen liege; dann sei man am Ganges, dem größten Strome der Welt, an dessen Ufern aber kriegerische Völkerschaften wohnten, die noch jederzeit auswärtige Feinde auf's Tapferste zurückgeschlagen hätten. Alles dieses reizte Alexander's Kriegslust, doch sein Heer zeigte nur zu deutlich, daß es, der Mühseligkeiten und Gefahren müde, umzukehren wünschte. Der König glaubte noch bei seinen Kriegsobersten und Haupt-

leuten den alten Muth zu finden; wie er aber in einem Kriegsrath sich mit ihnen darüber besprach, stand der älteste unter ihnen, Cönus, ein Greis von 70 Jahren, auf und erklärte ihm offen, es seien alle zusammen müde der Arbeit, voll Sehnsucht nach Kind, Weib und Vaterland; er möge doch ja umkehren, selbst auch seine Mutter wiedersehen, seines Ruhmes daheim sich freuen, sein Erbreich regieren und die griechischen Angelegenheiten ordnen. Es habe ihn das Glück überall hin begleitet, aber die Götter solle man nicht reizen, und für Jeden sei es räthlich, seinem Glücke selbst Schranken zu setzen. Mit Ungestüm drangen alle Anwesenden in den König, ihren Bitten nachzugeben, und zugleich erhob das vor dem Zelte versammelte Kriegsvolk seine Stimme und forderte schleunige Rückkehr, denn die Waffen seien abgenützt, die Kleider zerrissen und es nahe die in diesen Gegenden mehrere Wochen hindurch anhaltende Regenszeit. Mit dem höchsten Unwillen entließ Alexander die Versammlung und schloß sich mehrere Tage lang in sein Zelt ein, bis er sich endlich eines Bessern besann und wieder hervortrat und endlich mit verbissenem Ingrimm den Befehl zum Rückzuge gab. Doch nahm er hiezu einen andern Weg, wo er wieder unzählige Gelegenheit fand, seine Kriegslust zu büßen. Als er zum Indus kam, fuhr er mit seiner Mannschaft auf mehr denn 200 Schiffen in's große Weltmeer hinab. Hier übergab er den größten Theil des Heeres dem Feldherrn Nearchus, der ihn zu Schiffe bis an die Mündung des Euphrat führte, das übrige Kriegsvolk führte er selbst durch das rauhe und zum Theil wüste Küstenland und kam endlich nach unsäglichen Beschwerden zurück nach Babylon. Hier überließ er sich nun ganz seiner gewohnten Trunkenheit, ja man erzählt, er habe einmal einen Wettstreit im Trinken veranstaltet, von welchem 41 todt weggetragen wurden. Neue Lustbarkeiten erfolgten, als er, ohne seine Roxane jedoch zu verstoßen, die ältere Tochter des Darius sich vermählte. Dies that er, um den Thron gewissermaßen als ein rechtmäßiges Erbe einzunehmen und die Perser mit sich zu befreunden. Zu gleicher Zeit feierten mehr als 80 seiner Heerführer und Hauptleute mit den Töchtern der vornehmsten persischen Fürsten ihre Hochzeit.

§. 6. Alexander's Tod.

Während dessen beschäftigte sich Alexander unaufhörlich, sein erobertes Reich, dessen Hauptstadt Babylon werden sollte, groß und blühend zu machen. Es wurde der kaspische See mit Schiffen befahren und durchforscht, ob er nicht mit dem schwarzen Meere zusammenhänge; Nearchus hatte den persischen Meerbusen, mithin den Weg nach Indien entdeckt, auf diesem Wege sollten nun die indischen Waaren nach Babylon gebracht werden. Weiter sollte ein Seitenweg vom persischen Meerbusen westwärts gesucht werden, ob es nicht möglich sei, um Arabien und Afrika herum in die Meerenge einzufahren, welche das nördliche Afrika von dem heutigen Spanien trennt. Den

größten Schmerz, den er je empfunden, verursachte ihm der Tod seines Freundes Hephästion. Er ließ ihn mit außerordentlicher Pracht bestatten, verfiel aber von dieser Zeit an, worin er freilich die Zechgelage fortsetzte, allmälig in eine fieberhafte Krankheit, welche durch seine vermehrte Reizbarkeit immer gesteigert wurde. Er suchte Kühlung der glühenden Hitze in seinen Adern, indem er sich täglich badete, ließ sich aber noch immer, weil er nicht mehr gehen konnte, zu den Schiffswerften hinaustragen, wo die Vorbereitungen zu der großen Seereise vor sich gingen. Endlich mußte er im Bette bleiben, befahl aber seinen Kriegsobersten und Hauptleuten, in der Nähe seines Gemachs zu verweilen. Als er schon sprachlos dalag, verlangten die Soldaten alle, ihren König noch einmal zu sehen. Sie wurden in das Gemach eingelassen, alle nach einander einzeln schritten sie an seinem Bette vorüber. Er grüßte noch jeden mit Blicken und mit mühseliger Bewegung des Kopfes. Tags darauf am 11ten Juni 323 v. Chr. gegen Abend starb Alexander, nachdem er 32 Jahre und 8 Monate alt geworden und gegen 13 Jahre König gewesen war. So endete Alexander der Große sein thatenreiches Leben, der bei allen seinen Fehlern, was selten ein Eroberer ist, ein Wohlthäter für die Menschheit war. Denn er hat das unter harter Despotie entschlafene Asien zu Leben und Thätigkeit geweckt, hat griechische Sitten und Humanität bei den Barbaren eingeführt, hat ganze Länder, die wüst gelegen, in blühende Gärten und Felder verwandelt und mehr Städte aufgebaut als zerstört. Seine großen Entwürfe aber, die er noch in seinen letzten Jahren zur Erweiterung des Handels, des Landbaues, der Künste und Gewerbe im Sinne führte, welchen wohlthätigen Einfluß auf Asien, ja auf die ganze Welt haben sie gehabt! Es ist kein Beispiel, daß ein Kriegsheld in solchem Maße Künste und Wissenschaften befördert und belohnt hätte, als er. Nicht nur Philosophen und Dichter, sondern auch Tonkünstler, Maler und Bildhauer zog er an seinen Hof, behandelte sie wie seine Freunde und erwies ihnen dieselben Ehren, die seine vornehmsten Feldherren genossen, ja selbst die Schauspieler galten für bedeutende Personen. Apelles, der größte Maler des Alterthums, und der berühmte Bildhauer Lysippus waren beständig mit Arbeiten für ihn beauftragt. Alexander's Lehrer Aristoteles wurde von ihm königlich belohnt, und damit dieser das Gebiet der ganzen Natur erforschen und also durch die Geschichte und Beschreibung aller natürlichen Körper die Philosophie als Wissenschaft vollenden könne, verwendete er gegen eine Million Thaler, damit mehrere tausend Menschen, Jäger, Vogelfänger, Fischer, Hirten, Zeidler (Bienenwärter) und dergleichen zu bezahlen, welche dem Philosophen, was von Thieren und Pflanzen wissenswürdig wäre, berichten mußten. Die Ergebnisse seiner Forschungen in allen Gebieten des Wissens theilte aber Aristoteles seinen Landsleuten in dem sogenannten Lyceum, einem schönen Garten von Athen, mit. Schade, daß alle diese Bestrebungen mit Alexander's Tode aufhörten, die Bildung des Menschengeschlechts fortzuführen; zu seiner Zeit war die griechische Cultur und Humanität auf dem höch-

sten Gipfel der Vollkommenheit, blieb aber sodann eine Zeit lang stille stehen, um allmälig wieder in Rohheit und Unwissenheit zurückzusinken.

Das unermeßliche Reich, das Alexander erobert hatte, war nach seinem Tode ohne Herrscher. Die Feldherren traten zusammen und wählten anfangs Aridäus, den Halbbruder Alexander's, sodann den von der Roxane nach dem Tode des Königs gebornen Alexander zum Nachfolger; allein die Feldherren waren selbst gierig nach der Krone und bald uneins unter einander. So kam es denn unter ihnen zu blutigen Kriegen, in welchen die ganze Familie Alexander's sammt der alten Olympias ausgerottet wurde. Zuletzt theilten sich die vornehmsten und mächtigsten Feldherren in die Monarchie; Ptolemäus behauptete Aegypten und Phönicien, Seleucus Syrien und Oberasien, Antipater und nach ihm sein Sohn Cassander Macedonien, wo aber endlich der Sohn des Antigonus, Demetrius der Städteeroberer, die Regierung erblich für seinen Stamm errang. Für Griechenland war aus Alexander's Tode wenig Vortheil entsprossen. Der verbannte Demosthenes kam zwar triumphirend in seine Vaterstadt zurück, wo ihm alle Priester und Staatsbeamte, ja alle Bürger der Stadt im Hafen entgegenkamen, und es war beschlossen, daß Athen an der Spitze der griechischen Staaten die Freiheit gegen die Macedonier behaupten sollte. Nach einigen erhaltenen Siegen wandte sich aber das Kriegsglück, und die Athener, von allen Bundesgenossen verlassen, mußten sich wieder unterwerfen. Als Antipater schon gegen die Stadt anrückte, verurtheilte das erschrockene Volk ihren bisherigen Vertheidiger Demosthenes. Er flüchtete sich in einen Tempel Poseidon's auf der kleinen Insel Calauria; als ihn aber dort Antipater's Leute auffanden und, weil sie das Heiligthum nicht entweihen wollten, mit allerlei Versprechungen herauszulocken suchten, nahm er ein schnellwirkendes Gift, und da er spürte, daß sein Tod nahe sei, stand er auf und sagte: „Ich will, großer Poseidon, dein Haus nicht mit meinem Tode entweihen und es noch lebend verlassen!" sank aber todt an der Thür nieder. Nur die Lacedämonier erhielten sich durch ihren kriegerischen Muth frei, doch waren auch sie schon längst von dem Gesetze Lykurg's abgewichen und ihr Gemeinwesen mannigfaltig zerrüttet.

§. 7. Die Chinesen.

An der äußersten Grenze von Ost-Asien blieb ein mongolisches Nomadenvolk zur Zeit der ersten Zerstreuung des Menschengeschlechts in jenem milden und fruchtbaren Lande stehen, das den Namen Sina oder China trägt. Auch ist es bis auf den heutigen Tag daselbst verblieben, abgesondert von allen übrigen Nationen und darum auch ohne das innere Leben, das sich durch Berührung und Vermengung der Völker zu erheben pflegt. Als Romulus Rom erbaute, standen die Sinesen schon auf derselben Stufe der Cultur, auf der sie heute stehen. Sie hatten das Land urbar gemacht, allerlei Ackergeräthe und Werkzeuge erfunden, Feld- und Gartenbau, Handwerke und

Handel zu treiben. Sie bauten sich feste und niedliche Häuser und eben solche Schiffe und Brücken, und, um Ruhe zu haben vor den nördlichen Nomaden, eine ungeheure Mauer, hundert funfzig Meilen lang, denn im Besitze eines schönen Landes waren sie weichlich und unkriegerisch geworden. In den Wissenschaften brachten sie es eben so weit, als ihr Verstand reichte, um Denker unter ihnen zu begreifen. Das Selbstdenken ist nie allgemein geworden und Bildung und Gelehrsamkeit hat selbst die Sprache gehemmt; — eine Sprache ohne Grammatik, aus nicht mehr als 270 Wurzelsylben gebildet, die blos durch verschiedene Zusammensetzung und Accentuirung alles Denkbare bezeichnet. Eben so künstlich ist die mehr gemalte, als geschriebene Schrift, die aus 80,000 Charakteren besteht und also nur von wenigen Auserwählten erlernt werden kann; die Mehrzahl begnügt sich nur mit einer geringen Anzahl von Charakteren. In den Künsten kamen sie eben so weit, als spielende Kinder zu kommen pflegen; Trommeln, Kupferbecken, Triangel, gellende Pfeifen und Trompeten sind ihre musikalischen Instrumente, und ein toller Lärm, nach dem Takte erhoben, gilt ihnen für Musik, die sie übrigens sehr lieben, wie sie denn auch ihre Hüte, Sonnenschirme, Sänften, Häuser, Thiere und Schiffe mit Schellen und Glöcklein behängen. Eine Lieblingskunst ist ihnen auch die Malerei, nur lieben sie in allen Zeichnungen die geraden Linien, eckige und winkelige Formen und dabei die grellsten Farben, auch Gold recht dick aufgelegt und Alles glänzend mit Lack überstrichen. Eben so unnatürlich und geschmacklos legen sie ihre Gärten an, wo geometrisch abgezirkelte Beete, beschnittene Bäume und künstliche Felsen für schön gelten. Häßliche Gesichtszüge, Mißgestalten mit herabhängenden großen Bäuchen und lächerlich kleine Füße haben sie der Natur durch ihre Kleidertracht und Lebensweise abgetrotzt, weil sie sich so gefallen und die schönen runden Formen voll Ebenmaß, wie sie bei den Griechen zu finden, für häßlich halten. Poesie konnte bei diesem nur auf's Praktische gerichteten Volke nicht aufgehen, das emsig hin und her rennend, gleich den Ameisen, nie zur ruhigen Beschauung, nie zur edlen Begeisterung sich erhebt und weder Gefühl für Ehre, noch für Freiheit hat. Denn ihre Staatsverfassung ist auf blinden Gehorsam der Unterthanen gegen den Kaiser gegründet. Die Gesetzgebung erheischt zwar strenge Sittlichkeit, doch ist diese Sittlichkeit nicht selbstständig, sondern erzwungen und blos äußerlich. Jedes Vergehen wird mit Stockschlägen bestraft, die der höchste Staatsbeamte (Mandarin) eben so leiden muß, wie der unterste Sklave. Wohl tauchten zuweilen Denker und Dichter unter diesem Volke auf, allein sie fanden nur Bewunderung und wenige Schüler. Einer der größten Dichter war Confucius, der um die Zeit lebte, als Darius I. nach Griechenland kam. Es war ein weiser und edler Mann, der die reinsten Religionsbegriffe mit seiner Sittenlehre verband, doch eben so wie Sokrates die herrschende Volksreligion schonte. Er hat noch bis heutigen Tag viele Anhänger, die meisten Sinesen aber bekennen sich zu den heidnischen Glaubensformen des Laotse und Fo. Wir wollen hier zum Schlusse ein kleines Ge-

dicht des großen Confucius hersetzen; es ist aus derjenigen Sammlung, welche Schi-King (auf Deutsch Liederbuch) heißt und von unserm Rückert in einer deutschen Nachbildung vorhanden ist:

Trachte, daß dein Aeußeres werde
Glänzend und dein Inneres rein;
Jede Miene und Geberde,
Jedes Wort ein Edelstein,
Um zu sein der Herr der Erde,
Gatte, Wesenheit und Schein.

Eine treffliche Nachbildung confucischer Gedichte ist der Spruch des Confucius von Schiller; bezeichnender noch ist folgendes Gedicht aus dem Schi-King:

Glockenspiele sind im Gang,
Hoai, der Fluß, ergießt die Wellen.
In der Festlust Ueberschwang
Muß mein Herz ein Kummer schwellen;
Weiser Alten muß ich denken.
Daß sie starben, muß mich kränken.

Glockenspiele sind im Zug,
Hoai, der Fluß, geht hoch in Wogen.
Eure Lust ist laut genug,
Doch mein Sinn ist hingezogen
Zum Gedächtniß aller Sitten,
Die nur Würd' und Anstand litten.

Glockenspiele sind im Schwang,
Und die Pauke wird geschlagen,
Hoai, der Fluß, ist rasch im Gang,
Ich bin hin vom Leid getragen,
Daß die Weisen hingeschwunden,
Und Nachahmer nicht gefunden.

Munter geht das Glockenspiel,
Rüstig schlingen sich die Tänze.
Hoai, der Fluß, ist ohne Ziel,
Und sein Lauf ist ohne Grenze;
Immer geht er, immer nieder,
Nie zurück zur Quelle wieder.

Munter tönt das Glockenspiel,
Und in seinen Klang sich mischen
Neuer Instrumente viel,
Neue Sinne zu erfrischen;
Aber alte Königslieder
Tönen mir im Herzen wieder.

Lied des unmündigen Kaisers Tsching-Wang.

V. Geschichte der Römer v. J. 500—88 v. Chr., d. i. von der Vertreibung der Tarquinier bis auf die Bürgerkriege.

---

§. 1. Volksunruhen in Rom.

Während der großen Ereignisse, die sich in einem Zeitraume von beiläufig 300 Jahren bei den Griechen und in Asien zugetragen, veränderte sich auch in Rom Vieles, und diese kleine Stadt erwuchs indessen zu einem mächtigen Staate. Diesen Wachsthum aber verdankte sie größtentheils der Seelengröße und Festigkeit ihrer Patricier, die nicht selten als wirkliche Härte gegen die Plebejer erscheint. Rom war nämlich durch die Vertreibung der Tarquinier, wie schon gesagt, zwar ein Freistaat geworden, jedoch ein aristokratischer, und nur der Adel (denn dies waren eigentlich die Patricier) hatte bei der Staatsumwälzung (Revolution) gewonnen, während das gemeine Volk (die Plebejer oder gemeinen Bürger) weit härter bedrückt wurde, als zur Zeit der Könige, unter denen es sogar manche gegeben, die es begünstigten und gegen die Aristokraten in Schutz nahmen. Die beständigen Kriege veranlaßten nämlich große Staatsausgaben; diese zū bestreiten, war die liegende und fahrende Habe, Haus, Feld, Sklaven, Vieh und dgl. mit Steuern belegt. Die Staatsgüter, damals eigentlich nur kleine Grundstücke, die aber mit den Eroberungen immer anwuchsen, waren in den Händen der Aristokraten, die davon den Zehnten bezahlen sollten, jedoch bald zu zahlen aufhörten. Desto mehr legte man nun den Bürgern auf, und jeder derselben mußte so viel bezahlen, als sein Vermögen in der letzten Schätzung (Census, daher Zinsen) betrug. Diese Schätzung, welche die Consuln hielten, sollte eigentlich alle 5 Jahre vorgenommen werden, unterblieb aber der beständigen Kriege wegen oft längere Zeit, ja einmal gar 17 Jahre lang. Demungeachtet blieb die Steuer immer dieselbe, wenn sich auch inzwischen das Vermögen mancher Bürger ungemein vermindert hatte; ja ein ganz Verarmter mußte Steuer zahlen, wenn er auch nicht Hellerswerth besaß. Daß aber die meisten Bürger verarmten, war natürlich, da sie beständig Kriegsdienste leisten und ihre Wirthschaft darüber vernachlässigen mußten. Um also ihre Kinder nicht dem Hungerstode preiszugeben, borgten sie von ihren Patronen. Diese gaben ihnen das Geld öffentlich vor Gericht, so daß der Client seine ganze Habe, und, wenn diese nicht hinreichte, seinen Leib, d. i. seine freie Person, verschreiben mußte. Zur Ehre der Menschheit kann man berichten, daß viele Patricier so

menschlich waren, von diesem Rechte, wenn ihre Schuldner nicht zahlen konnten, keinen Gebrauch zu machen, zumal es schon von dem gütigen Servius Tullius abgeschafft worden war. Allein es gab auch viele habsüchtige und harte Männer, die unerbittlich waren und in solchen Fällen römische Bürger sich als Sklaven vor Gericht zusprechen ließen. War es ein Wunder, daß die Plebejer die Patricier und Consuln, die ihnen bei der Vertreibung der Könige so glänzende Versprechungen gethan hatten, verwünschten und endlich öffentlich auftraten und sich beschwerten und mit Ungestüm Abhülfe vom Senate forderten? Man wußte sie aber wieder mit Versprechungen hinzuhalten, und weil immer neue Feinde gegen die Republik anrückten, so machte man gewöhnlich solchen Aufständen damit ein Ende, daß die Consuln die waffenfähige Mannschaft sich in Reih' und Glieder stellen hießen und mit ihr zur Stadt hinaus gegen den Feind zu Felde zogen. Als aber einst das Volk dem Rufe des Consuls auch nicht mehr Folge leisten wollte, kam der Senat auf den Einfall, eine außerordentliche Obrigkeit zu bestellen, welche unumschränkte Macht und Gewalt hätte. Man nannte dies einen Dictator, der mit großen Feierlichkeiten von dem Oberpriester (Pontifex) eingeweiht, dem Volke vorgestellt wurde und bei Lebensstrafe Jedem zum Kriegsheere auszurücken befahl. Dieses gelang auch wirklich, kein Bürger wagte es, sich dem strengen Befehle zu widersetzen, und seitdem wurde jedesmal, wenn große Gefahr dem Staate drohte, oder das Volk nicht gehorchen wollte, ein Dictator ernannt, der aber nicht länger als höchstens sechs Monate seine Gewalt behaupten durfte. Im Jahre 498 v. Chr.

§. 2. Die Volkstribunen.

Da nun aber dem Elende des Volkes noch immer nicht abgeholfen wurde, dauerte das Murren desselben fort, und als eines Tages eben die Volsker mit großer Macht heranzogen, wurde durch ein sonderbares Ereigniß ein allgemeiner Volksaufstand erregt. Während das Volk vor der Curie, wo der Senat sich über schleunige Kriegsrüstung besprach, versammelt war, stürzte ein alter Mann, mit zerrissenem Gewand, bleichem und abgezehrtem Gesichte, langem Barte und verwildertem Haupthaar auf den Markt. Mit Mühe erkannte man ihn, es war ein römischer Bürger, der vormals als Hauptmann im Heere gedient und seiner Tapferkeit wegen allgemein geachtet und bewundert wurde. Sogleich umringte ihn die Menge und vernahm von ihm die empörende Geschichte seines Unglücks. „Während ich," sprach er, „im Sabinerkriege dem Vaterlande diente, war mir zu Hause meine Saat verwüstet, mein Landhof angezündet, mein Vieh weggetrieben und Alles von den Feinden geraubt worden. Nichts destoweniger hatte ich in dieser bedrängten Lage meine Grundsteuer zu zahlen, und weil ich sie nicht erschwingen konnte, machte ich Schulden, die ich aber, da ich selten vom Kriegsdienste frei war, nicht bezahlen konnte, ja sie wurden immer größer, da ich bald nicht einmal die

Zinsen aufzubringen wußte. Da nahmen mir meine Gläubiger erst mein väterliches und großväterliches Grundstück, sodann meine übrige Habe und zuletzt meine Freiheit. Da mußte ich dem einen Gläubiger erst eine Zeit lang als Sklave dienen, dann ergriff mich ein anderer und warf mich in den Folterthurm." Diese Rede und der Anblick des Unglücklichen, welcher jeden Bürger an sein eigenes Elend erinnerte, empörte alle Gemüther und fachte den Aufruhr zur lodernden Flamme auf. Lärmend und tosend zogen sie vor die Curie, als plötzlich einige Reiter heransprengten und berichteten, die Volsker wären schon im Anzuge. Nun war die Verlegenheit des Senats auf's Höchste gestiegen, denn das Volk weigerte sich hartnäckig, die Waffen zu ergreifen, so lange man nicht alle seine Beschwerden abstellen würde. Da trat der Consul Servilius, einer der billig denkenden Patricier, auf und versprach dem Volke völlige Genugthuung, nur diesmal sollte es mit ihm ausziehen und die Stadt vor dem nahen Feind retten. Als er zugleich alle diejenigen freiließ, welche wegen Schulden verhaftet waren, zogen die Bürger willig mit ihm aus, schlugen die Feinde, eroberten ihre Hauptstadt und kamen ruhmgekrönt nach Hause. Servilius drang nun auf die Erfüllung seines Versprechens, aber sein Amtsgenosse, der stolze Appius Claudius, unterstützt von dem größten Theile des Senats, widersetzte sich starrsinnig, und die heimkehrenden Schuldsklaven und noch viele Andere dazu wurden in den Kerker geworfen. So sehr auch das Volk lärmte und tobte, so daß sogar Appius Claudius das Consulat niederlegen mußte, geschah doch nichts zur Erleichterung der Plebejer, und als wieder ein Krieg ausbrach, wurde Marcus Valerius, auch ein Volksfreund, zum Dictator ernannt. Dieser edle Mann bewog das Volk wieder durch heilige Versprechungen, mit ihm in's Feld zu ziehen. Wiederum wurden glänzende Siege erfochten; als aber Valerius bei seiner Heimkehr die versprochene Abhülfe für das Volk vom Senate forderte, erfuhr er dasselbe, was Servilius begegnet war. Mit tiefem Unwillen legte Valerius sein Amt nieder, aber das Volk pries seinen Edelmuth, bereitete jedoch im Stillen einen Streich vor, der endlich den Starrsinn der Patricier beugte. Man hatte, um die gefährliche Menge zu theilen, einen Theil der heimkehrenden Krieger unter dem Vorwand eines bevorstehenden feindlichen Einfalls außerhalb der Stadt gelassen. Diese zogen nun ohne Befehl der Consuln auf den sogenannten heiligen Berg und legten dort ein festes Lager an. Bald zog ihnen eine Menge Volks aus der Stadt nach, und das ganze Heer hielt sich daselbst in drohender Stille mehrere Monate lang. Da entschloß sich endlich der Senat, mit dem Volke zu unterhandeln; allein seine Abgeordneten wurden trotzig zurückgewiesen. Endlich kam Menenius Agrippa, ein würdiger Senator und Liebling des Volkes, der von Allen freundlich empfangen und gehört wurde. Er erzählte ihnen eine Fabel: „Einst," sprach er, „verschworen sich die Glieder des menschlichen Leibes gegen den Alles verzehrenden Magen und wollten ihm fürderhin weder Speise noch Trank zureichen. Da aber der Magen keine Nahrung erhielt, wurden auch die Glieder bald so schwach und

matt, daß sie sich fast nicht mehr zu bewegen vermochten, und so wurden sie inne, daß zwar der Magen von ihnen bedient und ernährt würde, sie aber hinwiederum von ihm Kraft und Stärke erhielten. Also kehrten sie wieder zu ihrer Pflicht zurück und reichten Speise und Trank dem Magen, worauf sich auch wieder Kraft und Leben durch den ganzen Leib ergoß. Also, ihr Bürger Roms, ist's auch mit dem Senat und dem Volke. Freilich müßt ihr den Senat erhalten und ihm dienen, doch giebt er auch wieder durch klugen Rath und weise Regierung eure Dienste zurück, indem er für eure Sicherheit und Wohlfahrt sorgt." Die guten Leute begriffen den Sinn dieser Fabel und versprachen, wieder zurückzukehren, wenn man die wegen Schulden Eingekerkerten freilassen, überhaupt künftig gegen alle Schuldner billiger verfahren und ihnen Vertreter ihrer Rechte (Volkstribunen) im Senate gestatten würde. Alles dieses versprach Menenius, und als der Senat und die Consuln die Zusage mit einem heiligen Eide beschworen hatten, kehrte das Volk wieder heim. Es wurden auch wirklich alle Gefangenen freigelassen, die Schuldgesetze gemildert und zwei Volkstribunen von dem Volke selbst erwählt und durch heilige Weihe zu unantastbaren und unverletzlichen Personen erhoben, so daß, wer ihnen ein Leid thäte, dessen Haupt dem Jupiter zum Opfer, dessen Habe dem Tempel der Ceres verfallen sollte. Sie sollten vor der Curie des berathenden Senats sitzen und den Rathschlägen desselben zuhören; sobald sie Etwas vernähmen, was den Rechten und Ansprüchen des Volks gefährlich schiene, konnten sie mit lauter Stimme: **veto!** d. h. das verbiete ich, rufen, und der Beschluß wurde zurückgenommen. Dies war nun der Anfang, die römische Republik zu demokratisiren, und das gemeine Volk gewann von der Zeit, freilich nur nach langwierigen Kämpfen, immer mehr Rechte, so daß es bald fünf und endlich 36 Jahre später zehn Volkstribunen bekam. J. 494 v. Chr. Geb.

§. 3. Coriolan.

Es war nun die Eintracht zwischen Senat und Volk einigermaßen hergestellt, die Patricier konnten aber ihren heimlichen Groll wegen der unfreiwilligen und erzwungenen Zugeständnisse nicht verbergen, und die Plebejer hingegen zeigten sich bei jeder Veranlassung kecker als je und bei der nächsten Gelegenheit kam wieder das alte Mißverhältniß zum Vorschein. Es war nämlich in Folge der Auswanderung des Volkes, wobei die Felder unbearbeitet liegen geblieben, eine Hungersnoth in Rom entstanden und aus dem benachbarten Etrurien konnte nicht so viel Korn herbeigeschafft werden, als man brauchte. Da kamen ansehnliche Ladungen zu Schiffe aus Sicilien und der Senat kaufte sie auf und berathschlagte, wie damit dem Volke abzuhelfen sei. Einige edle Männer meinten, man sollte das Getreide ganz unentgeltlich, oder doch sehr wohlfeil unter das Volk vertheilen; andere hingegen wollten nichts davon hören und sagten, man müsse dem Volke bei dieser Gelegenheit

fühlen lassen, wie sehr dasselbe von der Gnade des Senats abhinge. Der heftigste Gegner des Volks war Quintus Martius Coriolanus, der sich in den letzten Kriegen durch die Eroberung der Stadt Corioli seinen Namen und großen Ruhm erworben hatte. „Wenn sie Brod haben wollen," sprach er, „so sollen die alten Rechte den Vätern zurückgegeben werden. Sie haben uns Freiheiten abgetrotzt und Volkstribunen, die uns mit frecher Stirne Trotz bieten dürfen. Wollen sie Brod haben, so müssen sie sich dieser widerrechtlich erzwungenen Zugeständnisse begeben. Ich wenigstens, der ich die Tarquinier nicht geduldet habe, bin nicht gesonnen, diese Volksvertreter zu dulden." Die Tribunen verließen mit einem lauten veto die Curie und berichteten sogleich den Vorfall dem versammelten Volke. Ein furchtbarer Lärm erhob sich, und Coriolan wurde vor das öffentliche Volksgericht geladen. Die Senatoren mußten nachgeben, und Coriolan entging nur durch die Flucht dem Tode. Haß und Rache glühend begab er sich zu den Volskern, den mächtigsten Feinden des Vaterlandes, die er zum Kriege gegen Rom aufreizte. Wirklich zog er bald mit einem großen Heere heran, eroberte in kurzer Zeit zehn verbündete Städte und schlug sein Lager bei den Außenwerken von Rom auf. In der Stadt selbst befand sich Alles in der rathlosesten Bestürzung, und man schickte Gesandte in's Lager, zu unterhandeln. Allein weder Senatoren noch Priester konnten den unbeugsamen Mann bewegen, andere Bedingungen anzunehmen, als Unterwerfung. Da entschloß sich seine hochbetagte Mutter Veturia und seine Gattin Volumnia, mit zwei kleinen Söhnen auf den Armen, an der Spitze der vornehmsten Matronen hinauszugehen, den schrecklichen Mann zum Rückzug zu bewegen. Kaum erkannte Coriolan seine Mutter, so stürzte er wie sinnlos und mit ausgebreiteten Armen ihr entgegen. Sie aber unterdrückte stolz ihr Muttergefühl und mit römischer Strenge sprach sie, indem sie seiner Umarmung sich entwand: „Laß mich, eh' ich dich umarme, wissen, ob ich zum Feinde oder zum Sohne gekommen sei: ob ich eine Gefangene oder deine Mutter in deinem Lager mich befinde. Dahin hat mich mein langes Leben und mein unglückseliges Alter gebracht, daß ich dich zuerst verbannt und dann als Feind sehen sollte? Konntest du denn diese Erde verwüsten, die dich geboren und ernähret hat? Ist nicht der Zorn von dir gewichen, als du diese Grenzen beschrittest? Ist dir nicht beigefallen, als du Rom ansichtig wurdest, in diesen Mauern sind mein Haus und meine Hausgötter, meine Mutter, Gattin, Kinder? Hätt' ich also keinen Sohn geboren, würde heute Rom nicht belagert werden und ich könnte frei im freien Vaterlande sterben! Allein was kann ich weiter erleiden, was dir nicht mehr Schande als Elend über mich brächte; und das größte Elend, das mir begegnen kann, werde ich gewiß nicht mehr erleben. Was aber dein Weib und deine Kinder betrifft, da magst du zusehen, wenn du sie durch deine Feindseligkeit gegen Rom in frühzeitigen Tod oder in Knechtschaft stürzest." Da zerfloß Coriolan in Thränen. „Du hast Rom," sprach er, „errettet, Mutter, aber dein Sohn ist verloren." Er nahm darauf rührenden Abschied von seiner Gattin und seinen Kindern

und ließ sie sicher in die Stadt zurück begleiten. Darauf hob er die Belagerung auf und ging mit den Volskern heim, wo er von denselben, die darüber aufgebracht waren, daß ihre Hoffnung, Rom zu erobern, getäuscht worden sei, in einer aufrührerischen Volksversammlung zu Tode gesteinigt wurde. Die Römer aber empfingen die hochherzigen Frauen, die das Vaterland mehr als Sohn und Gatten liebten, mit Jubel, Dankopfer wurden den Göttern gebracht und an der Stelle, wo Veturia zu ihrem Sohne gesprochen, der Glücksgöttin des Frauenstandes ein Tempel gebaut.

§. 4. Quinctius Cincinnatus.

Alle diese Kämpfe außen und innen halfen den römischen Staat, anstatt ihn zu schwächen, nur immer an Kraft und Macht heben. Da war kein Römer, der nicht in mehr als hundert Schlachten gewesen, dreißig bis vierzig Mal verwundet worden, wenn er einmal als Veteran an den häuslichen Herd zurückkehrte. Außerdem kam oft Pest und Hungersnoth über die Stadt, so daß bei den beständigen Kämpfen der Plebejer mit den Patriciern beinahe fortwährende Schrecken und Gefahren die Anstrengung und Thätigkeit des Volkes in Anspruch nahmen. Daher war es den Römern möglich, die beinahe zahllosen Feinde fast immer zu besiegen und aus jedem Kriege mit Vermehrung ihres Gebiets und neuen Bundesgenossen zurückzukehren. Und war das römische Kriegsheer je einmal in der Gefahr, zu unterliegen, so standen immer einzelne große Männer da, die es durch ihre Tapferkeit vor dem Untergange retteten. So geschah es, daß einmal die überlegenen Aequer das ganze römische Lager einschlossen und keinen Mann lebendig entkommen zu lassen drohten. In dieser Gefahr war Quinctius Cincinnatus es, welcher das Heer rettete. Dies war einer jener Patricier, die zwar streng und stolz auf ihre Vorrechte hielten, aber auch nie ihr Leben durch irgend eine Ungerechtigkeit oder Bedrückung armer Bürger befleckten. In früheren Unruhen wurde sein Sohn Cäso, wegen zu feuriger Vertheidigung der Patricierwürde, auf peinliche Anklage der Volkstribunen in's Exil geschickt, und er mußte noch obendrein eine hohe Bürgssumme für ihn erlegen, so daß er alle seine Habe verkaufen und seitdem auf seinem Landhofe wohnen und, gleich den alten Bürgern Roms, mit eigener Hand sein kleines Feld pflügen mußte. Schon einmal wurde er aus seiner Hütte nach dem plötzlichen Tode eines Consuls zum Consulate berufen. Sobald aber die Zeit um war, legte er seine Würde nieder und ging wieder zurück auf seinen Hof, wohin ihm auch seine Gattin Racilia, die Tochter eines angesehenen Patriciers, gefolgt war. Als nun in der oben erwähnten Noth die Abgeordneten aus der Stadt ankamen, ihm die Gefahr des Vaterlandes zu melden und ihn als Dictator zu begrüßen, pflügte er eben mit einem Gespanne Ochsen auf seinem Felde. Er empfing die Männer mit freundlichem Anstande und hörte auf seinen Pflug gelehnt ihren Antrag, wischte sich den Staub von der Stirn und ließ sich von seiner

Gattin eilends die Toga aus der Hütte bringen, übergab derselben sodann seine Hauswirthschaft und zog sogleich mit der Gesandtschaft nach Rom. Am folgenden Tage stand er als gebietender Dictator auf dem Markte, machte durch sein Wort allem Jammer des Volks ein Ende, rief alle waffenfähige Männer und auch selbst Greise zur Vertheidigung des Vaterlandes auf. Ohne Murren versammelte sich das Heer, und er zog an dessen Spitze mit Sturmschritte aus der Stadt und erreichte noch vor Mitternacht den Feind am Berge Algidus. Ein lautes Feldgeschrei verkündete den Eingeschlossenen die Ankunft des Dictators, sogleich thaten diese einen Ausfall, und die Feinde, von vorne und im Rücken angegriffen, wurden dermaßen in die Enge getrieben, daß sie nach vergeblichem Kampfe sich ergeben mußten. Q. Cincinnatus ließ zwei Spieße in die Erde stecken und quer darüber einen dritten befestigen, so daß es eine Art von Gabel oder Galgen vorstellte, und hieß das feindliche Heer barfuß und entwaffnet unter demselben hindurchgehn; die größte Schmach, die einem Volke angethan werden konnte. Im Triumphe kehrte dann Cincinnatus heim, ordnete noch Manches in der Stadt und kehrte wieder auf sein Bauerngut zurück; obwohl ihm seine Bürgschaft zurückgegeben und sein Sohn für unschuldig erklärt und zurückberufen wurde, starb er, der über Schätze zu gebieten hatte, in Armuth.

§. 5. Die Zehnmänner. 451 v. Chr. bis 449.

Eine der vorzüglichsten Beschwerden der römischen Plebejer war es, daß die Obrigkeiten nach Gesetzen Recht sprachen, welche nicht geschrieben und nicht allgemein bekannt waren, und mithin den Richtern, die auch wieder Patricier waren, freie Willkür erlaubten. Darum war seit langer Zeit immer das Verlangen des Volkes nach geschriebenen Gesetzen, und endlich gelang es den Volkstribunen im J. 454 v. Chr. nach langem Widerstande der Patricier, zu erhalten, daß drei Senatoren nach Athen reiseten, um dort die Gesetze Solon's abzuschreiben, auch die Verfassungen anderer griechischen Staaten in Griechenland sowohl als in Unteritalien kennen zu lernen. Gewiß drangen selbst die Volkstribunen auf die Einführung athenienfischer Gesetze, weil es bekannt war, daß diese dem gemeinen Volke günstig seien und demokratische Freiheit begründeten. Auch erhellt aus dieser Sendung, daß es schon damals muß Männer in Rom gegeben haben, die Griechisch verstanden. Als die drei Senatoren zurückgekommen waren, wurde sogleich an den Gesetzen gearbeitet, wozu zehn Senatoren erwählt wurden, die deshalb insgemein Decemviri, d. i. Zehnmänner, hießen*). Sie verfaßten aber die Gesetze auf der Grundlage

*) Sie sollten von nun an (451 v. Chr.), indem sowohl Consuln als Volkstribunen und alle übrigen Magistrate ihre Aemter niederlegten, mit unumschränkter Gewalt an der Spitze des Staates stehen und jeder derselben der Reihe nach bei den Gerichten den Vorsitz und zugleich zwölf Lictoren mit den Stabbündeln vor sich haben. Die Zehnmänner fingen nun ihr Werk an.

des altitalischen, hergebrachten Gebrauchs, und dem gemeinen Volke wurden seine Lasten nicht sehr erleichtert: denn die Zehnmänner waren Patricier. So blieb z. B. das harte Gesetz, daß keine Ehe zwischen Patriciern und Plebejern stattfinden durfte, und auch die Schuldengesetze wurden wenig erleichtert; im Uebrigen aber verfuhren die Zehnmänner mit vieler Mäßigung und legten dem Volke noch vor Ablauf eines Jahres die neuen Gesetze auf zehn Tafeln zur Prüfung vor. Da wußte Appius Claudius, einer der Zehnmänner, ein eben so stolzer als habsüchtiger und leidenschaftlicher Mann, das Volk durch arme Clienten, die er überall herumsandte, unter dem Vorwande, daß die Gesetze noch nicht vollständig wären, dahin zu leiten, noch einmal Zehnmänner zur Vollendung derselben zu erwählen; dabei machte er dem Volke die Hoffnung, er werde dahin trachten, daß unter die neu zu Erwählenden auch Plebejer aufgenommen würden. Die Arglist gelang und Appius Claudius bekam sogar den Vorsitz bei der neuen Wahl. Wirklich verfaßten diese neuen Zehnmänner noch zwei Gesetztafeln, aber Appius Claudius zeigte sich bald in seiner wahren Gestalt. Er und seine Amtsgenossen erschienen jeder mit zwölf Lictoren und erschreckten dadurch das Volk dermaßen, daß es Könige vor sich zu sehen glaubte und sich alle Ungerechtigkeiten gefallen ließ. Diese erlaubte nun Appius Claudius den Patriciern, um nicht von ihnen in seinem Walten gehemmt zu werden, im vollen Maße, und nur rechtliche Männer wurden preisgegeben. Als sich nun wieder Feinde zeigten, ließ er zwei Heere werben und manchen wackern Mann, dessen Freiheitssinn ihm gefährlich schien, geflissentlich auf einen solchen Posten stellen, wo er umkommen mußte. Einen gewissen Siccius Dentatus ließ er sogar meuchlings ermorden. Waren dadurch schon die Kriegsheere aufgebracht, so wurden es noch mehr die Bürger in Rom durch die Bubenstücke dieses Mannes, und wiederum veranlaßte eine rohe Gewaltthat, die an einer römischen Jungfrau verübt wurde, allgemeinen Aufstand und Rettung vor der Wuth des Tyrannen. Appius Claudius, so alt er auch war, wünschte längst schon Virginien, die schöne Tochter des Hauptmanns Virginius, der vor dem Feinde stand, zu besitzen. Dieses Mädchen ging einst in Begleitung ihrer vormaligen Wärterin in die Schule, wo sie ein Client des Appius unvermuthet anredete und als die Tochter einer seiner Sklavinnen gewaltsam mit sich fortziehen wollte. Die umstehenden Weiber erheben sogleich ein Geschrei und eine Menge Volks eilt herbei, dem Bösewichte seine Beute zu entreißen. Dieser erzählt ganz frech und trotzig, es sei diese Virginia durch ihre Amme der Gattin des Virginius anstatt ihres jäh verstorbenen Kindes unterschoben worden, und berief sich auf gerichtliche Entscheidung. Die Sache kam vor den mächtigen Appius, der dem Clienten sein Recht zu untersuchen versprach, nur müsse er bis auf den folgenden Tag warten, bis Virginius, den er sogleich vorladen wollte, aus dem Lager zurückgekommen sei, um auch vor Gericht zu erscheinen. Appius sandte wirklich in's Lager, doch mit dem Befehle, den Hauptmann zu verhaften und nicht in die Stadt zurückkehren zu lassen.

Indeß hatten sich zwei römische Jünglinge unverzüglich zu Rosse gesetzt und trafen glücklich früher im Lager ein, als der Verhaftsbefehl eintreffen konnte. Virginius eilte von Angst beflügelt und von Zorn, und am andern Morgen stand er mit seiner Tochter in Trauerkleidern vor dem Richter. Das Volk, das da versammelt war, hatte ihm seinen Beistand verheißen; als aber Appius Claudius wüthender als je und allem Rechte und aller Vernunft zum Trotze Virginien dem Clienten zusprach, rief Virginius vergebens den Schutz des römischen Volkes an; denn es war während der Regierung der Zehnmänner die Berufung an's Volk ungültig, und als sich die Menge doch drohend zusammenrottete, hieß Appius Lictoren unter sie fahren und den Haufen aus einander schlagen. Das Volk wich wie betäubt zurück, und Virginie stand da, verlassen, einem gemeinen Bösewichte als Sklavin zuerkannt. Da bat Virginius um die Gnade, die Amme in Gegenwart des Mädchens genau und um die nähern Umstände befragen zu dürfen, und als ihm dieses gestattet wurde, führte er seine Tochter bei Seite, bemächtigte sich in der nächst stehenden Bude eines Messers, und mit den Worten: „Kind, dieses einzige Mittel bleibt mir, dich zu retten," stieß er ihr dasselbe in die Brust. Sie sank zu den Füßen des verzweifelten Vaters, er machte sich aber mit dem blutigen Eisen Platz durch die Menge und rannte von Rache und Schmerz gejagt zurück in's Lager, während das Volk, durch die Gräuelthat empört, mit wildem Tosen über die Lictoren herfiel, ihre Stabbündel zerbrach und selbst den Richter in Stücke zu reißen drohte. Nur zwei bei dem Volke beliebten Senatoren, Lucius Valerius und Marcus Horatius, gelang es, dies zu verhüten und den allgemeinen Aufstand zu beschwichtigen. Das Kriegsheer jedoch, als es die Geschichte aus dem Munde des unglücklichen Vaters, der von mehreren hundert Bürgern begleitet gekommen war, vernahm, erhob sogleich mit furchtbarem Geschrei die Waffen, und ohne auf den Befehl des Kriegsobersten zu warten, zog es in geschlossenen Reihen auf die Stadt los. Auf dem aventinischen Berge machten sie Halt und lagerten sich dort, wohin dann auch Bürger aus Rom mit Weib und Kindern in großer Menge kamen, alle den Zehnmännern fluchend und Rache drohend. Während dessen hatte sich der Senat versammelt; weil aber Appius Claudius und die meisten Patricier die billigen Vorschläge des Valerius und Horatius nicht hören wollten, kam kein Beschluß zu Stande, und das Kriegsheer zog mit den Bürgern auf den heiligen Berg, wo sich auch das andere Heer, das in der Ferne die Nachricht bekommen hatte, einfand. Als nun die Stadt verlassen einer Einöde glich, sandte endlich der Senat die beiden Volksfreunde Valerius und Horatius hinaus. Diesen gelang es, das Volk und das Heer wieder in die Stadt zurück zu bewegen, doch mußten sie versprechen, die Volkstribunen, die Berufung an das Volk wieder herzustellen und die Zehnmänner abzuschaffen. Alles dieses bestätigte der Senat, und an die Stelle der Zehnmänner wurden Horatius und Valerius zu Consuln erwählt. Sobald wieder Alles zur alten Ordnung zurückgekehrt war, legten die Tribunen eine feierliche Anklage der

Zehnmänner ein. Sie wurden vor Gericht gestellt und Appius nebst Oppius, die Verhaßtesten unter Allen, eingekerkert; Beide gaben sich aber im Gefängniß den Tod, um ihrem Urtheil zuvorzukommen; die Uebrigen wurden Landes verwiesen und ihre Güter eingezogen.

Nun schien das Loos der Plebejer wirklich allmälig gegen die Bedrückungen der Großen gesichert zu sein; aber die Tribunen waren noch nicht zufrieden, die Scheidewand zwischen Patriciern und Plebejern sollte auch fallen, Eheverbindungen zwischen beiden Ständen und Besitzung der Consularwürde sollte noch stattfinden. Fünf Jahre nach der Abschaffung der Zehnmänner wurden diese Forderungen so ungestüm erneuert, daß man nachgeben mußte. Für's Erste wurden jedoch nur die vermischten Ehen erlaubt; weil man aber die Consularwürde durch Plebejer für herabgesetzt hielt, sollten künftig anstatt der Consuln Kriegstribunen mit consularischer Gewalt bestehen, wozu auch Plebejer gewählt werden durften. Diese, anfangs drei, dann vier, später sechs, einigemal acht, standen nun durch 78 Jahre dem Staate vor, so zwar, daß bisweilen, wenn die Volkstribunen nicht dagegen waren, wieder Consuln gewählt wurden. Seltsam war es, daß sich die Plebejer mit dem Zugeständnisse begnügten und erst zwanzig Jahre darnach das Kriegstribunat wirklich einem gemeinen Bürger übertragen wurde. Dafür schuf aber der Senat das Censoramt, eine neue Würde, die nur Patricier erhalten sollten. Da nämlich die Consuln und Kriegstribunen der immerwährenden Kriege wegen nicht Zeit hatten, die Schätzung alle fünf Jahre zu halten, sollte den Censoren dieses Geschäft aufgetragen sein. Man wählte dazu Männer von unbescholtenem Rufe und großem Ansehen bei dem Senate sowohl, als auch bei dem Volke, denn sie wachten zugleich mit Strenge über die Sitten und hatten das Recht, Senatoren und Equites (Ritter) ihrer Würde zu entsetzen, wenn sie sich schlechte Aufführung zu Schulden kommen ließen.

§. 6. Camillus 396—366 v. Chr.

Um diese Zeit lebte in Rom Furius Camillus, ein Patricier, der durch seine Tapferkeit als Kriegstribun, Consul und Dictator, und seine kluge Mäßigung bald der angesehenste Mann in Rom wurde. Schwere Kriege wurden damals geführt, von allen Seiten stürzten oft die benachbarten Völker, die noch nicht besiegt waren, auf die Römer los, deren Herrschaft jedes freisinnige Volk reizen mußte, und der Sieg über sie war immer nur mit großer Anstrengung zu gewinnen. Um den Krieg desto wirksamer zu führen, bewilligte der Senat den Kriegern nun auch einen Sold; die Freude des Volks darüber war außerordentlich, und das Kriegsheer zog desto freudiger in's Feld. Den meisten Widerstand unter allen Feinden leistete Veji, eine mächtige Stadt der Etrusker, mit welcher viele andere Völkerschaften verbündet waren. Man belagerte sie lange vergebens; da aber die römischen Krieger

gewöhnlich nur auf die Sommerszeit geworben und dann heimgelassen wurden, um wieder für ihr Haus zu sorgen, zog sich die Belagerung in die Länge. Man konnte also die Stadt nicht durch Hunger zur Uebergabe zwingen, darum vermochten die Kriegstribunen, unter denen auch Camillus war, das Kriegsheer, den Winter über im Felde zu bleiben. Im zehnten Jahre der Belagerung wurde Camillus zum Dictator ernannt, und es gelang ihm endlich, Veji durch Untergrabung zu erobern. Unermeßliche Beute fiel hier den Römern in die Hände; weil aber Camillus es nicht zugeben wollte, daß diese unter die Soldaten und Bürger gleich vertheilt werde, und durch einen beispiellos prächtigen Triumph mit weißen Rossen sich überhob, wurde er durch die Volkstribunen fälschlich angeklagt, von der vejentinischen Beute Vieles unterschlagen zu haben. Man trug darauf an, ihm eine Geldbuße aufzulegen; doch Camillus, zu stolz, sich diese Demüthigung gefallen zu lassen, ging freiwillig nach der benachbarten Stadt Ardea in's Exil. So mächtig war nun schon die Demokratie, daß sie, wie in Athen, diejenigen Männer stürzen und verweisen durfte, die ihres Ansehens wegen der Freiheit des Volkes gefährlich werden konnten, und das Beispiel des Coriolanus wurde wiederholt; doch edler benahm sich Camillus, wie wir hören werden, als dieser, und edler auch, als Themistokles und Alcibiades, denn er vergaß nie, daß er ein Römer sei, und dachte nie daran, sich an seinem Vaterlande zu rächen.

Wie selten aber die großen Männer sind, und wie sehr selbst in Rom der hohe Sinn eines einzigen Mannes nöthig war, um den stolz aufgeführten Bau dieses Freistaats zu erhalten, erhellt aus der Geschichte dieses Mannes und seiner Zeit. Er war kaum aus Rom entfernt, als übereilte Thaten diese Stadt an den Rand des Verderbens führten. Im Norden von Italien hausten damals die senonischen Gallier, ein wildes, kriegerisches Volk, das sich nun auch in das fruchtbare und wohlangebaute Etrurien herabzog, dessen Rebenhügel es längst gereizt hatten. Sie belagerten die Stadt Clusium, welche die Römer um Hülfe bat. Diese sandten drei junge Männer, die, anstatt zu unterhandeln, sich in die Reihen der Krieger mengten und im Gefechte einen gallischen Hauptmann tödteten. Die Gallier forderten wegen Verletzung des Völkerrechts Genugthuung, die sie aber nicht erhielten, vielmehr wurden die drei Gesandten (sie waren aus der patricischen Familie der Fabier) für's nächste Jahr zu Consulartribunen ernannt. Dies empörte die Barbaren, und sie kamen alsobald mit ihrer ganzen Macht gegen Rom gezogen. An dem Flüßchen Allia trafen sie auf das römische Heer, worunter diesmal die ganze Jugend, voll Begierde, mit dem wilden Volke zu kämpfen, sich befand. Allein wie erschrak die muthige Kriegsschar, als sie ein unabsehbares Heer mit furchtbarem Schlachtgesange auf sich einstürzen sah. Bisher hatten es die Römer meist nur mit einer geringen Anzahl Feinde zu thun, gegen diese Macht waren sie aber nur ein Häuflein, das sich vergebens in langen Reihen auszubreiten suchte, um nicht von der Menge umringt zu werden. Bald ward ihre Mitte durchbrochen, und getrennt wurden sie nun

niedergemetzelt, daß nur kleine Scharen nach Veji entrannen. Bald vernahmen die Bürger und Senatoren in Rom die Schreckenspost, und als man schon in der nächsten Nacht den heulenden Gesang der Barbaren hörte und die hellen Wachfeuer sah, raffte sich die ganze Bevölkerung mit allen ihren Waffen, Lebensmitteln und Schätzen auf und eilte auf das Capitol, um sich auf dieser Burg zu vertheidigen. Die alten Senatoren und Priester aber, die den Tag nicht überleben wollten, wo Feinde in Rom einziehen würden, ließen sich feierlich den Todesgöttern weihen und setzten sich in ihren Ehrenkleidern in den Hallen vor ihren Häusern nieder, um so die Gallier zu erwarten. Diese kamen nun mit ihrem Feldherrn **Brennus**, wunderten sich über die offenen Thore und die Einöde der Stadt, und als sie die Greise sitzen sahen, meinten sie, es seien Götterbilder. Ein Gallier näherte sich Einem derselben und faßte ihn, um zu sehen, ob das lebe oder Stein sei, beim Barte, wogegen der Römer erzürnt ihn mit seinem elfenbeinernen Stabe auf das Haupt schlug. Alsobald fielen die Barbaren über die Greise her und ermordeten sie allesammt. Darauf wurde die Stadt geplündert, die Häuser zerstört und angezündet. Allein das Capitol zu erstürmen, war ihnen nicht möglich, sie lagerten sich blos um dasselbe, und sicher hätten sie die Besatzung durch Hunger zur Uebergabe gezwungen, wäre nicht von außen Hülfe gekommen. Die Gallier streiften nämlich nach der Einäscherung Roms in der ganzen Gegend umher und kamen auch gegen Ardea. Hier sammelte der tapfere Camillus die waffenfähige Mannschaft in Eile, überfiel mit derselben eine Schar der Barbaren zur Nachtzeit und richtete unter ihnen ein gräßliches Blutbad an. Die römischen Flüchtlinge in Veji hörten von dieser That und eilten bald, sich mit den Andern zu vereinigen, und baten Camillus, sie gegen den Feind anzuführen und das Capitol zu entsetzen. Allein Camillus konnte als Verwiesener die Stelle eines Feldherrn nicht wohl annehmen, ohne von dem römischen Senat und Volke dazu beauftragt zu sein. Darum sandten die Römer einen verwegenen Jüngling, er möge suchen auf die Burg hinaufzukommen und die Zurückberufung des Camillus und seine Ernennung zum Dictator verlangen. Das Wagniß gelang; Senat und Volk auf dem Capitol, erfreut über diese Nachricht, gewährten sogleich, was verlangt wurde, und der junge Römer ging denselben Weg wieder, ohne von dem Feinde bemerkt zu werden, nach Ardea zurück. Indessen wurde ein Gallier die Fußstapfen des kühnen Römers gewahr und man entdeckte, daß der Felsen an der einen Seite nicht unersteiglich sei. In einer sternlichten Nacht machten sich denn mehrere kühne Gallier auf, klommen in der größten Stille den Pfad hinan und gelangten auf die Mauer, ohne von den Wachen bemerkt zu werden. Da erhoben eine Schar Gänse, welche im Tempel der Juno gehalten wurden, ein helles Geschrei, **Marcus Manlius**, der ehemalige Consul, erwachte, ergriff seine Waffen, machte Lärm und voraneilend stieß er die ersten Gallier mit seinem Schilde von der Zinne herab. Die Herabstürzenden und der nachfolgende Hagel von Steinen und Pfeilen räumte in kurzer

Zeit die Höhe von allen Feinden, und der Versuch wurde nicht wieder gewagt.

Indeß währte es doch noch lange, bis Camillus, der erst aus den nächsten lateinischen Städten Hülfsvölker an sich zog, vor Rom erschien, und die Belagerten verzweifelten schon, da sie nach siebenmonatlicher Belagerung bereits an Allem Mangel litten und böse Krankheiten einrissen, und boten den Galliern ein reiches Lösegeld an. Brennus begehrte 1000 Pfd. Goldes, eine beinahe unerschwingliche Summe für die Römer, die damals noch reicher an Tapferkeit als an Schätzen waren. Man brachte dennoch dieses Gold zusammen, indem man auch den Tempel des capitolinischen Jupiters beraubte, heilige Gefäße und andere Kleinodien hergab und jede Matrone ihren kleinen Schmuck willig beisteuerte. Der Tribun Sulpicius kam herab in's gallische Lager, um den Barbaren das Gold zu übergeben. Allein er bemerkte, daß die Gallier, welche sich anschickten, das Gold abzuwägen, ein größeres Gewicht hatten, und Sulpicius wollte dieses nicht gelten lassen. Es entstand ein Wortwechsel, bis Brennus, dessen müde, sein Schwert sammt dem Wehrgehänge auf die Wagschale, wo das Gewicht lag, hinwarf. „Was soll das?“ fragt Sulpicius. Des Brennus trotzige Antwort war: „Weh dem Besiegten!“ In demselben Augenblicke schmetterten die Trompeten der römischen Reiter, an deren Spitze Camillus eben von Ardea herkam. Der Dictator hört sogleich den Hergang der Unterhandlung, erklärt kraft seiner Würde den Vertrag für nichtig, läßt das Gold auf das Capitol zurückbringen und verjagt die Gallier nach einem kurzen Gefechte und verfolgt sie bis in ihr Lager. Die Barbaren stellen sich eilig in Schlachtordnung, und da das Fußvolk der Ardeaten und Lateiner mittlerweile angekommen war, beginnt eine mörderische Schlacht, aus welcher sich nur wenige Gallier mit der Flucht über die Tiber retten. So war Rom durch den großen Camillus gerettet; auf dem Capitol empfing ihn das Volk und der Senat mit lautem Jubel und den Göttern wurden Opfer gebracht. Als hernach ein großer Theil des Volks darauf bestand, anstatt des zerstörten Roms das bestehende Veji zu beziehen, widersetzte sich Camillus und bewog die Römer, ihre Stadt wieder auf's Neue und schöner, als sie vormals war, aufzubauen. Die Stadt war nicht sobald hergestellt, als auch sogleich der Eroberungsgeist der Römer wieder erwachte und ihr Stolz die Schmach der Niederlage bei Allia durch neue Siege auszulöschen strebte. Während sich aber dadurch die Macht und das Gebiet der Republik von Jahr zu Jahr erweiterte, erhoben sich auch die Ansprüche der Plebejer wieder, die noch immer von der höchsten Gewalt und von dem Gewinne ausgeschlossen waren, welchen der Republik die glücklichen Kriege brachten. Daher neue Aufstände und Unruhen in Rom und beständige Reibungen zwischen Senat und Volk. Dem alten Camillus ward es aufbehalten, die Eintracht herzustellen, und wieder waren es Frauen, die zu einem endlichen Siege der Plebejer die Veranlassung gaben. Der Patricier Marcus Ambustus Fabius hatte zwei Töchter, von denen die eine an Licinius Stolo,

einen angesehenen Plebejer, die ältere an den Patricier Servius Sulpicius verheirathet war. Als der Letztere die Würde eines Consulartribuns bekleidete, geschah es einst, daß die Schwestern im Hause desselben beisammen waren, als der Lictor, um die Rückkunft des Herrn zu melden, wie gewöhnlich, mit den Stäben an die Hausthür schlug. Die jüngere Schwester fuhr erschrocken zusammen und wurde von der vornehmen Schwester deshalb ausgelacht, die es wohl wußte, was das Pochen zu bedeuten habe. Gleich darauf trat der Tribun wirklich ein, und ein glänzendes Gefolge von Senatoren mit ihm, das sich dann ehrerbietig beurlaubte. Alles dieses schmerzte die Gattin des Plebejers, dem solche Ehren nicht bevorstanden, daß sie ihren Vater und Gatten ernstlich beunruhigte, diese unverdiente Schmach der Plebejer zu lösen. Wirklich vereinigten sich Beide mit einem jungen Plebejer, Lucius Sextius Lateranus, und schon im folgenden Jahre traten Licinius und Sextius als Volkstribunen öffentlich auf und begehrten, daß endlich einmal Consuln aus den Plebejern erwählt würden. Doch stemmten sich die Patricier noch zehn Jahre hindurch, bis endlich das Volk zu den Waffen griff und auszuziehen drohte, und Camillus, der in dieser Noth zum Dictator ernannt worden war, seine Zeit erkannte und einwilligte. Drei und zwanzig Jahre nach der Verheerung Roms durch die Gallier wurde also Lucius Sextius Lateranus zum Consul aus dem Plebejerstande erwählt und von Camillus der Göttin der Eintracht ein Tempel erbaut.

§. 7. Pyrrhus König von Epirus und die Eroberung Tarents.

Je kräftiger Rom im Innern wurde, desto eifriger verfolgte es seine Siege gegen auswärtige Völker und ruhte nicht, bis ganz Mittelitalien erobert war. Nun wandten sie sich gegen Unteritalien, wo das tapfere Volk der Samniter wohnte, das erst nach einem Kampfe von 70 Jahren bezwungen werden konnte. Große Männer führten damals die römischen Legionen, der größte, Curius Dentatus, verdient genannt zu werden, der einige Mal als Consul und Dictator glänzende Siege über die Feinde erfocht und jedesmal heimkehrend aus ruhmvollem Kriege, wenn er seine Würden niederlegte, auf sein kleines Landgut sich begab, wo er in größter Armuth lebte und mit seinen Händen das Feld selbst pflügte. Zu ihm kamen einst samnitische Gesandte und brachten ihm prächtige Gefäße von Gold, um günstige Friedensbedingungen zu erlangen. Er saß eben in seiner kleinen Hütte und röstete sich am Herde Rüben zum Mittagsmahle. „Nehmet nur," sprach er, „das Gold wieder nach Hause, ich esse lieber meine Rüben in irdenen Gefäßen und herrsche über diejenigen, die das Gold besitzen."

Jedoch gelangte mit den gehäuften Siegen auch das gefährliche Gold nach Rom. Während der Kriege mit den Samnitern kamen die Römer auch mit den reichen griechischen Städten in Berührung, die in Unteritalien (meist an der Meeresküste gelegen) durch Handel und Schifffahrt zu großer Macht

gediehen waren. Die wichtigste darunter war Tarent, wo Alles, was Afrika, Asien und Griechenland Kostbares und Schönes hatte, zu Markte gebracht wurde, und die reichen Einwohner, einem üppigen Leben hingegeben, an nichts weniger dachten, als mit einem kriegerischen Volke, wie die Römer waren, auf den Kampfplatz zu treten. Und doch beleidigten sie diese Römer, indem sie ihre Schiffe, die in ihren Hafen wie zu einem befreundeten Volke eingelaufen waren, theils nahmen, theils zur Flucht nöthigten. Es kommen Gesandte aus Rom, und verlangen deshalb Genugthuung; doch werden diese von den übermüthigen Tarentinern, die alle Völker, die nicht so köstlich und prächtig lebten wie sie, verachteten, verspottet und verlacht. Da wird ihnen von Volk und Senat der Krieg angekündigt; doch erst die Annäherung eines römischen Heeres brachte sie zur Besinnung, und weil sie selbst zu feige und zu weichlich waren, in's Feld zu rücken, baten sie den König Pyrrhus aus Epirus um Hülfe. Pyrrhus aus dem Geschlechte des Aeacus (Vaters des Achilles) war der größte Feldherr seiner Zeit, der bei einem nach griechischer und macedonischer Kriegskunst gebildeten Heere auch die unersättliche Eroberungssucht des großen Alexander besaß und schon in Griechenland allen benachbarten Staaten gefährlich war. Die Einladung der Tarentiner kam ihm daher gelegen; weil er von der großen Tapferkeit der Römer gehört hatte, trug er Verlangen, sich mit ihnen zu messen, und hoffte zuversichtlich, ganz Italien zu erobern. In Tarent angekommen, mißfiel ihm das unkriegerische und üppige Leben der Bewohner. Er verbot sogleich alle Gastmähler, ließ die Theater, Spielplätze und Musiksäle schließen, die Jugend bewaffnet unter sein Heer stecken und alle Verdächtigen, denen diese Maßregeln nicht zu gefallen schienen, aus der Stadt verweisen. Wie erschraken da die leichtsinnigen Tarentiner, die einen Bundesgenossen erwartet hatten und nun einen gebietenden Herrn bekamen! Die Römer, von des Pyrrhus Ankunft benachrichtigt, sandten sogleich ein großes Heer unter dem Consul Lävinus. Bei Heraclea in Lucanien kam es zur Schlacht. Siebenmal wurden die Römer geworfen und erneuerten siebenmal wieder die Schlacht. Da führte Pyrrhus seine Elephanten (er hatte deren zwanzig bei sich) in die Schlacht. Diese in Italien noch nie gesehenen Riesenthiere, von den Römern lucanische Ochsen genannt, weil ihnen auch der Name unbekannt war, brachten eine solche Verwirrung unter das römische Heer, daß in Kurzem die Schlacht entschieden war. Pyrrhus hatte gesiegt, doch mit der Einbuße seiner größten Feldherrn und seiner besten Truppen. Als er nach der Schlacht die Gefallenen betrachtete und fand, daß alle die Todeswunde auf der Brust hatten, rief er aus: „Wie leicht sollte es mir werden, mit solchen Kriegern die ganze Welt zu erobern!“ Unter einem furchtbaren Ungewitter, in welchem 34 Soldaten vom Blitze erschlagen wurden und 32 mit ihren Lastthieren betäubt liegen blieben, zogen sich die Römer in die Berge von Apulien zurück. Als aber Pyrrhus gegen Rom zog, weil er die Hauptstadt nach dieser Niederlage der Feinde mit leichter Mühe und bald zu erreichen hoffte, traf er zu seinem Erstaunen wieder auf ein gerüstetes Heer, mit dem er nicht

Lust hatte ein Treffen zu wagen. Er begann Unterhandlungen einzuleiten, bekam aber vom römischen Senat die stolze Antwort: „So lange er sich in Italien befinde, sei an keine Unterhandlung zu denken.“ Er suchte den Fabricius, einen der angesehensten Senatoren, der aber so arm wie Curius war, mit Versprechungen zu gewinnen; allein vergebens. Noch eine Schlacht wurde bei Asculum geliefert, welche so unentschieden blieb, daß sich jeder Theil den Sieg zuschrieb. Damals kam der Leibarzt des Königs zu Fabricius und versprach ihm, für ein angemessenes Geschenk seinen Herrn zu vergiften, allein der edle Römer ließ den Menschen zurückführen und dem König den Verrath berichten. Diese Großmuth bewog diesen, alle römischen Gefangenen ohne Lösegeld heimzusenden und überdies seinen ersten Feldherrn mit den ausgesuchtesten Kostbarkeiten und besonders viel Frauenschmuck nach Rom zu schicken, um damit die Patricier zu gewinnen. Auch diese Sendung war erfolglos, es hieß, Pyrrhus solle Italien verlassen, dann würde Friede sein.

Recht erwünscht war es daher dem König, daß ihn die Syracusaner eben damals um Hülfe baten; er ließ eine starke Besatzung in Tarent und schiffte nach Sicilien über, wo er aber an den Carthagern einen hartnäckigen Feind und wenig Waffenglück erfuhr. Die Römer hatten sich mit Carthago gegen Pyrrhus verbündet, und ihr Heer wandte sich zugleich gegen die Samniter, die, schon beinahe überwältigt, bei der Ankunft des Pyrrhus wieder zu den Waffen griffen. Dieses Volk sowohl, als die Griechen in Unteritalien wurden mit ihren Städten eingenommen und unterworfen. Da kam Pyrrhus, dessen Flotte indeß die Carthager größtentheils zerstört hatten, von den geängstigten Tarentinern zurückgerufen, wieder nach Italien, wo auch schon Verstärkungen aus Epirus eingetroffen waren. Trotz einer furchtbaren Pest, die in Rom Tausende hinwegraffte, und trotz der schrecklichsten Vorbedeutungen, die das abergläubische Volk ganz entmuthigten, so daß es glaubte, der Untergang Roms sei durch die Götter beschlossen worden, ließ sich der Senat nicht abhalten, Alles gegen Pyrrhus in Bewegung zu setzen. Die Bürger wollten nicht unter Waffen treten, da ließ Curius Dentatus, den wir schon von Seite seines unerschütterlichen Römersinnes kennen gelernt, das Volk versammeln, und jeder Einzelne mußte ein Loos ziehen, und dabei machte er bekannt, daß Jeder, der sich beim ersten Aufruf weigern würde, Kriegsdienste zu thun, sein Vermögen, beim zweiten seine Freiheit verlieren würde, weil der Staat keine Bürger gebrauchen könne, die nicht gehorchen wollten. Niemand wagte es, sich zu widersetzen, Curius zog mit einem großen Heere gegen den Feind aus. Bei Maleventum kam es zur Schlacht. Die Römer waren nun schon den furchtbaren Anblick der Elephanten gewohnt, auch hatte ihnen Curius gelehrt, die Rüssel derselben mit brennenden Pfeilen zu verwunden, worauf die Thiere in Wuth versetzt unter das Heer der Epiroten selbst fuhren und mehr derselben als Feinde tödteten. Pyrrhus verlor fast sein ganzes Heer, und nur von wenig Reitern begleitet entkam er nach Tarent. Er verließ auch bald Italien, und als er in Griechenland diese Schmach

durch neue Kriegsthaten auslöschen wollte, fiel er bei der Erstürmung von Argos von dem Steinwurfe eines alten Mütterchens, das seinen gefallenen Sohn rächen wollte. Sein von den Römern erobertes Lager lehrte diesen die Kunst der Griechen, feste Lager zu bauen. Curius und sein Amtsgenosse feierten aber darauf den glänzendsten Triumph, der bisher in Rom gesehen ward. Epiroten, Macedonier und andere verschiedene Griechen Unteritaliens gingen als Gefangene gefesselt vor dem Triumphwagen einher. Glänzende Waffenrüstungen, Bildsäulen, Gemälde, Gold, Purpur und tausend andere Kostbarkeiten wurden als Beute vor den Augen des erstaunten Volks auf das Capitol getragen; die meiste Bewunderung erregten aber vier Elephanten mit ungeheuern Thürmen auf den Rücken. Von dieser Beute wurde alsdann eine große Wasserleitung angelegt und die erste römische Silbermünze geprägt; ob Maleventum damals oder später Beneventum genannt wurde, ist ungewiß.

Nun vollendeten die Römer erst die Eroberung von ganz Unteritalien und zuletzt kam die Reihe auch an Tarent. Die Carthager beeilten sich, dasselbe mit ihrer Flotte zu erobern; doch eben als diese in den Hafen einlief, zogen die Römer, denen sich die bedrängten Tarentiner ergeben hatten, in die Stadt. Dies war die erste Veranlassung zu Mißhelligkeiten zwischen Rom und Carthago, weil die Schiffe des letztern unverrichteter Sache abziehen mußten. Großmüthiger als gewöhnlich waren daher auch die Römer gegen Tarent, sie ließen dieser Stadt ihre innere Verfassung und bedungen sich blos Auslieferung ihrer Waffen und Schiffe, Niederreißung ihrer Mauern und Tribut. Von dieser Zeit an, 272 v. Chr., beginnt zuerst einiger Aufwand und Ueppigkeit in Rom. Von der Beute kam ein großer Theil auch auf die einzelnen Bürger; Männer wie Cincinnatus, Fabricius und Curius, die ungeachtet ihrer hohen Stellung mit eigener Hand pflügten, wurden immer seltener, denn eine Unzahl von Sklaven, wozu alle Kriegsgefangenen gemacht wurden, reichten hin, alle Feld- und Hausdienste zu verrichten.

§. 8. Erster punischer Krieg v. J. 264—241 v. Chr.

Im Kriege mit den italischen Seestädten und mit Pyrrhus, der über das Meer gekommen war, sahen die Römer immer mehr die Wichtigkeit der Schifffahrt ein. Wollten sie aber dieselbe auch nur des Handels wegen erweitern, so mußten sie mit den Carthagern oder Puniern (Phöniciern), den damaligen Beherrschern des mittelländischen Meeres, in Streit gerathen. Dieses kaufmännische Volk hatte nicht nur in Afrika ein großes Gebiet, sondern beherrschte auch mit seinem Golde alle benachbarten Staaten dieses Erdtheils, auch war ihnen Sardinien und Corsica unterthan und Sicilien suchten sie längst schon zu unterjochen. Ein Haufe von Miethssoldaten aus Unteritalien, die sich Mamertiner (Söhne des Mars) nannten, hatte sich die Stadt Messana (heute Messina) unterworfen, woraus sie die Syracusaner ver-

treiben wollten. Die Carthager waren sogleich bereit, den Abenteurern ihren Schutz gegen Syracus anzubieten, als diese aus Furcht, die angebotene Hülfe mit Unterwerfung zahlen zu müssen, lieber nach Rom um Beistand sandten. Die Römer zögerten eine Weile, weil sie solchen Landstreichern nicht Vorschub leisten wollten; als aber die Carthager in die Stadt zogen, hielten sie es für gefährlich, denselben eine so wichtige Besitzung zu lassen, und ein römisches Heer kam nach Sicilien und verdrängte die Carthager. So begann der erste punische Krieg. Die Carthager wurden bald auf allen Punkten geschlagen, nur zur See behielten sie die Oberhand. Da schufen die Römer in Eile die erste Flotte und schlugen mit derselben die Carthager. Regulus landet sogar in Afrika und bedroht die Hauptstadt, wurde aber von Xanthippus, der mit 10,000 gemietheten Lacedämoniern den Carthagern zu Hülfe gekommen war, geschlagen und gefangen. Nun wird derselbe nach Rom gesandt, um günstige Friedensbedingungen zu vermitteln, widrigenfalls aber gab er das Wort, wieder in die Gefangenschaft zurückzukehren. Der großherzige Römer kam nach Rom, entdeckte dem Senate die mißliche Lage der Carthager, widerrieth den Frieden und kehrte ungeachtet der Bitten seiner Angehörigen in die Gefangenschaft zurück, wo er, wie einige Geschichtschreiber melden, eines martervollen Todes soll gestorben sein. Auf seinen Rath wurde aber nun der Krieg eifrig fortgesetzt; ob auch mehrere Flotten durch Seestürme vernichtet wurden, ließen sie doch nicht ab, bis Lutatius Catulus im drei und zwanzigsten Jahre des Krieges die ganze Seemacht der Carthager in einer Schlacht zerstörte, worauf die Ueberwundenen, für ihre Hauptstadt besorgt, Frieden anboten. Sie erlangten ihn unter der Bedingung, Sicilien für immer zu räumen, sich aller Eroberungen im mittelländischen Meere und an den europäischen Küsten zu enthalten und dritthalb Millionen Thaler unseres Geldes als Tribut den Römern auszuzahlen. Das geräumte Sicilien nahmen nun die Römer in Besitz, nahmen auch mitten im Frieden den Carthagern das damals sehr ergiebige Sardinien. Carthago's größter Feldherr jener Zeit, Hamilcar, flößte seinen in Wohlleben erschlafften Landsleuten indessen so viel kriegerischen Sinn ein, daß sie fremde Soldaten mietheten, mit welchen der Held zur Entschädigung für Sicilien und Sardinien die Eroberung Spaniens begann. Die Römer aber unterwarfen sich während dieser Zeit einen großen Theil von Oberitalien und züchtigten die Königin von Illyrien, Teuta, welche durch Seeräubereien das adriatische Meer beunruhigte. Sie mußte dem Throne entsagen und an die Stelle ihres unmündigen Sohnes einem Statthalter das Reich überlassen. Als aber dieser selbst nach der Krone strebte und sich der Oberherrschaft der Römer entziehen wollte, wurde Illyrien ganz unterworfen, so daß nun die römische Herrschaft schon bis über das adriatische Meer reichte und an Macedonien und Griechenland grenzte.

§. 9. Hannibal. Zweiter punischer Krieg. V. 218—201 v. Chr.

Als Hamilcar nach Spanien reiste, bat sein neunjähriger Sohn, Hannibal, ihn mitzunehmen; der Vater wollte ihm diese Bitte gewähren, wenn er ihm ein feierliches Gelübde thäte, die Römer zu hassen, so lange er lebe. Er führte also den Knaben an einen Altar, den er mit seinen Armen umfassen mußte, und hieß ihn dies bei Anrufung der Götter schwören. Hannibal ging darauf mit nach Spanien und wurde im Lager erzogen, ganz anders, als die übrige carthagische Jugend, die in Wohlleben und aller Bequemlichkeit zu Hause verweichlichte. Eben so gelang es auch dem Feldherrn, die punischen Jünglinge, die mitgezogen waren, zum Kriege abzuhärten und so allmälig ein vaterländisches Heer zu bilden, während man bisher in Carthago nur Miethssoldaten hatte. Wirklich eroberte Hamilcar in neun Jahren einen großen Theil von Spanien, kam aber in einem Treffen um. Dasselbe Schicksal hatte auch sein Nachfolger und Schwiegersohn, der schöne Hasdrubal, der an der Küste des mittelländischen Meeres die Stadt Neu-Carthago erbaut hatte. Nun rief das Heer den sechsundzwanzigjährigen Hannibal zum Feldherrn aus und der Senat von Carthago bestätigte diese Wahl. Dies war einer der größten Feldherren aller Zeiten, der nebst ungemeiner Tapferkeit auch die Kunst verstand, wie Keiner, durch gute Stellungen meist den Sieg auf seine Seite zu neigen. Dabei hatte er den Eidschwur nicht vergessen, und setzte sein ganzes Leben daran, die Römer zu verfolgen. Was sein Vater und Schwager in Spanien noch nicht erobert hatten, das eroberte er und auch vor das feste Sagunt rückte er, obwohl es eine Bundesstadt der Römer war. Die Römer ließen ihn mahnen, von der Belagerung dieser Stadt abzustehen, und erklärten dieselbe für Friedensbruch. Hannibal kehrte sich nicht daran und ängstete die Saguntiner dermaßen, daß sie in der größten Noth und Verzweiflung ihre Stadt anzündeten und meist freiwillig in den Flammen ihrer Häuser umkamen. Da schickten die Römer nach Carthago und forderten Genugthuung und Bestrafung des Feldherrn; als ihnen aber diese nicht gewährt wurde, erfolgte die Kriegserklärung, und so begann ein neuer Kampf von 17 Jahren zwischen Rom und Carthago, drei und zwanzig Jahre nach Beendigung des ersten punischen Krieges. Hannibal zog sogleich über die Pyrenäen, kam mit Eilmärschen durch Gallien bis an die Rhone, wo er die Römer traf und schlug und in beständigen Gefechten mit den barbarischen Völkern der Gegend bis an die himmelhohen Alpen vordrang. Hier bahnte er sich den Weg nach Italien; den Weg, wo vor ihm nur mit Mühe unbelastete Wanderer hinanklimmen konnten, zog er mit einem schwer bewaffneten Heere, mit Reitern, Lastthieren und Elephanten.

Zu den Schrecknissen dieses Zuges kam noch die strengste Kälte, denn es war eben zur Winterszeit, und wie bekannt sind die Höhen der Alpen auch im Sommer mit Eis und Schnee bedeckt. Wie empfindlich mußte dies den

an afrikanische Hitze gewöhnten Carthagern sein! Auch konnte man auf die steilen Anhöhen nicht so viel Lebensvorrath mitnehmen, als für das ganze Heer auf mehrere Tage nöthig war. Es riß also auch bald unter dem Kriegsvolke Hungersnoth ein. Zu allem dem kamen beinahe tägliche Gefechte mit den wilden Alpenbewohnern, gegen die man auf den glättesten Wegen und auf den steilsten Abhängen Stand halten mußte. Ganze Glieder wurden durch die herabgeschleuderten Bäume und Felsen in die Abgründe gestürzt; besonders traf dieses die schwerfälligen und des Eises ungewohnten Elephanten, die fast alle zu Grunde gingen, indem sie an den glatten und steilen Pfaden ausglitschten, hinabstürzten und im Falle alle unterhalb klimmenden mit sich fortrissen. Endlich nach einem Marsche von neun Tagen, wo selbst die an knechtischen Gehorsam gewöhnten Afrikaner murrten, ließ Hannibal sein Heer zwei Tage auf den Eisfeldern der Alpen ausruhen. Hier zeigte er ihnen von einer erhabenen Stelle eine Aussicht, die Allen wieder Herz und Muth belebte; sie sahen nämlich zu ihren Füßen, freilich in unabsehbarer Tiefe, die reizenden Gefilde Italiens. Gestärkt durch diesen Anblick, weil sie nun das Land gesehn, das sie erobern sollten, begannen sie am dritten Tage von den Gebirgen herabzusteigen. Allein dies war weit gefährlicher als das Hinaufklimmen. Oft versanken die Männer in tiefe Schneelager und endlich kamen sie an einen Abgrund, der alles Fortschreiten hemmte; es mußte ein Weg durch einen Felsen gehauen werden. Endlich nach funfzehn Tagen erreichte Hannibal Italien; als er aber in der Ebene sein Heer musterte, fehlten mehr als dreißig tausend Mann. Mit dem Reste seiner Leute (beiläufig sechs und zwanzig tausend), welche abgezehrten Todtengerippen ähnlicher waren, als lebendigen Menschen, rückte er nun vor, um die fruchtbaren Ebenen des Po zu gewinnen, und sie folgten ihm, in der Verzweiflung, da sie keine Wahl hatten, als zu siegen oder des Hungers zu sterben.

Wäre diese verzweifelte Lage Hannibal's den Römern bekannt gewesen, oder hätte man dem Rathe einiger klugen Soldaten Gehör gegeben, Hannibal wäre mit seinem ganzen Heere schon in Oberitalien vor Hunger und Krankheit zu Grunde gegangen. Allein in Rom war damals die Demokratie so stark, daß beinahe Alles von ihrem Willen abhing; nun ist aber nach der beschränkten Einsicht gemeiner Menschen, die sich gerne von ihrer Leidenschaft hinreißen lassen, das beste Mittel, einen eindringenden Feind abzuwehren, wenn man sogleich mit aller Macht auf ihn losschlägt. Daß der Senat Mäßigung empfahl, konnte nichts helfen, denn die Plebejer glaubten immer dem Senate widerstreben zu müssen, daher wurden auch solche Prätoren gewählt, die voll jugendlicher Kampflust waren. Drei Heere rückten nun nach einander gegen Oberitalien und wurden alle drei auf's Haupt geschlagen, so daß Hannibal, dessen Truppen mit jedem Siege an Muth und Kraft wieder zunahmen, schon nahe vor Rom stand und der Schrecken, den man vor hundert zwei und siebenzig Jahren bei dem Einfalle der Gallier hatte, sich nun

wiederholte Da rettete der Dictator Quintus Fabius, den man von seiner Weise den Zauderer nannte, sein Vaterland. Klug und bedächtig schlug er sein Lager immer auf den höchsten Oertern auf, bewegte sich, so oft der Feind sich regte, schränkte aber auch zugleich dessen Bewegungen ein und überfiel kleine Kriegshaufen, die der Feind nach Lebensmitteln ausgeschickt hatte. Auf diese Weise hielt er ihn von der Hauptstadt ab, und weil Hannibal wieder in Noth und Mangel gerieth, eilte er über die rauhen Apenninen bei Rom vorbei in das fruchtbare Campanien. Auf diesem beschwerlichen Zuge verlor er selbst ein Auge, hatte aber bald die Freude, sich von dem lästigen Fabius befreit und sein Kriegsvolk mit allen Bedürfnissen versorgt zu sehen. Zu seinem Glücke siegte in Rom wieder die demokratische Partei: nebst dem erfahrenen Aemilius Paulus wurde auch der reiche Plebejer Terentius Varro, ein eben so unbesonnener als eigenwilliger Mann, zum Consul erwählt. Die beiden Consuln suchten den Feind in Campanien auf und fanden ihn in einer weiten Ebene bei der Stadt Cannä. Hier gab Terentius Varro wider den Willen seines Mitconsuls das Zeichen zum Angriff, und es erfolgte eine mörderische Schlacht, welche mit einer gänzlichen Niederlage der Römer endete. Funfzig tausend derselben blieben auf dem Platze und dreizehn tausend geriethen in Gefangenschaft, ja selbst der tapfere Consul Aemilius war unter den Todten. Der Schrecken über diese Niederlage war unbeschreiblich; die Wenigen, die sich aus der Schlacht gerettet hatten, hielten die Republik für verloren und wollten Italien verlassen, nur der junge Scipio konnte sie durch Ueberredung von diesem Entschlusse abhalten; sie kehrten nebst dem Consul Terentius Varro nach Rom zurück. Ganz unerwartet wurde letzterer, welcher durch seine unbesonnene Hitze das Unglück herbeigeführt hatte, mit Ehrerbietung empfangen, und als Hannibal Frieden anbot, antwortete man ihm, wie einst Pyrrhus: „In Italien kein Friede!“ Daß aber Hannibal nicht nach diesem Siege sogleich nach Rom gezogen sei, läßt sich aus der Geschichte seines Feldzugs in Italien erklären, in welchem sein Heer ungeachtet des beständigen Kriegsglücks doch durch die unsäglichen Beschwerden und immerwährenden Märsche sehr geschmolzen und selbst entkräftet war. Er mußte demselben nach zweijährigem Feldzuge endlich einmal Ruhe und Erholung gönnen, und bezog daher die Winterquartiere in Capua, um im Frühjahre mit frischem Kriegsvolke, das er aus Carthago erwartete, den Krieg fortzusetzen. Indessen war in Rom ein wackerer Mann zum Consul erwählt. Dies war Claudius Marcellus, der mit edler Humanität alte römische Sitten vereinte, und so, wie man den großen Fabius Roms Schild genannt hatte, hieß man ihn das Schwert. Hannibal harrte indeß vergebens auf Hülfe aus Carthago, er hatte dort viele Neider, die die Sendung derselben hintertrieben. Auch waren zwei Scipionen mit einem Heere in Spanien eingefallen, die den Carthagern in diesem Lande großen Abbruch thaten. Dagegen schloß Hannibal ein Bündniß mit dem Könige Philipp von Macedonien, der in das römische Illyrien

einfiel. Auch gewann er den König Hieronymus von Syracus. Während die römischen Heere nach allen Seiten hin ziehen mußten, versuchte sich Marcellus mit dem gefürchteten Hannibal mit vielem Glücke und stellte so das Gleichgewicht in Unteritalien wieder her. Den empfindlichsten Streich versetzte er aber seinem Gegner durch die Eroberung von Syracus, welches ihm, da er ganz abgeschnitten von seinem Vaterlande war, einzig und allein noch beistehen konnte. In dieser Stadt lebte damals der große Mathematiker und Mechaniker Archimedes, von dem man erzählt, er habe Brennspiegel erfunden, mit denen er die feindlichen Schiffe angezündet, und Maschinen, mit welchen ganze Schiffe aus dem Hafen emporgehoben und dann gewaltsam an die Felsen der Küste zurückgeschleudert worden seien. Dieser Mann, der die ganze Vertheidigung der Stadt leitete, verzögerte die Einnahme zwei Jahre lang, bis endlich den Römern verrathen wurde, daß die Syracusaner, die sich unter dem Schutze ihrer Kriegsmaschinen allzu sicher glaubten, das Fest der Diana feierten und die Wachen auf Wall und Mauern vernachlässigten. Marcellus ließ einige kühne Soldaten des Nachts die Mauern ersteigen und, als der Versuch gelang, mehrere nachfolgen, worauf Niedermetzelung der sorglosen Wachen und Eröffnung der Thore erfolgte, so daß die Römer in die Stadt eindringen und sie erobern konnten. Marcellus hatte seinem Heere, um dessen Muth zu befeuern, die Stadt zur Plünderung preisgegeben, doch auf's Strengste geboten, das Leben des großen Archimedes zu schonen. Dieser saß in seinem Hause, wohin noch nicht die Nachricht von der Einnahme der Stadt gedrungen war, und zeichnete geometrische Figuren auf dem Boden, als ein rauher Krieger eintrat und nach den Schätzen des Hauses fragte. Ganz vertieft in seine Forschungen rief Archimedes unwillig, und ohne aufzublicken, ihm zu: Störe meine Kreise nicht! worüber der Römer, der den Mann nicht kannte, aufgebracht, ihm den Kopf spaltete.

Nach der Eroberung dieser wichtigen Stadt wurde Hannibal's Lage immer bedenklicher; bald näherte er sich Rom, wagte aber nicht weiter vorzudringen, weil er die Weise der Römer kannte, die immer am furchtbarsten da standen, wenn die Gefahr am größten war; bald zog er wieder nach Unteritalien. So trieb er sich noch 4 Jahre in Italien herum, konnte aber, ungeachtet Marcellus, sein gefährlichster Gegner, in einem Gefechte umkam, doch nichts Großes unternehmen. Sein Bruder Hasdrubal kommt aus Spanien ihm zu Hülfe, wird aber schon in Oberitalien mit seinem Heere aufgerieben, und auch seines andern Bruders Mago Landung in Unteritalien kann ihm nicht die Oberherrschaft in diesem Lande gewinnen. Indeß war Cornelius Scipio aus Spanien nach Afrika hinübergegangen, und die Carthager riefen nun Hannibal aus Italien zurück. Mit Wehmuth verließ er das Land seines Ruhmes, in welchem er 18 Jahre mit einem so kleinen Heere gegen das große Volk der Römer gekämpft hatte, ohne ihre Macht zu brechen, weil Neid und Scheelsucht ihn ohne Hülfe ließen.

§. 10. Publius Cornelius Scipio, der Afrikaner, der ältere.

Einer der größten Römer, eben so tapfer als edel, war Publius Cornelius Scipio, dessen Vater der erste war, der mit Hannibal zusammenstieß, als er über die Alpen nach Italien herabkam. Scipio war damals ein Jüngling von sechzehn Jahren, und als sein Vater in der Schlacht verwundet vom Pferde fiel, rettete er ihm das Leben. Derselbe focht auch in der unglücklichen Schlacht bei Cannä, und hielt, wie schon erzählt worden, seine jungen Kriegsgefährten von dem Vorhaben zurück, Italien zu verlassen. Während Hannibal in Italien mit abwechselndem Glücke sich schlug, zog ein römisches Heer unter seinem Vater Publius und seinem Oheim Cnejus Scipio nach Spanien, wo sie den Bruder Hannibal's, Hasdrubal, mit vielem Glücke aus dem größten Theile Spaniens verdrängten. Doch verließ am Ende die trefflichen Feldherren das Kriegsglück, sie wurden plötzlich von einer großen Uebermacht überfallen und kamen Beide um's Leben. In Rom erregte die Nachricht von dieser Niederlage allgemeine Bestürzung, und als sich Niemand getraute, den Oberbefehl in Spanien zu übernehmen, erscheint der Sohn und bittet die Volksversammlung um diese Stelle, damit er Gelegenheit habe, den Tod seines Vaters und Oheims zu rächen. Wirklich wurde er zum Prätor, obwohl erst im vier und zwanzigsten Jahre, gewählt und nach Spanien gesandt. Sobald er daselbst ankam, brachte er wieder das entmuthigte und zerrüttete Heer in Ordnung und flößte Allen solches Vertrauen ein, daß kein Feind mehr unüberwindlich schien. Sogleich unternahm er die Belagerung von Neu-Carthago und eroberte die Stadt mit Sturm. Unter den zahlreichen Gefangenen war auch eine junge Fürstin von außerordentlicher Schönheit. Auf seinen Befehl wurde sie auf das Schonendste behandelt, und als er hörte, daß sie Braut sei, ließ er sogleich sowohl Aeltern als auch Bräutigam holen und gab ihnen das Mädchen zurück. Der dankbare Vater hatte ein reiches Lösegeld mitgebracht, dieses gab er der Jungfrau als Brautgeschenk mit und bedung sich nichts Anderes aus, als daß sie, Vater und Bräutigam Freunde der römischen Republik werden möchten. Diese That gewann dem Helden mehr Siege, als viele blutige Schlachten, denn die dankbaren Menschen erzählten überall, was ihnen widerfahren sei, mit dem Zusatze: „es sei ein Held, es sei ein Gott, schön und herrlich an Körper und Seele, nach Spanien gekommen!" und die meisten Städte öffneten den Römern willig ihre Thore. Darauf reiste Scipio nach Afrika, wo er den König Syphax von Ost-Numidien und den Masinissa von West-Numidien, bisherige Bundesgenossen der Carthager, auf die Seite der Römer zog. Zum Lohne seiner großen Verdienste wurde er bei seiner Rückkehr nach Rom, und zwar in seinem acht und zwanzigsten Jahre, Consul, da doch diese Würde gewöhnlich Keinem vor dem drei und vierzigsten Jahre ertheilt wurde. Als Consul setzte er nun, um den Hannibal aus Italien wegzubringen, nach

Afrika hinüber. Hier war indessen Syphax durch die Hand der schönen Carthagerin Sophonisbe, der Tochter Hasdrubal's (der aber nicht mit dem Bruder Hannibal's, gleichen Namens, zu verwechseln ist), bewogen, wieder auf die Seite Carthago's zu treten, wogegen Masinissa, dem diese Jungfrau schon früher versprochen worden war, desto eifriger mit den Römern hielt und sich mit Cornelius Scipio sogleich vereinigte. Beide verheerten das Land bis an die Mauern Carthago's, indeß Syphax in Masinissa's Reich eingefallen war; das verbündete Heer wendet sich nun gegen ihn, und Masinissa eilt mit seinen Numidiern voran und trifft auf den verhaßten Nebenbuhler. Syphax wird geschlagen und gefangen genommen, seine Hauptstadt Cirta erobert. Hier kommt dem Sieger Masinissa Sophonisbe im Vorhof der königlichen Burg entgegen, fällt ihm zu Füßen und bricht unter Thränen in folgende Worte aus: „Die Götter, deine Tapferkeit und dein Glück haben dir völlige Gewalt über uns gegeben. Allein wenn es einer Gefangenen erlaubt ist, vor dem, der sie leben und tödten lassen kann, flehend einige Worte zu reden, wenn sie es wagen darf, die Kniee und die siegreiche Hand desselben zu berühren, so bitte ich, so flehe ich bei deiner Königswürde, in der auch wir noch vor Kurzem gestanden haben, bei dem Namen Numidier, den du mit Syphax gemeinschaftlich führst, bei den Göttern dieser Königsburg, welche dich unter günstigeren Zeiten hier aufnehmen mögen, als Syphax sie verlassen hat, bei jeder Regung deines menschlichen Herzens beschwöre ich dich, du wollest die zu deinen Füßen Flehende nur in sofern begnadigen, daß du über sie, was du auch beschlossen haben magst, als deine Gefangene selbst verfügest und mich nicht der Willkür der stolzen und grausamen Römer überlässest. Wäre ich auch blos des Syphax Gemahlin gewesen, so möcht' ich mich dennoch lieber einem mit mir in demselben Afrika geborenen Numidier, als einem Fremdling und Ausländer anvertrauen. Was aber eine Carthagerin, was Hasdrubal's Tochter von einem Fremdling zu fürchten habe, begreifst du selbst. Kannst du auf keine andere Art, nun so befreie mich, ich bitte, ich beschwöre dich, von der Gewalt der Römer durch den Tod." Sie war außerordentlich schön und noch in voller blühender Jugend. Sobald sie daher nur des Masinissa Hand ergriff und mit ihrer süßen Stimme mehr schmeichelte als bat, so wurde auch das Herz des Siegers nicht nur zum Mitleid hingerissen, sondern es erwachte in ihm wieder die Leidenschaft für diese seine ehemalige Verlobte, und freundlich hob er sie auf und reichte ihr zur Versicherung dessen, was sie bat, liebreich die Hand und führte sie in die königliche Burg. Hier fing er an ernstlich bei sich zu überlegen, wie er Wort halten könne, weil er wohl wußte, daß die Römer sie als ihre Gefangene in Anspruch nehmen würden, und im Gespräche mit ihr, das unvermerkt immer herzlicher wurde, erinnerte er sie an die Wortbrüchigkeit ihres Vaters, der ihm ihre Hand versprochen und hernach sie lieber dem Syphax gegeben hatte. Gewiß gelang es der weiblichen Beredsamkeit, sich selbst deshalb bei Masinissa zu entschuldigen, und da sie zugleich, ob aus

wirklicher Neigung oder nur in der Angst des gebietenden Augenblicks — ist ungewiß — seine zunehmende Zärtlichkeit erwiederte, trug er ihr, als das einzige Mittel ihrer Freiheit, seine Hand an. Die Anstalten zur Vermählung wurden sogleich getroffen, doch diese war kaum vollzogen, als der Consul Lälius ankam. Dem Römer konnte diese Verbindung mit einer Frau, die schon einen Bundesgenossen abtrünnig gemacht hatte, nicht gleichgültig sein. Er mißbilligte die That und wollte Sophonisben sogleich aus den Armen des Königs reißen, und nur durch viele Bitten ließ er sich bewegen, die Entscheidung der Sache dem Scipio zu überlassen. Als Masinissa darauf zu Scipio in's Lager kam, empfing ihn dieser wohl freundlich, nahm ihn aber hernach bei Seite und gab ihm folgende Ermahnung: „Deine Thaten, die du in Gemeinschaft mit den Römern und auch allein mit deinem eigenen Heere vollbracht, haben dir den Namen eines Helden erworben. Gerne erkennt dir auch Scipio diesen Ruhm und diese Ehre zu, doch fehlt dir noch eine Tugend, die keinem Helden fehlen darf, die Selbstbeherrschung. Daß dich, während du den Syphax besiegt, sein Weib überwunden hat, ist ein Flecken in deinem Heldenthume. Auch hast du durch diese übereilte Vermählung ein großes Unrecht begangen an dem römischen Volke, unter dessen Oberbefehl dieser Krieg geführt wird und dem also alle Gefangenen, auch Syphax und Sophonisbe, angehören. Diese Sophonisbe zumal, von der wir wissen, daß sie den wilden Haß gegen alle Römer von ihrem Vater geerbt habe, mit welchem sie schon den Syphax uns abgewendet hat, diese Carthagerin, sage ich, wird sich das römische Volk nimmermehr vorenthalten lassen. Darum besiege dein Herz! hüte dich, das viele Gute durch ein einziges Laster zu verunstalten und dir die Belohnung so vieler Verdienste selbst zu vereiteln.“ Schamroth und mit Thränen versprach Masinissa, sich ganz dem Feldherrn zu unterwerfen, und begab sich tief ergriffen aus dem römischen Lager in sein Zelt. Hier saß er eine Zeit lang, seinem dumpfen Schmerze hingegeben, worin seine Neigung zu Sophonisben mit dem Ehrgeiz kämpfte, vor dem großen Volke der Römer auch selbst groß zu erscheinen. Endlich siegte letzterer, und er rief seinen getreusten Diener und befahl ihm, der Sophonisbe einen Giftbecher zu überbringen und ihr dabei zu sagen: „Gerne würde ihr Masinissa das erste Versprechen, wie ein Gatte der Gattin, gehalten haben; da aber diejenigen, in deren Macht es stünde, es anders wollten, so hielte er das zweite, und lebendig solle sie nicht in die Gewalt der Römer kommen. Eingedenk ihres Vaters, eines Feldherrn, eingedenk des Vaterlandes und zweier Könige, deren Gemahlin sie gewesen, möge sie selber ihr Heil berathen.“ Als der Diener mit diesem Auftrage und dem Giftbecher in der Hand zu Sophonisben kam, brach sie in folgende Worte aus: „Ich nehme es an, das Brautgeschenk, und wenn der Gatte der Gattin nichts Besseres zu geben vermag, nehme ich auch dieses nicht unwillig von seiner Hand. Dies aber sage ihm, daß ich sanfter gestorben sein würde, wenn ich mich im Tode nicht noch vermählt hätte.“ So unerschrocken sie

dieses sagte, eben so unerschrocken ergriff sie auch den Becher, und ohne die geringste Angst zu verrathen, trank sie ihn richtig aus. Als dies dem Scipio gemeldet wurde, ließ er den jungen König, um ihn in der Betrübniß nicht auf noch üblere Gedanken gerathen zu lassen, sogleich rufen, sprach ihm Trost ein und gab ihm gelinde Verweise, daß er die Sache ohne Noth verschlimmert habe. Um ihn noch mehr aus seiner Traurigkeit herauszureißen, ließ Scipio am folgenden Tage die Armee versammeln und redete hier den Masinissa als König an, rühmte seine Kriegsthaten und beschenkte ihn mit einer goldenen Krone, einer goldenen Schale, einem curulischen Stuhle, einem elfenbeinernen Stabe, einem gestickten Ober- und einem bepalmten Unterkleide. Dies Alles übergab er ihm mit den Worten: „Bei den Römern sei nichts prächtiger als Triumph, und Triumphirende hätten keinen herrlichern Schmuck als diesen. Unter allen Ausländern sei Masinissa der einzige, den das römische Volk dessen würdig machte." Diese Ehrenbezeigung beruhigte das Herz des Königs wieder und erweckte ihm die Hoffnung, sobald Syphax aus dem Wege geräumt sein werde, nächstens ganz Numidien zu besitzen. Was denn auch wirklich geschah; der unglückliche Syphax gab sich in Italien auf dem Wege nach Rom, um nicht dem Hohne des römischen Volkes, wenn er in Fesseln beim Triumphzuge durch die Stadt geführt würde, preisgegeben zu werden, den Tod, und Masinissa erhielt einen großen Theil von dem Reiche des Syphax, weil die Römer diesen Feind der Carthager und ihren Bundesgenossen mächtig haben wollten.

Indessen kam Hannibal aus Italien zurück, um seine Vaterstadt zu retten. Auf einer großen Ebene bei Zama sprachen sich die größten Feldherren damaliger und aller Zeit, Hannibal und Scipio, im Angesichte beider Heere. Der Punier machte auf Befehl seiner Regierung Friedensanträge; der Friede aber kam nicht zu Stande, denn die Gegenbedingungen Scipio's waren zu hart. Nun sollte das Schwert entscheiden. Es folgte demnach eine mörderische Schlacht, in der Scipio siegte, so daß mit Hannibal's Niederlage die Macht der Carthager gebrochen ward. Unter den härtesten Bedingungen schließen nun die Punier den Frieden, so daß sie die Flotte und alle Kriegselephanten den Römern ausliefern, sodann 10,000 Talente innerhalb 50 Jahren bezahlen und versprechen müssen, ohne Roms Bewilligung keinen Krieg zu beginnen.

§. 11. Kriege der Römer in Griechenland und Asien.

Es ist schon gesagt worden, wie Hannibal den Philipp, König von Macedonien, gegen Rom aufgeregt hatte, er wurde noch während des zweiten punischen Kriegs zum Frieden genöthigt. Allein Philipp ruhte nicht, und gleich nach dem Schlusse des punischen Krieges brach er wieder los, nachdem er sich einen Theil der Griechen verbündet hatte. Die griechischen Staaten waren nämlich wieder in offener Fehde gegen einander und beschleunigten also

den Untergang ihrer Freiheit, die sie doch wieder seit Alexander's Tode zum Theil erhalten hatten. Sie standen sich nun in zwei Parteien feindlich gegenüber. Lacedämon und die Aetolier hatten den sogenannten ätolischen Bund geschlossen. Mehrere Städte im Peloponnes, worunter besonders Corinth und Argos, bildeten den achäischen Bund; die Athener waren im Innersten zerrüttet und fielen bald diesem Bunde bei. Titus Quinctius Flaminius besiegte den König von Macedonien nach einem dreijährigen Kriege und lähmte die Kraft dieses Erbfeindes dadurch, daß er öffentlich, als bei den isthmischen Spielen die Gesandten aller griechischen Staaten beisammen waren, und feierlich Griechenland für frei erklärte. Die Römer gaben sich nämlich den Anschein, als ob sie gekommen seien, Philipp als den Unterdrücker griechischer Freiheit zu demüthigen. Allein die Griechen wurden bald gewahr, daß die Römer eben so wie Philipp nach der Herrschaft über Griechenland strebten. Da stand noch ein Mann auf, den man mit Recht den letzten Griechen nennt, Philopömen aus Arkadien, der im Stande gewesen wäre, des Vaterlandes Untergang aufzuhalten, wäre nicht die Uneinigkeit und die Schlechtigkeit der Gesinnung unter den Griechen schon so weit gediehen, daß an keine Rettung mehr zu denken war. Selbst die Spartaner, die durch die Gesetze Lykurg's am längsten frei geblieben, verließen allmälig die alte Sitteneinfalt und strenge Zucht, und verloren an eigenen Königen, die grausame Tyrannen waren, ihre Freiheit. Philopömen, der Feldherr der Achäer, schlug zwei Könige derselben und die Spartaner vereinigten sich wirklich mit ihm zur Verfechtung der guten Sache, für die er unermüdet war, alle griechischen Städte zu gewinnen. Allein nur wenige blieben getreu, und eben als Philopömen die abtrünnige Stadt Messena zum Gehorsam zurückführen wollte, wurde er auf einem Streifzuge von feindlichen Reitern überfallen und, da er vom Pferde stürzte, gefangen genommen. Der alte 78jährige Held wurde in Messena von den Machthabern der Stadt eingekerkert und zum Giftbecher verurtheilt. Allein die Achäer rächten auch seinen Tod, sie eroberten Messena und ließen die Leiche Philopömen's mit allem Gepränge, das bei der Todtenfeier großer Männer üblich war, verbrennen und bestatten. Die Asche wurde in eine Urne geschüttet und in feierlichem Zuge in seine Vaterstadt Megalopolis getragen und dort in einem prächtigen Grabmale beigesetzt. Das ganze Heer der Achäer und die Abgesandten vieler griechischen Städte begleiteten den Zug, und auf dem Grabe wurden die Urheber des grausamen Urtheils aus Messena hingerichtet. Nach ihm wurde bald auch der achäische Bund überwältigt, wie früher der ätolische, ungeachtet letzterem Antiochus III., König von Syrien, mit einem großen Heere zu Hülfe gekommen war. Diesen mächtigen König, der außer Syrien und Palästina auch noch einen großen Theil von Kleinasien besaß und schon seine Hand nach Aegypten, das unter schwachen Königen aus dem Hause des Ptolomäus allmälig zu verfallen begann, ausstreckte, brachte Hannibal, der sein Vaterland, aus Furcht, den Römern ausgeliefert zu werden, verlassen hatte, wider die Römer auf. Allein Antio=

chus befolgte im Kriege nicht den Rath des erfahrenen Heldengreises und wurde in Griechenland von den Römern, mit denen sich diesmal auch Philipp von Macedonien und die Achäer verbunden hatten, bei Thermopylä geschlagen und genöthigt, nach Asien zu fliehen. Hier verfolgten ihn die beiden Scipionen — der ältere (der Afrikaner) und der jüngere, der von diesem Feldzuge der Asiate heißt — besiegen ihn bei Magnesia und zwingen ihn zu einem schimpflichen Frieden, in welchem unter andern auch bedungen ward, den alten Hannibal auszuliefern. Dieser verließ heimlich den Hof und flüchtete zu dem ihm befreundeten König von Bithynien, Prusias. Die Römer hatten aber nicht sobald von seinem Aufenthalte gehört, als sie auch schon dahin sandten, ihn abzufordern. Als Hannibal von der Ankunft und Absicht des römischen Gesandten hörte, und auch schon Bewaffnete auf sein Haus zukommen sah, nahm er Gift, das er immer bei sich trug, mit den Worten: „So will ich denn die Römer von der Furcht vor mir befreien, weil sie den Tod eines alten Mannes nicht erwarten können."

So mächtig waren damals schon die Römer in allen Welttheilen, daß schon Könige, mächtige Könige vor ihnen zitterten und ihren Befehlen gehorchten. Als Antiochus IV., genannt Epiphanes, ein Sohn Antiochus des Dritten, den lange gehegten Anschlag auf Aegypten ausführen wollte, und als Vormund des jungen Königs Ptolomäus VI. Philometer das ganze Reich sich zueignete, kam; da er eben Alexandria eroberte, der abgesandte Senator Popilius Läna mit dem Befehle, Aegypten sogleich zu räumen. Antiochus forderte Bedenkzeit, der Senator aber zog mit seinem Stäbchen, das er in der Hand trug, einen Kreis um ihn und sprach mit fester Stimme: „Du mußt dich entscheiden, ehe du diese Linie überschreitest." Der König erschrak über diese Worte dermaßen, daß er sogleich versprach, sich dem Willen des römischen Volkes zu fügen. Eben so wenig konnte der heldenmüthige Sohn und Nachfolger Philipp's von Macedonien, Perseus, ausrichten, der nochmals es wagte, zu gleicher Zeit mit Gentius, König von Illyrien, die Römer anzugreifen. Letzterer ergab sich, sobald die Römer nahten. Ersterer kämpfte zwar drei Jahre lang und oft siegreich, bis ihn Aemilius Paulus, ein Sohn des bei Cannä gefallenen Consuls, schlug, sein Reich eroberte und ihn selbst gefangen nach Rom führte. Beide Könige mußten als Gefangene gefesselt im Triumphzuge einhergehen. Zugleich wurden über **1000** der vornehmsten Achäer in Rom als Gefangene zurückgehalten und die übrigen Griechen, besonders die mit Perseus verbündet waren, sehr hart behandelt. Dennoch ließ der römische Senat sowohl Macedonien als das übrige Griechenland noch bei ihrer eigenen Verfassung.

§. 12. Die Makkabäer. 167 v. Chr.

Zur selben Zeit als Perseus von den Römern geschlagen wurde, erregte allgemeine Noth auch unter den in Knechtschaft verkümmerten Israeliten

alten Heldensinn und Freiheitsliebe. Ihr Land stand nämlich unter Antiochus IV., dem Könige von Syrien, der bei seinem Hange zu sinnlichen Vergnügungen auch griechische Kunst und Wissenschaft ungemein liebte und darum auch in allen seinen Ländern griechischen Gottesdienst, griechische Sprache und Sitten einführen wollte. Das Loos hatte nun auch Israel, wo schon viele der angesehensten Männer, denen zeitlicher Gewinn lieber war, als der Glaube und die Sitten ihrer Väter, dem Könige die Sache leichter vorstellten, als sie war. Es wurden daher königliche Abgeordnete nach Jerusalem gesandt, welche griechische Kampfspiele daselbst einrichteten und griechische Götterbilder aufstellten, und eine Menge Volks ließ sich zum Griechenthum verleiten, besonders die Leichtsinnigen, denen die lustige Weise und die lockern Sitten der Griechen zusagten. Aber der größte Theil des Volks war beständig im Glauben und ließ sich lieber Spott und Hohn von den Syrern und abtrünnigen Landsleuten gefallen. Da kam auch Antiochus selbst nach Jerusalem, und erzürnt über das Volk, das noch immer an seinem Glauben hing, ging er in den Tempel und nahm die goldenen und silbernen Gefäße aus dem Heiligthume, ließ Altäre aufrichten und ein Gebot ausgehen, alles Volk sollte Zeus und die übrigen griechischen Götter anbeten. Alle, die sich sträubten, das zu thun, ließ er hinrichten, die heiligen Bücher des Alten Testaments verbrennen und in ganz Palästina, und wo Israeliten waren, die Gläubigen aufsuchen und peinigen. Da stand ein Priester aus der Stadt Modin auf mit seinen fünf Söhnen und berief das gläubige Volk zur Empörung und sammelte es und zog herum im Lande und warf die heidnischen Altäre nieder und starb, gefürchtet von den Syrern und hochgeehrt von Israel, in seinem 146sten Jahre. Was er begann, vollendeten seine Söhne, unter welchen der Vater den dritten, Namens Judas den Makkabäer, zum Hauptmann ernannt hatte. Von diesem heißt es in der Schrift: „er war freudig wie ein Löwe, kühn wie ein junger, brüllender Löwe, so er etwas jagt." Und mit diesem Löwenmuth brachte er die Abtrünnigen wieder zurück, stellte den Gottesdienst Jehovah's wieder her und siegte abermals über die ausgesandten Kriegsheere der Syrer in offener Schlacht. Nach Antiochus des Königs Tode setzte dessen Sohn, Antiochus Eupater, den Krieg fort. Judas aber hörte von den Römern, welche des Antiochus Feinde und mächtig in allen Landen waren, die aber mit Freunden und Bundesgenossen guten Frieden und Glauben hielten, und bei denen solche Tugend sei, daß sich keiner zum Könige machte. Darum sandte Judas zu diesem Volke den Eupolemus, um mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß zu schließen. Er wurde gut aufgenommen, und wenn die Römer auch kein Hülfsheer sandten, so scheint doch durch ihre Vermittelung die Macht der Syrer gelähmt und durch ihren Beitritt und ihre Zusage die Zuversicht des israelitischen Volkes gewachsen zu sein. Zum Glücke für Israel entstanden auch im Königreiche Syrien Aufstände und häufiger Regentenwechsel, so daß oft zwei Könige sich zugleich um den Thron stritten. Unter fünf Feldherren aus der Familie der Makkabäer erkämpften sich die Israeliten

endlich glücklich ihre Freiheit, so daß Jedermann im guten Frieden sein Feld bauen konnte, denn die Makkabäer regierten sehr wohl und thaten dem Lande viel Gutes, daß das Volk sie gerne zu Herren hatte ihr Leben lang. Merkwürdig ist, wie die Israeliten nach errungener Freiheit den Römern einen großen goldenen Schild brachten, tausend Pfund schwer, und wie der römische Senat und das Volk es für billig hielten, den Israeliten eine Ehre zu thun, weil sie sich ritterlich gehalten und die Feinde vertrieben hätten. Darum billigten die Römer, daß die Juden sollten frei sein, und dieses ließen sie auf messingene Tafeln schreiben, daß man es an die Pfeiler auf dem Berge Sion anheften sollte. Merkwürdig ist vor Allem in diesen Geschichten das Zusammenstoßen griechischer und hebräischer Bildung. Unter den syrischen Königen war wirklich schon viel griechische Sitte bei den Juden, allein das sinnlich geistige Leben der Griechen war damals bereits in Ueppigkeit und Schwelgerei übergegangen und hatte beinahe alles Heilige profanirt; darum erhob sich in solchen Gemüthern, worin noch der alte tiefe Ernst hebräischer Gottesfurcht und Sittenstrenge wohnte, ein so mächtiger Griechenhaß, und mit Verwunderung konnten schon damals die Völker wahrnehmen, daß ein Glaube an einen einzigen Gott und eine Anbetung im Geiste und in der Wahrheit unverträglich sei mit jedem andern Gottesdienste. Es war dies der erste Krieg, wo nicht für Güter dieser Erde, auch nicht für Freiheit blos, sondern für den Glauben der Väter gestritten wurde.

§. 13. Römische Sitten und römische Bildung nach dem zweiten punischen Kriege.

Leichter als Israel hat Rom die griechische Bildung angenommen, weil die Grundstoffe derselben schon hier vorhanden waren. War doch die römische Sprache eine Tochter der griechischen, hat doch Numa Pompilius schon griechischen Gottesdienst eingeführt, Tarquinius Priscus und seine Tanaquil griechische Sitten und Gewerbe, und haben ja die Zehnmänner die Solonischen Gesetze aus Athen herüber gebracht. Freilich waren die Römer dem Charakter nach ganz verschieden von den Griechen, indem jene, wie schon gesagt worden, nur immer auf's Praktische und Reale, diese auf das Theoretische oder Wissenschaftliche und Ideale sich hinneigten. Der Römer, ganz Prosa und Ernst, legte Wasserleitungen und Straßen an, während der Grieche, ganz Spiel und Poesie, Tempel und Theater baute. Indessen war aus oben angeführten Gründen bei den Römern der Uebergang zum Griechischen leicht. Dieses geschah anfangs seit der Eroberung von Tarent nur allmälig, nach dem zweiten punischen Kriege aber und der Besiegung des macedonischen Königs Perseus ging es so rasch damit vorwärts, daß die älteren Senatoren, die sich schon eine Zeit lang von den Geschäften zurückgezogen hatten, ihre Zeitgenossen kaum mehr erkannten und mit Recht bei solch rascher Verwandlung der Sitten auch Sittenverderbniß und Gefahr für die Republik besorgten.

Mit vieler Weisheit suchte wirklich der Senat diesen Uebergang so unschädlich als möglich zu machen. Es waren außer den unermeßlichen Schätzen, die aus Carthago, Sicilien, Griechenland und Spanien nach Rom kamen, auch viele Tausende von Sklaven dahin gekommen. Diese, besonders die macedonischen und griechischen Kriegsgefangenen, waren sämmtlich feiner und gebildeter als alle Römer, sie brachten allerlei Gewerbe, Künste und Wissenschaften in die Häuser ihrer Gebieter und lehrten diese unzählige Bedürfnisse und Bequemlichkeiten, die sie früher gar nicht kannten. Das Haus eines reichen Römers wurde nun einer Werkstätte gleich, worin kunstfertige Griechen allerlei Waaren, Geräthe, Gefäße und dergleichen verfertigten. Kein Cincinnatus pflügte nun mehr mit eigener Hand sein Feld, er hatte ja eine Unzahl von Sklaven, die er beschäftigen mußte. Ihrer Geschmeidigkeit und Geistesbildung halber gab man die Griechen meist den Kindern zu Erziehern und Lehrern. Mußte dies nicht griechische Bildung bei den vornehmern Römern in kurzer Zeit einführen? Außerdem hielten sich viele griechische Rhetoren und Philosophen in Rom auf, welche die erwachsene Jugend in aller Kunst und Weisheit der Griechen unterrichteten und schon um diese Zeit eine Literatur in Rom begründeten, welche aber keine volksthümliche, aus dem Charakter und Geiste der Römer hervorgegangene, sondern eine ausländische, eine griechische war. Schon nach dem ersten punischen Kriege wurde ein Theater eröffnet und auf demselben lateinische Dramen, aus dem Griechischen übersetzt, vorgetragen; im zweiten punischen Kriege erschienen die Lustspiele des Plautus und später des Terentius, die bis auf heutigen Tag als treffliche Muster gelten. Von allem diesem wurden nur eigentlich die vornehmern Römer angeregt, worunter die Familie der Scipionen, der Lälier, der Marcelle, Aemile und Anderer sich auszeichneten, welche die ersten römischen Schriftsteller, meist geborene Griechen, als vertraute Freunde und Hausgenossen hegten und pflegten und so in ihrem Umgange sich selbst ausbildeten. Auf die Menge selbst konnte der griechische Geist noch nicht einwirken, es war dieser noch immer ein Fechterspiel, wo sich gedungene Kämpfer auf Tod und Leben vor dem Volke schlugen, oder gar Thierhetzen lieber, als ein feines Lustspiel des Plautus oder Terentius. Aber das Lockere und Ueppige, was die griechischen Sitten mit sich führten, das fand sehr bald Eingang auch bei dem gemeinen Volke. Jeder Bürger wollte nun auch schon köstlicher sich kleiden, bequemer wohnen und leckerer speisen und überhaupt mehr dem Vergnügen als der Arbeit leben, wodurch denn auch Leidenschaften aller Art und Laster sich einschlichen; denn wo Ueppigkeit früher aufkommt als geistige Bildung, da verursacht sie Sittenverderbniß des Volkes, weil es noch nicht vom Gesetze der Schönheit und der Anmuth, nicht von der Stimme der Vernunft gezügelt wird. Einen schlimmen Einfluß hatte dieser Uebergang auch auf die Demokratie. So lange das Volk noch tugendhaft war, hat ihm die Freiheit nicht geschadet. Auch die Ueppigkeit hätte dieses nicht gethan, wäre nur Geistesbildung vorausgegangen. Zum Glücke waren die großen Männer des Staats,

die Sieger in den unaufhörlichen Kriegen und die Machthaber noch immer tadellos, und ohne Flecken ihr häusliches und öffentliches Leben, so daß die Achtung gegen sie die freche Volksmenge in Schranken hielt, und Censoren sowohl als Senat überwachten, wie gesagt, die Umwandlung der alten Sitten. Es wurden häufig Gesetze gegeben, die den Aufwand beschränkten. Selbst die Zahl der Speisen wurde bestimmt; so wurde z. B. geboten: es sollte nicht mehr als ein Huhn bei einem Mahle aufgesetzt werden. Die theatralischen Vorstellungen und alle Lustbarkeiten waren unter Aufsicht der Obrigkeit. Die Bacchanalien aber, ursprünglich heilige Feiertage, die jedoch zuletzt schon in ausschweifende und ausgelassene Lustbarkeit ausarteten, wurden auf immer abgeschafft. Sie waren schon deshalb strengen Sittenrichtern höchst anstößig, weil sie des Nachts gefeiert wurden, denn in diesen Zeiten war man sowohl bei Arbeiten, als Spielen und Gelagen, noch immer der Natur getreu geblieben, und so wie man mit Sonnenaufgang aufstand, so legte man sich auch mit Sonnenuntergang zur Ruhe. Endlich ward man auch auf die griechischen Gelehrten aufmerksam, und nach dem dritten macedonischen Kriege wurden sogar die Rhetoren und Philosophen aus Rom verbannt. Unter den Sittenrichtern war Marcus Porcius Cato, der wegen trefflicher Verwaltung des Censoramts allgemein Censorinus hieß, der wachsamste und strengste. Er warf auch sein Auge auf das Leben des weiblichen Geschlechts, das schon während des zweiten punischen Krieges wegen seiner Putzsucht und freiern Sitten den Volkstribun Oppius veranlaßte, ein Gesetz vorzuschlagen, das den Frauen verbot, innerhalb der Stadt, außer bei gottesdienstlicher Feier, auf Wagen zu fahren, bunte Kleider und mehr als eine halbe Unze Gold zum Schmucke zu tragen. Das Gesetz wurde wirklich angenommen; als aber nach dem Siege des Aemilius Paulus über Macedonien die Prachtliebe allgemeiner wurde, wollten auch die Frauen nicht zurückbleiben und sich mit dem Golde schmücken, das ihnen ihre Männer aus dem Felde so reichlich mitgebracht hatten. Gewiß waren es nur einige eitle Matronen, welche die wahre Frauenwürde in solchen Kleinigkeiten suchten und ihre Gatten, unter andern den Volkstribun Valerius, bestürmten, auf die Aufhebung des Oppischen Gesetzes zu dringen. Als die Sache im Senate vorgetragen wurde, schämten sich die Frauen nicht, öffentlich auf dem Markte zu erscheinen und die Senatoren, ja selbst den ernsten Cato, der eben Consul war, wie sie in die Curie gingen, anzuhalten und ihre Angelegenheit zu empfehlen. Mit gerechtem Unwillen rügte Cato im Senate diese Unanständigkeit und bestand darauf, das weise Gesetz beizubehalten. „Was," sprach er untern andern, „kann daraus entstehen, wenn unsere Frauen mit überladenem Schmucke die Weiber des gemeinen Volks nach solchem Putze lüstern machen, zu dessen Herbeischaffung ihre Männer eben so gut geblutet haben als wir? Aufruhr, Auswanderung des Volks kann die Folge sein, oder Entartung der Menge, denn zu Betrug und Raub und allen Lastern wird das Weib den Mann bewegen, wenn es von ihm fordert, was der Reiche, der Senator dem seinigen giebt." Allein Valerius,

der Volkstribun, wußte die eindringliche Rede Cato's dadurch zu widerlegen, daß er behauptete, er übertreibe die Sache, und wie auch selbst das Gesetz übertrieben sei, wenn es den Frauen verbiete, Purpur zu tragen, mit dem man selbst die Pferde der Feldherren bedecke; ferner meinte er, stehe es ja immer bei den Ehemännern, ihren Aufwand zu beschränken, und entehrend sei es für die trefflichen Matronen, solch eine Verordnung zu hegen, und das Gesetz wurde aufgehoben. Allein Cato, der übrigens trotz seiner Strenge im Amte ein gelassener und den Wissenschaften ergebener Mann und der erste lateinische Schriftsteller in Prosa war, schien doch weiter zu sehen als seine Zeitgenossen, denn Aufwand und Ueppigkeit der Frauen hat später wirklich Roms Untergang befördert. Auch dem suchte Cato vorzubeugen, daß nicht einzelne um den Staat verdiente Männer zu großes Ansehen gewännen, darum verfolgte er selbst den trefflichen Scipio, den Besieger Carthago's, dessen herrlicher Triumph ihn so sehr vor dem Volke erhob, daß er gleich einem Fürsten an der Spitze zu stehen schien, indem ihm seine Humanität eben so viele Herzen gewann, als der Ruhm seiner Kriegsthaten. Man wollte ihm Ehrensäulen errichten und ihn zum immerwährenden Dictator ernennen; aber er schlug diese Ehrenbezeigung aus und nahm blos den angebotenen Beinamen Africanus an. Nach einigen Jahren darauf ging er mit seinem Bruder Lucius Scipio als Unterfeldherr nach Griechenland und von hier nach Asien, um den Antiochus zu bekriegen. Nach seiner Rückkehr wurde er auf Anstiften des M. P. Cato, der immer gesucht hatte, sein Ansehen bei dem Volke zu schwächen, von den Tribunen öffentlich angeklagt, er habe sich vom Antiochus bestechen lassen und ihm zu billige Bedingungen gemacht. Der Tag, wo Scipio sich vor der Volksversammlung deshalb vertheidigen sollte, war gerade der Tag, an welchem er bei Zama gesiegt hatte. Daher trat er mit seinen Rechnungsbüchern unter die Versammlung, zeigte sie und zerriß sie vor ihren Augen. „Heute," rief er mit würdevoller Stimme, „heute ist der Tag, wo Hannibal geschlagen und Carthago bezwungen worden ist. Es ist also nicht Zeit zu solchen unnützen Verhandlungen, die Götter erwarten uns auf dem Capitol. Folgt mir, ihr Römer, und laßt uns den Göttern unsern Dank darbringen für diesen Tag, und sie bitten, daß sie uns ferner solche Feldherren schenken mögen, die durch solche Siege Rom verherrlichen." Sogleich erhob sich die ganze Versammlung und folgte ihrem Helden, und man sah es deutlich, daß die Anklage nicht vom Volke, sondern von den Tribunen ausgegangen war, die nun selbst beschämt dem Zuge auf das Capitol folgen mußten. Als aber Scipio durch die unaufhörlichen Bemühungen des Cato nochmals angeklagt wurde, begab er sich nach seiner Villa in Campanien. Die Tribunen klagten ihn nun des Ungehorsams an, da er auf ihre Einladungen nicht erschienen, und diesmal war die Menge so aufgeregt, daß man seinen Bruder, der ihn wegen Krankheit entschuldigte, gar nicht hören wollte. Da trat endlich selbst einer der Volkstribunen, Sempronius Gracchus, auf und schilderte die Ungerechtigkeit, mit welcher man den größten Wohl-

thäter des römischen Volks verfolge, mit so lebhaften Farben und so eindringlichen Worten, daß die Anklage aufgehoben wurde. Scipio kam aber nicht mehr nach Rom zurück, sondern starb auf seiner Villa nicht ohne bittere Gefühle gegen sein undankbares Vaterland. Seine Tochter Cornelia wurde dem edlen Tribun T. Sempronius Gracchus zur Gattin gegeben, eine besondere Auszeichnung für einen Plebejer, dem man nicht leicht eine Jungfrau aus den vornehmsten Familien gab, wiewohl Ehen zwischen plebejischen und patricischen Geschlechtern von weniger Berühmtheit schon häufig waren.

§. 14. Der dritte punische Krieg. V. J. 149—146 v. Chr.

So eifrig M. P. Cato darüber wachte, daß kein Römer zum Nachtheile der Freiheit sich in der Republik erhebe, eben so eifrig suchte er jeden auswärtigen Staat zu unterdrücken, der an Macht und Reichthum dem römischen nachstrebte. Darum war sein Augenmerk vorzüglich auf Carthago gerichtet, welches sich seit dem zweiten punischen Kriege in einem Zeitraum von 50 Jahren schon wieder ungemein erhoben hatte und durch Handel und Gewerbe wieder reich und mächtig geworden war. Unablässig ermahnte Cato, der nun schon Greis geworden war, seine Mitbürger, das aufblühende Carthago, diese gefährliche Nebenbuhlerin Roms, zu vernichten, und er schloß jede Rede, die er im Senate hielt, mit dem Spruch: „Uebrigens aber meine ich, Carthago müsse zerstört werden!" Endlich ging sein Vorschlag durch, nachdem die Carthager selbst, obwohl unschuldig, Veranlassung gegeben, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen. Der neunzigjährige Masinissa war nämlich die ganze Zeit her unermüdet, sein Reich auf Kosten der Carthager zu vermehren, und weil die Bitten der letztern, Rom möchte als Vermittlerin einschreiten, nicht gehört wurden, griffen sie zu den Waffen, um sich zu vertheidigen. Die Römer erklärten das für einen Friedensbruch, weil sie gegen ihren Bundesgenossen Krieg unternommen hätten, und sandten ein großes Heer nach Afrika. Die erschrockenen Carthager schickten sogleich nach Rom und unterwarfen ihr Land unbedingt den Römern, um ja nicht den Zorn derselben wieder zu erregen. Die Römer forderten 300 Geißeln, und als sie diese gaben, forderten sie überdies noch alle Waffen und Wurfmaschinen, sie möchten dem Staate oder Einzelnen angehören. Willig entwaffneten sich die unglücklichen Carthager, um nur Frieden zu erhalten, allein die in Afrika stehenden Consuln hatten den Befehl, nun noch zu fordern: die Carthager sollten ihre Stadt den Römern abtreten und sich auf einem andern Platze fünf Stunden weit vom Meere ansiedeln. Wuth und Verzweiflung erfaßte nun die Carthager, der Senat beschloß noch an demselben Tage Krieg, alle Sklaven wurden zur Vertheidigung der Stadt freigelassen, und was man an edlen und unedlen Metallen vorfand, wurde zu Waffen verarbeitet; willig gaben die Frauen all ihr Gold und Silber her, ja weil es an Bogensehnen mangelte, schnitten sie sich ihre langen Haare ab, um damit die Bogen zu bespannen.

Wirklich gelang es ihnen, die Römer, welche Carthago zu belagern begannen, zurückzuschlagen und sich beinahe anderthalb Jahre glücklich zu vertheidigen. Da erwählte man des Paulus Aemilius, der den Perseus besiegt hatte, Sohn, den P. Scipio Aemilianus, zum Feldherrn. Er führte, was man für ein gutes Vorzeichen ansah, den Namen Scipio, weil ihn der Sohn des großen Scipio adoptirt hatte, weswegen er auch insgemein Scipio, der Afrikaner, der Jüngere genannt wird. Dieser junge Mann erfüllte wirklich die Erwartungen, die man von ihm hegte. Er eroberte endlich die Stadt mit Sturm, doch so, daß er in derselben jeden Schritt mit Blut erkämpfen mußte. Denn er hatte den gemessenen Befehl vom Senat, die Stadt, koste es was es wolle, zu erobern und zu zerstören. Funfzig tausend Carthager hatten sich in das Schloß geflüchtet und wurden, als sie sich ergaben, von dem menschenfreundlichen Scipio begnadigt, 900 verbrannten sich in einem Tempel selber. Die Stadt selbst brannte 17 Tage lang und wurde auf Befehl des römischen Senats dem Boden gleich gemacht. Als Scipio der Verheerung dieser einst so großen und mächtigen Stadt zusah, schwebte ihm vor der Seele der künftige Untergang seiner Vaterstadt und er sprach an der Seite seines Freundes Polybius die Worte Homer's (Ilias IV. Ges. Vers 164):

„Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilias hinsinkt,
Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs!"

Darauf kamen römische Senatoren, welche das ganze Land zu einer römischen Provinz einrichteten.

Den Fall Carthago's erlebten dessen Todfeinde Cato und Masinissa nicht, sie waren Beide schon im ersten Jahre des Krieges mit Tode abgegangen.

Zu gleicher Zeit mit dem dritten punischen Kriege kämpften auch römische Heere in Macedonien und Spanien. In ersterem Reiche hatte sich nämlich Andronicus, ein verwegener afrikanischer Sklave, für den Sohn des unglücklichen Perseus ausgegeben und mit vielem Glücke anfangs ganz Macedonien in Waffen gesetzt. Allein er wurde in einem einzigen Feldzuge von Metellus besiegt und gefangen. Da sich nun aber auch der achäische Bund, an dessen Spitze das reiche und prächtige Corinth stand, wieder regte, und auch die Spartaner endlich die gute Sache der griechischen Freiheit ergriffen, zog der Consul Mummius auch gegen die Griechen zu Felde, und in demselben Jahre, in welchem Carthago fiel, wurde auch Corinth erobert und zerstört, das überwundene Griechenland aber in eine römische Provinz verwandelt. Das war das Ende griechischer Freiheit; aber war auch ihre politische Freiheit verloren, so lebte doch die Freiheit des griechischen Geistes, mit welchem diese Hellenen in ihren Colonien und selbst als Gefangene und Sklaven über alle Welttheile unter barbarischen Völkern Kunst und Wissenschaft, Humanität und Lebensgenuß verbreiteten. Die Beute, welche Mummius aus Corinth fortführte, war unermeßlich und weit kostbarer, als die carthagische; unschätzbare Kunstwerke, Statuen, Gemälde, allerlei Bildhauer-

arbeiten, Juwelen und geschnittene Steine, prächtige Gewande und Teppiche und dergleichen mehr füllten nun die öffentlichen Gebäude von Rom sowohl, als die Häuser einzelner Optimaten. (So hieß man nun schon diejenigen vornehmen Römer, welche bei öfterem Besitze der höchsten Würden sich großes Ansehen und große Reichthümer erworben hatten.)

Hartnäckiger als diese beiden Kriege war der spanische gegen die Celtiberen; er währte 20 Jahre lang und kostete viel römisches Blut. Erst nach der Unterwerfung von Lusitanien (Portugal) und der Zerstörung der mächtigen Stadt Numantia im nördlichen Spanien durch denselben Scipio, der Carthago erobert hatte, war dieser Krieg beendet, und Spanien sowohl als Lusitanien eine römische Provinz, und das römische Reich erstreckte sich nun von den Säulen des Herkules (Straße von Gibraltar) bis zum schwarzen Meere; ja als Attalus, König von Pergamus, um diese Zeit die Römer zu Erben seines Reiches einsetzte, hatten sie auch schon ein Besitzthum in Asien.

§. 15. Sklavenkrieg in Sicilien. Vom J. 135—131.

Während dieser Kriege in allen Welttheilen lag Italien selbst in tiefem Frieden. Allein die Vergrößerung des römischen Reichs und die unermeßliche Beute so vieler Siege war für die Republik nicht ersprießlich. Die Schätze der Provinzen flossen einzelnen Bürgern zu, d. h. denjenigen Patriciern oder Plebejern, die durch Anführung der Armee und Verwaltung öffentlicher Aemter reich wurden. Man nannte solche gewöhnlich Nobiles, d. h. Rühmlichbekannte, und sie wußten theils rechtmäßig theils unrechtmäßig die eroberten Ländereien an sich zu bringen, die sie dann durch kriegsgefangene Sklaven, deren mancher hundert, ja sogar mehrere hundert bis tausend hatte, anbauen ließen. Diese Sklaven waren theils Leute von vornehmer Herkunft, die das Arbeiten nicht gewohnt waren, theils wurden sie von geizigen Gebietern sehr hart gehalten. Die größte Sklavenmenge war in Sicilien, wo sie fast die Hälfte der Bevölkerung ausmachte, und eben hier, wo die vornehmern Römer ihre Landgüter hatten, wurden dieselben auf's Grausamste gemißhandelt. So war z. B. ein gewisser Damophilus aus der Stadt Enna einer der fühllosesten Wütheriche. Er ließ seine Leibeigenen mit glühenden Eisen an der Stirne brandmarken, gab ihnen die schlechteste Kost, um nur ihr Leben zu fristen, sperrte sie des Nachts in finstere und enge Kerker und jagte sie mit anbrechendem Tage mit Peitschenhieben auf die Felder hinaus zur Arbeit. Noch grausamer, als er, behandelte Megalis, seine Gattin, die Sklavinnen, welche für das geringste Versehen mit den entsetzlichsten Züchtigungen bestraft und nicht selten zu Arbeiten gezwungen wurden, unter welchen sie aus Erschöpfung den Geist aufgaben. Unter diesen unerträglichen Leiden war die junge Tochter des Hauses der einzige Trost der Elenden. Oft erflehte sie von der wüthenden Mutter Schonung und Erbarmen, und erquickte heimlich die nothleidenden Sklaven mit Speise und Trank. Da er-

hob sich unter den Sklaven ein gewisser Eunus aus Syrien, nannte sich einen von den Göttern berufenen Propheten und forderte die Sklaven des Damophilus auf, sich unter seiner Anführung zu empören. Sogleich von den Feldern kehrte der wilde Haufe mit seinen Werkzeugen, die nun als Waffen dienten, in die Stadt zurück, wo sie den Damophilus mit seiner Familie im Garten antrafen. Eunus hatte beschlossen, über den Wütherich ein förmliches Gericht zu halten, allein zwei Sklaven, die vorzüglich grausam waren behandelt worden, stürzten sogleich über ihn her und schlugen ihn mit ihren Schaufeln zu Boden. Das Schicksal der Megalis war noch fürchterlicher, denn sie wurde ihren Sklavinnen überlassen, welche sie erst alle Mißhandlungen, die sie ihnen angethan hatte, empfinden ließen und dann, nachdem sie ganz zerschlagen und verunstaltet war, auf einen Felsen hinanschleppten und sie in die Tiefe herabstürzten. Mitten unter diesen Ausbrüchen unmenschlicher Wuth blieb die Tochter des Damophilus nicht allein verschont, sondern es nahten sich die Sklaven, einer um den andern, der vor Angst Zitternden Trost einzusprechen, und gaben ihr mit den liebkosendsten Worten die heilige Versicherung, daß ihr nicht das Mindeste widerfahren sollte, und um ihr den allgemeinen Dank zu erkennen zu geben, sandten sie dieselbe unter sicherem Geleite nach Catanea zu ihren Anverwandten.

Von Enna aus verbreitete sich der Aufruhr in alle drei Spitzen der Insel. Eunus wurde zum Könige ausgerufen und durchstrich das Land, eröffnete die Sklavenkerker, ermordete ihre Herren und brachte ein Heer von 70,000 Menschen zusammen. In drei Feldzügen konnten die Römer diesen Aufstand nicht dämpfen, erst im vierten gelang es dem Consul P. Rupilius, zu siegen und den Eunus gefangen zu nehmen. Die meisten Sklaven fielen in der Schlacht, die wenigen, deren man lebendig habhaft wurde, nagelte man an's Kreuz und Eunus wurde nach Rom geführt, um ihn dem Volke im Triumphe zu zeigen. Allein Rupilius entsagte dieser Ehre, weil er es für schimpflich hielt, über Sklaven zu triumphiren, und Eunus starb im Kerker.

§. 16. Cornelia, die Mutter der Gracchen.

Auch auf die Stadt Rom selbst hatte bald die wachsende Macht der Republik einen verderblichen Einfluß. Von der großen Beute hatte nämlich das gemeine Volk nichts bekommen, als die Befreiung von allen Abgaben. Das verleitete jedoch die Meisten zur Trägheit, denn sie meinten nun von dem unentgeltlich ausgetheilten Getreide oder den Wohlthaten der Großen, die ihre Stimmen bei Volksversammlungen oft mit vielem Gelde erkauften, leben zu können. Ihre Felder anzubauen hielten sie für zu beschwerlich, seit sie nicht mehr sahen, daß ehemalige Consuln und Dictatoren am Pfluge standen. So wurde denn der ehrwürdige Ackerbau zur Sklavenarbeit. Freilich mußten nun die meisten gemeinen Bürger herabkommen und Schulden machen bei den Patronen, die sich zuletzt, wenn sie nicht bezahlt wurden, die Grund=

stücke ihrer Clienten zueigneten. Ein anderes Gewerbe stand den Plebejern auch nicht offen; zum Handel hatten sie kein Geld und die Handwerke wurden von den Sklaven besorgt, so daß jeder Optimat seine eigenen Köche, Bäcker, Schmiede, Töpfer, Schreiner und dergleichen in seinem Hause hatte. Bei all dieser Armuth hatten sie doch ihre alten Rechte, und ihre Stimme entschied in den Volksversammlungen, wem das Consulat oder die Prätur und irgend eine einträgliche Provinz zugetheilt werden sollte u. s. w. Wer bekam nun diese Stellen und Aemter? Nicht immer der Würdigste, den weiß die Menge selten herauszufinden und zu schätzen, sondern derjenige, welcher dem Volke Thierhetzen und Schauspiele aufführen, Getreide und andere Geschenke austheilen ließ, oder derjenige, welchen die Volkstribunen meist aus unlautern Absichten empfahlen. Es war also vorauszusehen, daß auf diese Weise die Freiheit verloren gehen und sowohl Demokratie als Aristokratie unterdrückt werden mußte, weil mit den Großwürden auch die Macht der Republik in die Hände einiger Optimaten kam, denen sich sodann eben sowohl die gemeinen Bürger, als die Ritter und Senatoren fügen mußten. Dies sahen nun schon mehrere Vaterlandsfreunde und Freunde der Freiheit ein und beschlossen, den gefährlichen Folgen dieses Zustandes vorzubeugen; nur waren sie in ihren Ansichten nicht nur uneins, sondern sogar einander entgegen. Die Scipionen und noch einige patricische Familien, die mit neuer Bildung noch den alten römischen Biedersinn vereinigten und es verschmähten, sich auf Kosten der Republik zu bereichern, und, ob sie gleich dem Staate durch ihre Tapferkeit unermeßliche Schätze erobert hatten, doch selbst sparsam und frugal lebten und in Armuth starben, diese beharrten streng auf der alten Weise, das gemeine Volk fortwährend in angemessener Unterwürfigkeit zu erhalten. Andere, meist Senatoren oder Nobiles aus plebejischen Geschlechtern, drangen auf völlige Gleichstellung aller römischen Bürger. An die Spitze der Letzteren stellte sich um diese Zeit der Sohn der berühmten Cornelia, Tiberius Sempronius Gracchus. Ehe wir aber von ihm sprechen, wollen wir Einiges von dieser erlauchten Matrone, die ein Muster von Frauenwürde für alle Zeiten geworden ist, erzählen. Cornelia war die jüngste Tochter des Scipio Africanus des Aeltern und wurde nach dem Tode ihres großen Vaters von der Familie der Scipionen dem Gracchus zum Weibe gegeben, weil er, wie schon gesagt, obschon ein Gegner des Scipio, doch die Vertheidigung desselben vor dem Volke so trefflich führte. Es war aber Tiberius Sempronius Gracchus aus einer zwar plebejischen, jedoch berühmten Familie; er selbst, nicht nur Volkstribun und Augur, sondern auch Censor und zweimal Consul, gehörte unter die ausgezeichnetsten Männer Roms. Nach seinem frühzeitigen Tode hinterließ er 12 Kinder, deren Erziehung Cornelia mit ungemeiner Mutterliebe und Weisheit leitete. Eine Matrone zeigte ihr einst bei einem Besuche all ihren Schmuck und verlangte auch bei dem Gegenbesuche Cornelia's Juwelen zu sehen. Diese bat ihre Freundin, etwas zu verzögern, und als darauf ihre Kinder aus der Schule zurückkamen

und in's Zimmer traten, rief sie ihr zu: „Dies sind meine Edelsteine und Kleinodien!" Leider verlor sie die meisten ihrer Kinder durch den Tod, nur zwei Söhne blieben ihr: Tiberius und Cajus, und eine Tochter (sie hieß wie gewöhnlich nach dem Vater Sempronia), welche dem Scipio Africanus dem Jüngern sich verheirathete. Als Cornelia Wittwe geworden, bewarben sich viele angesehene Männer um ihre Hand; doch sie schlug jede Vermählung aus, sogar die des Königs Ptolomäus von Aegypten, der sie mit sich auf den Thron erheben wollte. Nur für ihre Kinder lebte sie, und besonders für ihre beiden Söhne, die so sorgfältig erzogen, so trefflich unterrichtet wurden, daß man sie die Zierde der römischen Jugend nannte. Doch begnügte sich Cornelia noch nicht mit diesem Ruhme, ihre Söhne sollten etwas Großes leisten, und sie stachelte ihren Ehrgeiz auf's Aeußerste, wenn sie sprach: „Noch nennt man mich immer nur die Schwiegermutter des Scipio, der Carthago erobert hat, wann wird man mich einmal die Mutter der Gracchen nennen?" Was sie wünschte, widerfuhr ihr nur zu bald. Tiberius, der um neun Jahre älter als sein Bruder war, hatte schon als Jüngling so viel Männliches und bei einer milden und sanften Gemüthsart den festesten Willen. Kein Redner konnte sich mit ihm messen, und frühzeitig wurde er in das Priesterthum der Auguren aufgenommen. Appius Claudius, der Consul und Censor gewesen und seines hohen Geistes wegen unter allen Senatoren hervorragte, trug ihm bei einem gemeinschaftlichen Mahle der Auguren seine Tochter zum Weibe an, welches Tiberius auch freudig annahm. Als nun Appius nach Hause kam, rief er gleich von der Thür seiner Frau mit lauter Stimme zu: „Antistia, ich habe unsere Claudia mit einem Manne verlobt!" Darauf erwiederte die Gattin ganz verwundert: „Wozu doch die Hast, wozu die Eile, wenn du ihr nicht etwa den Tiberius Gracchus zum Manne geben willst?" Tiberius zeichnete sich darauf an der Seite seines Schwagers Scipio Africanus des Jüngern schon in Afrika, noch mehr in Spanien bei der Belagerung von Numantia aus. Als er aber nach geendetem Kriege nach Rom zurückkam, erbarmte ihn des gemeinen Volkes, welches ihn durch Aufschriften an Säulengängen, Wänden und Denkmälern unaufhörlich aufforderte, ihr Elend zu mildern. Als er daher Volkstribun wurde, erneuerte er ein altes Gesetz: „daß kein Hausvater mehr als fünfhundert Joch Acker besitzen sollte." Weil sich aber seit diesem Gesetze, das freilich nicht gehalten wurde, die Vermögensumstände der Römer sehr verändert hatten, „sollte man noch jedem außer diesen zugemessenen Grundstücken noch halb so viel für jedes seiner Kinder lassen. Das übrige Land sollte Jedem aus dem öffentlichen Schatze abgekauft und unter die armen Bürger unentgeltlich vertheilt werden." Dieser Vorschlag erregte im Senate den heftigsten Widerstand, und die Großen boten Alles auf, ihn zu hintertreiben. Selbst des Tiberius Amtsgenosse Octavius war dawider; er wurde vom Volke seines Amtes entsetzt und das Gesetz wurde trotz alles Wüthens und Tobens der Patricier angenommen; auch wurde er nebst seinem Bruder und Schwiegervater Appius Claudius beauftragt, die Ackervertheilung

sogleich vorzunehmen. Als die Grundstücke nicht zureichten, allen Armen Etwas zu geben, verlangte Tiberius auch noch die von König Attalus geerbten Privatstücke zur Vertheilung. Dies reizte den Zorn der Optimaten auf's Höchste, und weil sie der aufgeregten Menge nachgeben mußten, suchten sie nur zu verhindern, daß Tiberius nicht auch für's künftige Jahr zum Tribun erwählt würde. 133 v. Chr. Der Wahltag kam, das Volk fängt an zu stimmen und alle Stimmen fallen, trotz der Umtriebe, dem Tiberius zu. Als dies der Senat erfährt, ruft er den Consul Mucius Scävola auf: „die Republik zu retten, sie wäre in Gefahr!" Weil aber dieser zaudert, bricht Scipio Nasica, einer der vornehmsten Senatoren, auf und ruft: „Weil denn der Consul den Staat verläßt, so folge, wer die Gesetze retten will!" und mit diesen Worten stürzt er hinaus und fast alle Senatoren folgten ihm. Auf der Straße gesellten sich zu ihnen einige Clienten mit Knüppeln und Keulen, die Senatoren aber ergriffen von den Bänken, die der fliehende Haufe zerbrochen hatte, einzelne Stücke und stiegen hinauf, wo Tiberius stand. Das Volk, bestürzt bei dem Anblicke dieser Männer, trat zurück, und wer nicht weichen wollte, wurde niedergeschlagen. In dem Getümmel fiel Tiberius, und als er wieder aufstehen wollte, bekam er mehrere Schläge auf das Haupt; mit ihm starben über dreihundert durch Knüppel oder Steine erschlagen, denn damals hielt man noch das Gesetz, daß Niemand in ganz Rom eine Waffe trug. Als Scipio Nasica den Tod des edlen Tiberius vernahm, brach er in die Worte Homer's aus:

„Also sterbe ein Jeder, der solch einer That sich erfrecht hat!"

Doch mußte er hernach, weil das Volk nur überrascht, doch nicht auf immer entmuthigt war, seiner Sicherheit wegen vom Senate nach Pergamus geschickt werden, wo er auch kurze Zeit darauf mit Tode abging. Die Feld- [illegible] ...un andern Männern übergeben, mit denen aber zuletzt [illegible] ...n war. Indeß reifte in dem jüngern Bruder des Gefal- [illegible] ...r Rächer heran, der, leidenschaftlicher noch als Tiberius, [illegible] die Sache des Volks übernahm. 123 v. Chr. Auch er [illegible] Volke, das auf ihn, in der Stille gährend, gehofft hatte, zum [illegible] ...t. Er ging noch weiter als sein Bruder, ließ unter das arme [illegible] für geringen Preis austheilen, nahm den Senatoren das Rich- [illegible] ga.. es den Rittern, und um die Volksmenge, — gleichsam ein [illegible] die Senatoren, — zu vermehren, bot er den Bundesstädten in [illegible] römische Bürgerrecht an, so daß sie künftig zu den Wahlen und [illegible] ...erathungen der Volksversammlungen in die Hauptstadt sollten kom- [illegible] ...en und mitstimmen. Alle diese Dinge gingen wohl nach vielem [illegible] ...nd, doch ohne Blutvergießen, durch. Als aber der Consul Opimius [illegible] ...chindern wollte, daß Cajus Gracchus zum dritten Male Tribun würde, [illegible] ...d daher eine neue Wahlordnung einzuführen versuchte, nach welcher die Vornehmen den Ausschlag geben konnten, empörte sich das ganze Volk und erschien mit Dolchen bewaffnet auf dem Markte. Von dieser Zeit an schreibt

sich die furchtbare Sitte, Dolche bei sich zu tragen. Ein Lictor, der die Menge zur Ruhe weisen wollte, wurde niedergestoßen, und Opimius läßt darauf den Cajus vor seinen Richterstuhl fordern. Cajus erschien zwar nicht, sandte aber an den Consul und bot friedliche Unterhandlung an. Opimius aber, der nur Kampf wollte, zog mit vielen Schwerbewaffneten und mit Bogenschützen auf den aventinischen Berg hinaus, wo Gracchus mit dem Volke stand. Lange wehrte sich dieser, als aber eine Menge der Seinigen von den Pfeilen verwundet, und, weil Opimius einen hohen Preis auf des Gracchus Kopf gesetzt hatte, das Andringen der patricischen Partei immer heftiger wurde, verließ ihn das Volk und er flüchtete sich in den heiligen Hain der Furien, wo ihn sein Sklave auf vieles Bitten tödtete. Ueber 3000 Bürger waren an diesem Tage gefallen und die Optimaten verfolgten alle Anhänger der Gracchen, verurtheilten viele derselben zum Tode und entrissen sogar den Wittwen das hinterlassene Vermögen. Doch traf den Opimius auch seine Strafe, denn als er später sich von dem numidischen Könige bestechen ließ, wurde er seiner Würden entsetzt und endete in tiefer Schmach sein Leben. Aber den Gracchen errichtete das Volk später Bildsäulen auf öffentlichen Plätzen, heiligte die Oerter, wo sie getödtet wurden, und brachte die Erstlinge zu jeder Jahreszeit dahin und opferte und betete täglich dort, wie in den Tempeln der Götter.

All dieses Unglück und den Tod ihrer Söhne soll Cornelia mit edler und großer Seele erduldet haben. Von den Heiligthümern, in denen die Söhne ermordet worden, sagte sie: „Würdige Grabmäler hätten die Todten gefunden, jetzt hätte sie erlebt, was sie gewünscht, denn sie dürfte sich nicht zeigen, ohne daß sich eine Menge Volks ehrerbietig um sie versammelte und laut ausriefe: „Das ist die Mutter der Gracchen!“ Gewiß war der Schmerz, den sie dabei empfand, heftiger und größer, als der befriedigte Stolz ihrer großen Seele; darum verließ sie auch Rom und wohnte nachher auf einem Landgute in Misenum. Hier lebte sie nach ihrer gewohnten Weise, und theilte ihre Zeit zwischen weiblichen Geschäften und Lesen griechischer Bücher. Sie hatte viele Freunde und bekam häufige Besuche, meist waren gebildete Römer und Griechen bei ihr zu Tische, ja alle Könige fremder Völker, die von Rom abhingen, schickten ihr Geschenke zu und erhielten die ihrigen. Mit unbeschreiblicher Anmuth erzählte sie ihres Vaters Leben und Thaten, wie er schon als Knabe und Jüngling gegen die Carthager focht, wie er Spanien eroberte und den Hannibal bezwang. Bewunderungswürdig aber war sie, wenn sie von ihren Söhnen sprach und ohne Thränen, ohne sichtbare Wehmuth von ihren Leiden und Thaten erzählte, wie man von Männern der Vorwelt zu erzählen pflegt. Wohl hielten Einige dies für Altersschwäche oder Gefühllosigkeit, ja für Wahnsinn, den solch ein unnennbares Unglück erzeugen konnte; allein dies schien nur solchen Leuten, welche nicht wissen, welch' ein Gewinn aus edler Natur und edler Bildung den Menschen für Standhaftigkeit im Dulden erwächst, und daß das Schicksal zwar über die Tugend siegt, die Weisheit aber nicht nehmen kann, es, wenn es auch hart trifft, zu ertragen.

VI. Die Bürgerkriege Roms bis zum Untergang der Freiheit. V. J. 88—30 v. Chr.

§. 1. Marius und Sulla und der erste Bürgerkrieg.

V. J. 112—78 v. Chr.

Nach den Unruhen der Gracchen trat eine Zeit der Erschlaffung in Rom ein, wie sie gewöhnlich nach großer Aufregung zu folgen pflegt. Das gemeine Volk, nun einmal auf sinnlichen Genuß begierig, wurde immer unsittlicher und verworfener, zumal sich nun zahllose Freigelassene, unruhige Bürger aus den italienischen Bundesstädten und allerlei schlechtes Gesindel nach Rom zog, und aus der alten ehrwürdigen Volksgemeinde ein niedriger, bestechlicher, zu Aufruhr und Blutvergießen allezeit fertiger Pöbel wurde. Dies und das Schicksal der Gracchen schreckte Jeden ab, sich für die Wohlfahrt der gemeinen Bürger auszusetzen. Aber auch unter den Vornehmen gab es nicht viele große Männer um diese Zeit. Die Helden der punischen Kriege waren schon altersschwach oder gestorben. Scipio Africanus der Jüngere wurde unmittelbar nach dem Tode des Cajus Gracchus todt in seinem Bette gefunden — man hat die Mörder nie ausfindig gemacht; — und mit Recht sandte der edle Metellus seine Kinder zu dessen Leichenbrand mit den Worten: „Gehet, sehet ihn; einen solchen Römer werdet ihr nie wieder sehen." Sie kamen nimmer, die Männer, die ohne Herrsch- und Habsucht aus reiner Vaterlandsliebe kämpften. Dieser Mangel an wackern Männern, woraus auch Verfall der Kriegszucht bei dem Heere entstand, war recht sichtbar in dem nächstfolgenden Kriege gegen Jugurtha, König von Numidien, der sich durch List und Mord auf den Thron geschwungen und deshalb mit den Römern Krieg bekam; allein die Feldherren machten mit ihm einen für Rom schimpflichen Frieden, und als Jugurtha darauf vor den Senat gefordert wurde, erschien er mit Gold, kehrte gerechtfertigt und losgesprochen heim, und als er die Stadt verließ, sah er sich nochmals um und sprach: „O Römer, wie seid ihr so feil geworden! Ich glaube, man könnte Rom selber kaufen, wenn sich ein Käufer fände." Kaum war er zu Hause, als er wieder nach Gutdünken fortfuhr, die römische Provinz in Afrika zu beeinträchtigen. Es wurde wieder Krieg gegen ihn beschlossen; allein die Feldherren ließen sich bestechen, die Soldaten hielten sich so schlecht, daß die Numidier aller Orten siegten. Erst

Metellus und nach ihm Marius zeigten wieder römischen Ernst und besiegten den König, welchen Sulla, des Marius Quästor, gefangen nahm. Von nun an waren Marius und Sulla die geehrtesten Männer in Rom. Cajus Marius war ein Plebejer, der auf dem Lande unter Feldarbeit erzogen, ganz ohne wissenschaftlichen Unterricht und von den gemeinsten Sitten, sich schon bei der Belagerung von Numantia als gemeiner Soldat ausgezeichnet hatte und sodann seiner persönlichen Tapferkeit wegen, da er außerordentlich stark und muthig war, von Stufe zu Stufe bis zum Kriegsobersten emporstieg. Durch seine Geradheit, mit der er gern den Vornehmen entgegentrat, empfahl er sich auch in der Stadt bei dem Volke, und erhielt nach einander die gewöhnlichen Ehrenämter, wurde zuletzt sogar Consul, und, als er den Jugurtha gefangen nach Rom brachte, der Abgott der Menge. Lucius Cornelius Sulla war aus einer patricischen, aber verarmten Familie, ein feingebildeter und ebenso tapferer als kluger Mann, der jedoch in seiner Jugend so liederlich und ausschweifend lebte, daß Marius ihn nicht gern mit sich als Quästor nach Afrika nahm. Daß er dort durch die Gefangennehmung des Jugurtha sich auszeichnete, erregte die Eifersucht des Marius, welche bald in tödtlichen Haß überging, da Sulla ihm meist zur Seite gegeben wurde; denn so wie das gemeine Volk für den Marius eingenommen war, so begünstigte der Senat den gewandten Sulla, der schon die Liebe und das Vertrauen der Armee hatte und tüchtig schien, jenem rohen und ungestümen Günstling des Pöbels das Gleichgewicht zu halten. Damals zog eben eine Horde ganz unbekannter Barbaren aus dem nördlichen Deutschland, und von der Ost= und Nordsee her, nach Italien. Dies waren die Cimbern und Teutonen, große und starke Leute mit blauen Augen und blonden Haaren, wie die Celten in Spanien und die Gallier. Ueberschwemmungen und Hungersnoth hatten sie genöthigt, ihre Heimath zu verlassen. Weiber und Kinder zogen mit, und weil sie in dem damals noch unwirthbaren Deutschland nichts fanden, kamen sie herab bis an die Alpen, wo römische Legionen zur Vertheidigung der Grenzen standen. Als die Römer diese Wilden von den Bergen herabsteigen sahen, nackt, mit einer Bärenhaut bekleidet und barfuß auf dem Eise gehend, wie sie, um über reißende Ströme zu setzen, entwurzelte Bäume und Felsen in solcher Menge hineinwarfen, daß sie wie über eine Brücke gehen konnten: befiel sie solch ein Schrecken, daß sie eilend die Flucht ergriffen. Vier große Heere wurden binnen neun Jahren an die Grenzen geschickt, um diese Barbaren abzuwehren; allein es erfolgten immer nur Niederlagen, und die Furcht in Rom war so groß, daß Niemand mehr um das Consulat anhielt. Da erhielt Cajus Marius diese Würde, brach sogleich gegen Gallien auf, wo die Teutonen sich rüsteten, in Italien einzufallen, während die Cimbern östlich durch Deutschland kamen. In einem Feldzuge von vier Jahren gelang es endlich dem Marius, zuerst die Teutonen, und dann auch, in Gemeinschaft mit seinem Mitconsul Catulus, bei Verona die Cimbern so zu schlagen, daß die ganze Horde vernichtet ward. Neue Unruhen und blutige Kriege folgten darauf in Rom und

in Italien und ein abermaliger Sklavenkrieg in Sicilien. Alles war aufgeregt, Alles strebte nach Freiheit und Gleichheit, und so oft Marius und Sulla, die einzigen Männer, die etwas vermochten in dieser Schreckenszeit, einen Sturm beschwichtigten, thaten sie es nicht, die Wohlfahrt Roms wiederherzustellen, sondern eigene Herrschaft zu begründen. Ein neuer Krieg im Morgenlande entdeckte der Welt ihre Absichten.

Schon seit 121 v. Chr. herrschte in dem kleinen Reiche Pontus in Klein-Asien Mithridates, ein Mann von hohem Geiste und hannibalischem Römerhasse, der sich vorgenommen hatte, nach der Eroberung von Klein-Asien nach Europa überzusetzen und das römische Reich zu vernichten. Zu gleicher Zeit wurden auf seinen Befehl alle Römer, die sich in Asien befanden, achtzig tausend an der Zahl, ermordet. Sofort eroberte er ganz Klein-Asien, und sein Feldherr Archelaus geht wirklich nach Europa über und unterwirft sich einen großen Theil von Griechenland. Da rüstete Rom ein großes Heer, doch bei der Wahl des Feldherrn, da das gemeine Volk den Marius, die Vornehmen den Sulla wollten, kommt es zu blutigen Auftritten. Endlich siegen die Großen, und Sulla ist schon im Begriffe, mit dem Heere, das in Unteritalien stand, nach Griechenland überzuschiffen, als durch einen Volksaufstand der Senat gezwungen wird, die Wahl zu widerrufen und den Oberbefehl dem Marius zu geben. Die Freunde des Sulla wurden größtentheils, wenn sie nicht fliehen konnten, ermordet. Als dies Sulla hörte, rückte er mit dem ganzen Heere gegen Rom an, und ohne auf die Bitten des Senats und des Volks zu hören, zog er in die Stadt ein. Marius mit seinem Anhang flüchtete und kam unter manchen Gefahren nach Afrika. Sulla aber berief eine Volksversammlung, erklärte den Marius in die Acht, bestellte für's künftige Jahr zwei Consuln und schiffte nun nach Griechenland über. Hier erobert er Athen mit Sturm, schlägt das Heer des Mithridates nicht ohne beträchtlichen Verlust und schließt mit dem Könige, der einen großen Theil von Klein-Asien zurückgeben muß, Frieden, weil er hörte, daß sich indeß der eine Consul Cinna für Marius erklärt hatte. Auch war Marius selbst zurückgekommen, und die angesehensten Männer von Sulla's Partei, selbst Weiber und Kinder, wurden ermordet. Die Nachricht von diesen Gräueln bewog Sulla, zurückzukehren. Der alte Marius, den seit einiger Zeit Furcht und Schrecken so beängstigten, daß er sich durch häufigen Gebrauch des Weines zu betäuben suchte, starb an den Folgen dieser Unmäßigkeit im siebzigsten Jahre seines Alters; Cinna aber floh mit seiner Armee aus der Stadt, und wurde bald darauf von den aufrührerischen Soldaten gesteinigt. Sulla zieht nun als Sieger in Rom ein, läßt sich zum Dictator ernennen, und regiert als solcher Rom gleich einem unumschränkten Könige. Indessen giebt er nach vier Jahren den Römern ihre vorige Freiheit wieder, legt die Dictatur nieder und zieht sich nach seinem Landgute Puteoli zurück, wo er bald darauf an einer höchst schmerzlichen und ekelhaften Krankheit starb.

§. 2. Die Zeiten nach Sulla's Dictatur.

V. J. 79—59 v. Chr.

Dieser stürmische Bürgerkrieg und die gefahrvollen Feldzüge gegen die Cimbern und Teutonen, gegen Mithridates und die Bundesgenossen in Italien erweckten die Römer aus der Erschlaffung; es zeigte sich wieder die alte Tapferkeit bei den römischen Legionen, und unter dem jungen Adel bildeten sich wieder Männer, die den alten Römerhelden an hohem Sinne und Tapferkeit gleichzustellen sind, doch bei dem erweiterten Wirkungskreise römischer Waffen, die sich nun schon über die ganze bekannte Welt erstreckten, an Staatsklugheit und Unternehmungsgeist weit über sie emporragten. Die vorzüglichsten darunter waren: Licinius Crassus, Cnejus Pompejus und Julius Cäsar, alle drei edler als Sulla und Marius, doch nicht weniger ehrgeizig und herrschsüchtig. Reiner waren die Absichten des gelehrten Tullius Cicero, des strengen Porcius Cato — Urenkel des Cato Censorinus — und des wachsamen Catulus, der gleich nach Sulla's Dictatur den Lepidus mit gewaffneter Hand unterdrückte, da dieser wieder durch Volksgunst die Dictatur an sich reißen wollte. Nach dieser Zeit unterdrückten Crassus und Pompejus einen gefährlichen Aufstand der Gladiatoren oder Fechter. Es pflegten nämlich die römischen Großen dem Volke zu Gefallen zu den beliebten Kampfspielen Fechter von Gewerbe, meist Barbaren, anzuwerben und bis zur Aufführung der Spiele in eigenen Schulen abzurichten. Diese wurden nun, damit sie nicht mit dem Handgelde durchgingen, in ihren Casernen streng bewacht. Zu Capua brach ein gewisser Spartacus von außerordentlicher Leibesstärke und Tollkühnheit mit siebzig Fechtern aus seinem Pferche, bemächtigt sich aller Waffen, die in der Stadt vorhanden sind, überwältigt die Bürger und bekommt immer mehr Zulauf von entlaufenen Sklaven und Gladiatoren, mit denen er durch halb Italien zieht und bald mit einem Heere von 70,000 Mann die Republik bedroht. Erst nach vielen Niederlagen der römischen Heere und namenlosen Verheerungen gelingt es dem Crassus und Pompejus, nachdem Spartacus gefallen, den Aufruhr zu dämpfen. Das Consulat war der Lohn für ihre That und die höchste Verehrung des Volkes. Diese vermehrte Pompejus noch durch die Wiedereinsetzung der Volkstribunen in ihre Rechte, wodurch wieder die Aristokratie, welcher Sulla etwas aufgeholfen hatte, geschwächt wurde, und die Gewalt, unterstützt von dem leicht zu erkaufenden Volke und ihren Tribunen, in die Hände einiger großen Männer kam (Oligarchie).

Als nun aber aus allen Gegenden des römischen Reichs Nachrichten kamen, daß die Seeräuber, welche seit dem Untergange Carthago's das mittelländische Meer beherrschten und unsicher machten, sowohl römische, als Schiffe aus den Provinzen wegnahmen und auch an den Küsten ganze Herden raubten, Städte plünderten und Menschen in die Sklaverei schleppten: so ward

im Senate der Krieg gegen diese Piraten beschlossen und der Oberbefehl dem Cnejus Pompejus übertragen, ungeachtet Catulus es für bedenklich hielt, diesem Manne zu noch größerem Ansehn zu verhelfen. Pompejus läuft also mit einer Flotte aus, und in vierzig Tagen sind alle Seeräuber aus dem mittelländischen Meere verscheucht, ja, er sucht sie in ihrer Heimath, in Cilicien, auf, erobert ihre Hafenstädte und zwingt sie, sich in's innere Land zu verpflanzen, wo sie, zum Feldbau genöthigt, in kurzer Zeit zu nützlichen Bürgern werden. Das römische Volk, begeistert von dem Glücke des jungen Siegers, übergiebt ihm nun auch den Krieg gegen den König von Pontus, Mithridates. Dieser hatte sich seitdem wieder erhoben und mit seinem Schwiegersohn Tigranes, König von Armenien, den größten Theil Klein-Asiens wieder erobert. Es wurde ihm gleich zu Anfang des Krieges Lucullus entgegengeschickt, ein Mann, der sich seit mehreren Jahren vom Kriegsschauplatze entfernt hatte und in Rom den Wissenschaften und dem geselligen Vergnügen lebte. Indeß bewiesen seine Thaten, daß ein an das Denken gewöhnter Kopf Alles könne. Er vertreibt den Mithridates aus Klein-Asien, schlägt den Tigranes in Armenien, und macht allenthalben unermeßliche Beute. Allein dem Volke ist der Fortgang römischer Waffen nicht schnell genug, und selbst das Heer, auch schon von dem Vorurtheile für den kriegerischen Geist des Pompejus eingenommen, versagt seinem Feldherrn den Gehorsam, und Lucullus muß auf Befehl des Senats und Volks zurückkehren. Unermeßlich war die Beute, die dieser Mann aus Asien nach Rom brachte und in dem Triumphe, der ihm bewilligt wurde, zur Schau stellte. Da wurden, außer einer sechs Fuß hohen goldenen Statue des Mithridates, zwanzig Bahren mit silbernen Gefäßen, und zweiunddreißig mit goldenen Bechern, Waffen und Münzen getragen; acht Maulthiere waren mit goldenen Betten, sechsundfunfzig andere mit Silberbarren und hundert und sieben mit Silbergeld beladen, welches nach unserm Gelde über 500,000 Thaler betrug. Auch hatte jeder Soldat etwas über 100 Thaler unsers Geldes erhalten. Schade, daß uns die Geschichtschreiber nicht auch von den vielen in Italien bis dahin unbekannten Obstarten und andern Naturerzeugnissen melden, die Lucullus, ein Mann, der so viel auf Näschereien hielt, gewiß damals in Menge mitbrachte; nur von den Kirschen erwähnen sie, daß er diese aus der Stadt Cerasus (woher auch der Name) nach Rom verpflanzt habe. Nach diesem Feldzuge lebte Lucullus wieder, wie zuvor, den Wissenschaften und dem Vergnügen, gab dem Volke oft kostspielige Gastmähler und Fechterspiele, und lebte selbst mit solchem Aufwande, daß manches Mahl, das er seinen Freunden gab, einige tausend Thaler unsers Geldes kostete. Pompejus eilte indeß in Asien von Sieg zu Sieg. Tigranes unterwarf sich ihm in Armenien und nahm knieend das königliche Diadem aus seiner Hand. So lagen nun schon mächtige Könige zu den Füßen römischer Imperatoren (Feldherren), die zu Rom dem Gesetze nach nur ebenso viel galten, als jeder andere gemeine Bürger. Mithridates floh mit den Trümmern seines Heeres nach dem Kaukasus, und weil er keinen Aus-

weg mehr fand, gab er sich selbst den Tod. Sein großes Reich wurde nun eine römische Provinz, die vom Hellespont bis über den Taurus reichte. Dazu erobert Pompejus noch Syrien und das jüdische Reich. Letzteres hatte sich unter den Makkabäern wieder zu einem ansehnlichen Staat erhoben. Von der Zeit an aber, als Einige dieser Familie, die theils als Hohepriester, theils als Volksfürsten (oder wie z. B. Josua, Gideon und Andere als Richter) das Land kräftig und weise regierten, den königlichen Titel annahmen und durch königlichen Aufwand auch das Volk zu drücken begannen: schwand auch der Gemeinsinn des Volkes und dessen Liebe zu den Makkabäern. Eben als Pompejus in Asien kriegte, stritten sich gar zwei Brüder um den Thron: Hyrcanus und Aristobul. Dieser Zwist erleichterte den Römern die Eroberung Jerusalems und des ganzen Landes. Pompejus schont die Stadt und den Tempel, bestätigt den Hyrcanus als Fürsten der Juden unter römischer Oberherrschaft, und führt den König Aristobul mit sich gefangen nach Rom. In diesem Zustande blieb Judäa bis auf unsre Zeitrechnung; die Makkabäer wurden endlich ganz verdrängt, und an ihre Stelle trat der Idumäer Herodes der Große.

§. 3. Cicero.

So hoch nun auch Pompejus stand, erhob sich doch allmälig zu Rom ein jüngerer Mann (Pompejus war nach Beendigung des mithridatischen Krieges 45, Cäsar 37 Jahre alt), der bald nicht nur ihn, sondern alle übrige Römer an Verstand und Tapferkeit, ja, an wahrer Größe des Charakters übertraf — Cajus Julius Cäsar. Von Geburt schwächlich an Körper, doch von seiner edlen Mutter, die früh verwittwet ward, Aurelia, trefflich erzogen, hatte er sich durch freiwillige Abhärtung und rastlose Studien an Leib und Seele gestärkt. Schon Sulla, der Dictator, hatte den strebenden Jüngling im Auge, so sehr er auch durch äußere Heiterkeit und eitle Genußsucht sein kühnes Gemüth zu verbergen wußte. Er vermählte sich schon in seinem siebzehnten Jahre, trennte aber bald diese Verbindung aus unbekannt gebliebenen Gründen, und sein Anverwandter, der große Marius, der eben damals auf kurze Zeit Herr von Rom war, rieth ihm, die Cornelia, die Tochter des Consuls Cinna, zu heirathen. Als nun bald darauf nach Marius' und Cinna's Tode Sulla wieder in Rom herrschte, wollte er den jungen Cäsar zwingen, sich von seiner Gemahlin zu trennen. Da Cäsar nicht Folge leistete, dachte Sulla sogar daran, ihn aus dem Wege räumen zu lassen, und seinen Freunden, die für den jungen Mann baten, antwortete er: sie müßten doch keinen Verstand haben, wenn sie nicht in diesem Knaben mehr wie einen Marius erblickten. Als Cäsar dies hörte, entwich er aus Rom, und bald auch aus Italien. Er begab sich zu dem König Nikomedes in Bithynien, der mit seiner Familie befreundet war. Auf dieser Reise wurde er von Seeräubern gefangen genommen, die ihn auf die Insel Pharmakusa führten, weil sie von ihm ein großes Lösegeld zu bekommen hofften. Sie

forderten 20 Talente, das ist nach unserm Gelde etwa 25,000 Thaler. Er aber schalt sie, daß sie nicht wüßten, wen sie gefangen hätten, und versprach, ihnen 50 Talente zu bezahlen. Er sandte sogleich seine Begleiter in verschiedene Städte Klein-Asiens, wo er Freunde und Bekannte hatte, aus, um das Geld herbeizuschaffen, indeß er mit einem Freunde und zwei Sklaven unter den Seeräubern zurückblieb. Achtunddreißig Tage lebte er hier unter einem schlechten Zelte, behandelte aber seine Wächter ganz verächtlich, ließ ihnen herrisch befehlen, stille zu sein, so oft er sich schlafen legte, und trieb mit ihnen Scherz und Spiel. Er schrieb zuweilen Verse und las sie ihnen vor, und wenn sie nun durch ihr rohes Lachen verriethen, daß sie dieselben nicht verstanden, nannte er sie geradezu Tölpel und Barbaren, die er, sobald er frei sein würde, an's Kreuz schlagen wollte. Die Räuber unterhielt die lustige Laune ihres Gefangenen, und sie gehorchten ihm, als ob er wirklich ihr Gebieter wäre. Allein sobald das Lösegeld und seine Freunde zurückgekommen und er wieder auf freiem Fuße war, begab er sich nach Milet, bemannte dort einige Fahrzeuge und suchte nun die Seeräuber auf. Er fand sie auch wirklich bei Pharmakusa vor Anker liegen, nahm ihnen ihre Beute weg, und ließ die Schurken, so wie er gedroht hatte, an's Kreuz schlagen. Von hier begab er sich nach Rhodus, um die Schule des berühmten Redners Apollonius zu besuchen, und erst, als er hörte, daß Sulla vom Schauplatze abgetreten sei, wagte er es, wieder nach Rom zurückzukehren. Hier empfahl er sich durch seine hinreißende Beredsamkeit sowohl, als durch seine Leutseligkeit bei dem Volke. Auch das gewann ihm die Herzen aller Menschen, daß er seiner verstorbenen Gemahlin, wie man sonst nur ältern Matronen zu thun pflegte, eine öffentliche Leichenrede hielt und bei dieser und jeder andern Gelegenheit es wagte, die Namen der ehemaligen Volksfreunde Marius und Cinna, was unter der Herrschaft Sulla's verpönt war, ehrenvoll zu nennen, ja sogar die Bildnisse derselben und ihre Thaten im Capitol aufzustellen. Vergebens wollte ihn Catulus deshalb zur Rede stellen; Cäsar's einschmeichelnde Beredsamkeit entkräftete jeden Angriff, und die Menge sah diese Gemälde mit freudethränenden Augen und rief dem Cäsar mit Jubel und Händeklatschen ihren Beifall zu. Diesen zu gewinnen, sparte er auch keine Kosten: denn als Aufseher der Straßen ließ er diese aus eigenem Gelde trefflich ausbessern, gab dem Volke öffentliche Schauspiele, wobei 320 Paar Athleten in prächtigen Gewändern und Waffen fochten. Auch ließ er nicht selten das ganze Volk speisen und war unermüdet, demselben Lustbarkeiten zu verschaffen, so daß er, ehe er noch zu einem Amte gelangte, schon eine Schuldenlast von beiläufig anderthalb Millionen Thalern unsers Geldes hatte.

Gleichen Alters mit Pompejus war Marcus Tullius Cicero, der vielleicht unter allen Römern dieser Zeit die reinste Vaterlandsliebe hegte. Er war zwar aus einem patricischen, jedoch unberühmten Geschlechte; denn seine Vorfahren hatten sich nie zu hohen Würden erhoben, sondern lebten als Ritter von der Landwirthschaft in der kleinen Stadt Arpinum. Sein Vater

gab ihm jedoch die sorgfältigste Erziehung, und er selbst bildete sich an der Seite griechischer Gelehrten und römischer Rechtskundigen so trefflich aus, daß er für den ersten Redner Roms gehalten wird, und auch durch seine den Griechen nachgebildeten philosophischen und rhetorischen Schriften ein Muster für alle römische Schriftsteller wurde. Während der Herrschaft des Sulla beschäftigte er sich eifrig mit den Wissenschaften sowohl zu Rom, als auf seinen Reisen nach Griechenland, Asien und Rhodus. Als die Republik wieder frei wurde, bewarb er sich auf's Eifrigste um die Gunst des Senats und des Volkes, doch nicht auf solche Weise, wie seine vornehmen Zeitgenossen Pompejus und Cäsar, sondern durch seine Beredsamkeit, mit welcher er meist rechtschaffene Männer und die gute Sache der Freiheit vertheidigte. So gelang es ihm wirklich, das Volk für sich zu gewinnen; aber die Optimaten wollten ihn lange nicht für ihres Gleichen ansehn und hinderten auf jegliche Weise sein Emporkommen. Dadurch, daß er die Sendung des Pompejus gegen den Mithridates durchsetzte, gewann er wenigstens diesen und mehrere seiner Freunde, und erlangte wirklich in seinem 44. Lebensjahre das Consulat. Es geschah dies 60 J. v. Chr., gerade als Catilina, ein kühner und blutdürstiger Patricier, die Republik umstürzen und sich und seine Mitverschwornen zu Herren derselben aufwerfen wollte. Dieser Mann hatte schon als Sulla's eifrigster Anhänger die schändlichsten Grausamkeiten begangen, und brachte all' sein geraubtes Vermögen wieder durch grenzenlose Verschwendung an, lebte zur allgemeinen Aegerniß mit den liederlichsten Menschen, mit Meuchelmördern und Gladiatoren und andern vornehmen Wüstlingen im vertrautesten Umgang. Mit diesen verschwor er sich nun, den Consul Cicero und alle rechtschaffene Senatoren umzubringen, die Stadt anzuzünden und in der Verwirrung die höchste Macht, gleich Sulla, an sich zu reißen. Aber dieser Anschlag wurde durch ein Frauenzimmer, dem ihn ein geschwätziger Mitverschworner entdeckt hatte, dem Cicero hinterbracht, ehe er noch die völlige Reife gewonnen und das nöthige Heer in Etrurien gesammelt war. Cicero theilte die Entdeckung sogleich dem Senate mit, und erhielt die Vollmacht, für die Erhaltung der Republik zu sorgen. Dieser ruhte nun nicht, bis Catilina, der frech genug war, in den Senat zu kommen und die Aussage widerlegen zu wollen, die Stadt verließ und zu seinem bereits angeworbenen Heere in Etrurien floh, indem er viele seiner Gesellen, die in der Stadt für ihn arbeiten sollten, zurückließ. Allein Cicero spürte auch diese auf und brachte es, so sehr auch Cäsar sie vertheidigte, dahin, daß sie im Kerker erdrosselt wurden. Gegen Catilina aber zog der andere Consul, Cajus Antonius, mit einem schnell geworbenen Heer, und schlug ihn, als er eben nach Gallien entwischen wollte, in einer mörderischen Schlacht, in der dieser wilde Mensch nach tapferer Gegenwehr den Tod fand. Volk und Senat gaben dem Cicero auf Cato's Antrag den Ehrennamen eines Vaters des Vaterlandes.

§. 4. Das Triumvirat.

Doch Volksgunst hat selten Bestand. Cicero hatte kaum das Consulat niedergelegt, als neue Ereignisse das Andenken der jüngst überwundenen Gefahr verwischten. Pompejus kam aus Asien zurück und hielt zwei Tage lang Triumph, worin er alle Pracht vormaliger Triumphe überbot. Zwei Könige, der jüngere Tigranes und Aristobul, mit Gemahlinnen und Kindern und mit der hinterlassenen Familie des Mithridates schmückten den Aufzug. Es kamen **250** Wagen mit griechischen Kunstwerken im Zuge, und auf dem Verzeichniß der Siege las man über **15** Königreiche, **1000** Festungen, **900** Städte, **800** weggenommene Kriegsschiffe, **2** Millionen Gefangene und von **399** wiederaufgebauten und bevölkerten Städten. Jeder Soldat bekam über **300** Reichsthaler unsers Geldes, und dennoch überlieferte Pompejus, der sich gewiß sein gutes Theil behalten, dem öffentlichen Schatze gegen **25** Millionen Reichsthaler. Kein Wunder, wenn dies Alles den Pompejus stolz machte, so daß er sogar seinem Freunde Cicero, der ihm eigentlich zu der Feldherrnstelle verholfen hatte, kaltsinnig begegnete und von dem großen Verdienste desselben ganz ohne Beifall und Theilnahme sprach. Ebenso wußte Cäsar das Volk bald vergessen zu machen, daß er im Verdacht stand, ein Mitwissender Catilina's gewesen zu sein. Er fuhr fort, durch Leutseligkeit und Freigebigkeit die Augen des großen Haufens auf sich zu ziehen, indem er zugleich die wahren Patrioten im Senate, besonders den Cicero, Cato und Catulus dadurch sicher machte, daß er mehr noch als ehedem blos dem geselligen Vergnügen lebte und sich zu gefallen schien, in gewähltem Anzuge und mit gekräuseltem Haare von Haus zu Haus zu laufen, um schönen Frauen aufzuwarten. Plötzlich aber that er einen Schritt, der seine herrschsüchtigen Plane deutlich verrieth. Es ward die Oberpriesterstelle ledig; nur ältere Männer, die schon Verdienste um den Staat gesammelt hatten, pflegten um dieselbe anzuhalten; doch Cäsar beschloß, Alles in Bewegung zu setzen, um diese Würde zu erhalten, und sollte es zu einem Volksaufstande kommen. Als er an dem Wahltage auf den Markt ging und von seiner Mutter, die Unglück befürchtete und ihn mit Thränen entließ, schied, sprach er zu ihr mit fester Stimme: „Heute wirst du, liebe Mutter, deinen Sohn entweder als Oberpriester, oder als Verbannten sehen.“ Und wirklich sahen die Männer der Republik an diesem Tage mit Schrecken, in welchem Grade dieser junge Mann die Liebe des Volks besitze: — er wurde beinahe einstimmig zum Oberpriester erwählt. Auch Pompejus und Crassus, die bisher das meiste Gewicht im Staate hatten, suchten von nun an seine Freundschaft, weil sie sich nicht zutrauten, ihn bei dem Volke mit ihrem Ansehn zu überbieten. Das Jahr darauf erlangte Cäsar die Statthalterschaft von Lusitanien (Portugal), und als ihn seine Gläubiger der ungeheuern Schulden wegen nicht ziehen ließen, leistete der reiche Crassus Bürgschaft. Cäsar konnte nun aus den unermeßlichen Einkünften seiner Statthalterschaft

auch bald den größten Theil seiner Schulden zahlen. Zurückgekehrt aus Lusitanien, schloß er sich immer mehr an Crassus und Pompejus an, und so entstand das berühmte Bündniß, welches man, als es durch seine mächtige Einwirkung auf die Staatsangelegenheiten bekannt wurde, das Triumvirat, d. i. den Dreimännerverein, nannte. Ja, um die Freundschaft noch mehr zu befestigen, heirathete Pompejus die einzige Tochter Cäsar's, die liebenswürdige Julia. Nun aber war es ausgemacht unter den drei Verbündeten, das Volk durch ihre Anhänger und durch Geschenke und alle bisher unerlaubten Umtriebe dahin zu stimmen, daß die Consularwürde sowohl, als die einträglichsten Statthalterschaften nur immer entweder ihnen selbst, oder ihren Freunden zugetheilt würden. Pompejus, der bei den Soldaten sehr beliebt war, scheute sich nicht, bei Wahlversammlungen dieselben bewaffnet auf den Markt zu führen und so die Absichten des Triumvirats mit Gewalt durchzusetzen. Das nächste Jahr erhielt demnach Cäsar das Consulat; weil aber sein Amtsgenosse Bibulus von der Gegenpartei erwählt wurde, wußte er ihn durch einen erregten Volksaufstand um allen Einfluß auf die Geschäfte zu bringen. Die Freunde der Republik, an deren Spitze Cicero stand, erhoben sich nun laut und öffentlich gegen diese Umtriebe; darum wurde von den Triumvirn beschlossen, den Cicero, der noch immer etwas bei dem Volke galt, zu stürzen. Vorher aber theilten sich die Triumvirn in das römische Reich auf folgende Weise: Crassus erhielt Asien, Cäsar Gallien und Illyrien, und beide zogen auch wirklich mit großen Heeren in ihre Provinzen. Pompejus aber, der Spanien erhielt, schickte blos seine Legaten oder Unterfeldherren dahin, und blieb in Rom zurück. Um nun Cicero und die übrigen Patrioten zu stürzen, bedienten sich die Triumvirn des Clodius, eines reichen Patriciers, der aber an Sittenlosigkeit und Frechheit seines Gleichen in Rom nicht hatte. Dabei hatte er sich durch seine Schlauheit so furchtbar gemacht, daß ihm selbst die Triumvirn schmeichelten und demselben die gröbsten Beleidigungen nachsahen. Dieser Mensch hatte sich unter andern erfrecht, bei einem heiligen Feste, das die römischen Matronen im Hause des Oberpriesters zu feiern pflegten, und wobei kein Mann bei schwerer Strafe erscheinen durfte, sich aus keckem Muthwillen in weiblichen Kleidern einzuschleichen. Allein er wurde entdeckt und rettete sich nur mit genauer Noth vor dem Zorn der entrüsteten Frauen. Die Sache wurde in der Stadt bekannt und auch im Senat öffentlich gerügt und Clodius zur Verantwortung gezogen. Dieser leugnet aber geradezu die That, und trotz aller Beredsamkeit Cicero's findet derselbe doch so viele Freunde, daß er losgesprochen wird. Nun will sich aber Clodius auch an Cicero rächen, und Cäsar ist ihm als Consul behülflich, daß er, um Volkstribun zu werden, sich von einem Plebejer adoptiren lassen und also zum gemeinen Bürgerstande übertreten durfte. Als Volkstribun hatte er nun die Stimmen des Volks, die er zu seiner Absicht brauchte, und benützte sie auch sehr bald dazu, daß er Cicero öffentlich auf Leib und Leben anklagte, daß er in der catilinarischen Sache römische Bürger aus eigner Willkür habe

hinrichten lassen. Vergebens suchte Cicero sich zu vertheidigen, vergebens nahmen sich seiner alle Ritter an: — er wurde von demselben Volke, das ihn vier Jahre zuvor Vater des Vaterlandes genannt hatte, aus der Stadt, ja, aus ganz Italien verwiesen, und Clodius, der sich nun schon Alles erlaubte und eine gedungene Rotte von Meuchelmördern und Mordbrennern besoldete, ließ durch dieselben das Haus des Cicero in Rom und seine Villen niederbrennen und ausplündern. Doch kommt auch für diesen Bösewicht endlich der zahlende Tag: denn eben diese Frechheit, mit der er auch nicht einmal die Triumvirn schonte, reizte endlich den Zorn des großen Pompejus, und er unterstützte gleich das Jahr darauf den Antrag einiger rechtlichen Männer, die des Cicero Zurückberufung verlangten. So kam dieser Patriot aus Griechenland, wohin er sich begeben hatte, wieder nach Rom zurück und wurde von dem veränderlichen Volke mit Jubel empfangen. Clodius aber wurde sechs Jahre später von dem Sklaven eines gewissen Milo, den er auch nach seiner Weise, wie jeden rechtschaffenen Mann, verunglimpfte und verfolgte, auf der öffentlichen Landstraße ermordet. Alle Guten freuten sich, von diesem Ungeheuer befreit zu sein; doch war das Laster schon so beliebt in Rom, daß Cicero seinen Freund Milo, der wegen dieses Mordes angeklagt wurde, nicht retten konnte, so meisterhaft auch die Rede war, welche er in der Volksversammlung hielt; denn Milo wurde des Landes verwiesen.

§. 5. Der zweite Bürgerkrieg. V. J. 49—45 v. Chr.

Wirklich gelang es dem Pompejus, nach dieser Zeit, als alleiniger Consul, die Ordnung wieder herzustellen, und der Senat, welcher von ihm noch immer Rückkehr zur guten Sache hofft, unterstützt ihn gerne, indem er seine Macht auf Kosten Cäsar's zu vergrößern sucht. Dieser Liebling des Volks war schon seit zehn Jahren als Statthalter in Gallien (dem heutigen Frankreich) abwesend, wo er mit beispielloser Tapferkeit und Kriegserfahrenheit das ganze bisher unbekannte, von äußerst kriegerischen und nicht ungebildeten Völkern bewohnte Land unterjochte. Hier kamen die Römer auch wieder zum ersten Mal (seit den Teutonen und Cimbern) mit deutschen Völkern in's Handgemenge. Ariovist, ein deutscher Fürst,*) kam nämlich über den Rhein herüber, und wollte sich in Gallien, das viel fruchtbarer und angebauter als das damals noch wüste Germanien oder Deutschland war, niederlassen; Cäsar aber ging ihm mit seinem Heere, das große Furcht vor diesem neuen Feinde verrieth, entgegen. Zum Glück für Cäsar hatten die heiligen Alrunen oder Wahrsagerfrauen den Fürsten gewarnt, im Abnehmen des Mondes keine Schlacht zu liefern. Dies erfuhr Cäsar und wagte deshalb einen Angriff. Die Germanen nahmen zwar die Schlacht an und kämpften mit furchtbarer Erbitterung; allein der Spruch der Alrunen nahm ihnen, sobald die römische Kriegskunst einigen Vortheil gewann, die Zuversicht, und Ariovist suchte den

*) Neuere Geschichtforscher halten ihn für einen Celten.

Rhein zu erreichen. Die Römer setzten dem Fliehenden nach, Viele retteten sich durch Schwimmen, Viele kamen noch im Flusse durch das Schwert der Römer um. Beide Frauen Ariovist's fanden hier den Tod; die eine Tochter gerieth in Gefangenschaft, die andere wurde getödtet. Ihren Leichnam in den Armen haltend, fuhr der unglückliche Vater auf einem kleinen Kahne an das deutsche Ufer. Als Cäsar hernach eine Brücke über den Rhein baute und mit seinem Heere hinübersetzte, fand er die unwirthbaren Ufer verlassen, und kehrte wieder nach Gallien zurück. In diesem Kriege setzte Cäsar auch über den Canal nach Britannien über, welches Land vor ihm kein Römer betreten hatte. Er fand aber tapfere Gegenwehr der Einwohner, und seine Flotte litt viel von Seestürmen. Dennoch hatte er den Römern den Weg gezeigt, auf welchem sie hundert Jahre später diese Insel zum Theil eroberten.

Während Cäsar also in mehreren Schlachten sein eignes Leben einsetzte und die Herrschaft Roms bis an die Nordsee ausdehnte, behielt er immer Rom im Auge, und es konnte ihm nicht entgehen, daß Pompejus in der Stadt das Volk nur für sich zu gewinnen strebe. Schon wurden sie in Briefen kälter gegen einander, und als vollends die Nachricht kam, daß Crassus, der noch immer Eintracht zwischen Beiden zu erhalten wußte, von den Parthern getödtet worden sei, und Julia, des Pompejus Gattin und Cäsar's Tochter, zur allgemeinen Betrübniß der Römer mit Tode abging, war das Triumvirat und auch alle Freundschaft zwischen Cäsar und Pompejus aufgehoben. Ehe es jedoch zu offenen Feindseligkeiten kam, verstrichen noch drei Jahre, in denen Pompejus, durch den Senat und alle Patrioten unterstützt, wie ein Fürst in Italien herrschte, Cäsar aber durch seine Freunde, besonders die Volkstribunen, sich in der Gunst des Volks zu befestigen fortfuhr. Diese forderten denn, daß Cäsar ebenso wie Pompejus das Consulat erhielte, ohne die Statthalterschaft mit dem Kriegsheere aufzugeben. Allein der Senat verlangte, Cäsar solle, wenn er sich um das Consulat bewerben wolle, seine Provinz verlassen und das Commando niederlegen. Da heischten die Tribunen ein Gleiches von Pompejus. Endlich — es war eben 50 v. Chr. — beschloß der Senat: Cäsar solle die Armee und die Provinz verlassen und nach Rom kommen, widrigenfalls er für einen Feind des Vaterlandes erklärt werde. Die Tribunen protestiren und eilen noch in der nächsten Nacht zu Cäsar, der sich schon in Ravenna befand. Noch überlegte er, was zu thun sei, einen ganzen Tag, begab sich dann nach dem Lager seines Heeres, und mit den Worten: „Die Würfel sind gefallen!" geht er über den Grenzfluß Rubicon, über den kein heimkehrendes Heer ohne Erlaubniß des Senats bewaffnet gehen durfte, gerade nach Rom los, und seine Krieger folgten ihm freudig, die gekränkten Tribunen und auch die verletzte Ehre ihres geliebten Feldherrn zu rächen. Die Bestürzung in Rom war groß; Pompejus flieht mit dem Senate nach Unteritalien und von da nach Griechenland hinüber, denn ein Heer in Italien aufzustellen war nicht mehr Zeit. Cäsar zieht in Rom ein, versammelt das Volk, läßt sich, weil er den Schein

will haben, als halte er die alte Verfassung, zum Dictator wählen und geht dann mit seinem Heere, das er indeß ansehnlich vermehrt, nach Spanien, wo er die Legaten des Pompejus nach hartem Kampfe besiegt. Erst das nächste Jahr setzt er nach Griechenland über, wo indeß Pompejus aus allen asiatischen und griechischen Provinzen ein zahlreiches Heer ausgerüstet hat und in Thessalonich ein römischer Senat mit einem römischen Volke, das einige aus Rom geflüchtete Bürger bilden, sitzt. Mitten im Winter landet Cäsar in Epirus, und weil die ganze Gegend von der Gegenpartei ausgesogen war, litt er mit seinem Heere an Allem Mangel, während im Lager des Pompejus Ueberfluß an Allem war. Ueberdies kreuzte die feindliche Flotte im adriatischen Meere, so daß ihm weder Lebensmittel noch die zurückgebliebenen Truppen aus Italien nachgeführt werden konnten. Um die Ueberfahrt der Transportschiffe dennoch zu betreiben, begab er sich verkleidet auf eine kleine Barke und fuhr nach Brundusium. Ein furchtbarer Sturm überfiel das kleine Fahrzeug, und die Schiffer verloren den Muth und wollten umkehren. Da gab sich Cäsar dem Steuermann zu erkennen und sprach: „Fahre immer zu: du führst Cäsar und sein Glück!" Mit vielem Verluste kam endlich Marcus Antonius, Cäsar's Freund und Feldherr, mit den Truppen in Epirus an, und Cäsar wagte sogleich eine Schlacht, in der er jedoch der Uebermacht des Feindes weichen mußte. Lachend sprach er damals: „Wenn Pompejus zu siegen verstände, wäre ich diesmal besiegt worden." Aber bald folgte eine zweite Schlacht bei Pharsalus, in welcher seine Veteranen besonders dadurch Verwirrung unter die Feinde brachten, daß sie die eitlen und weichlichen jungen Ritter im Gesichte zu verwunden suchten, wodurch diese, aus Entsetzen über dergleichen entstellende Wunden, die Flucht ergriffen und auch das Fußvolk hinter sich mit fortrissen. Da nun von allen Seiten Cäsar's Krieger vordrangen, war bald der Sieg entschieden, den Cäsar mit aller Mäßigung eines edlen Gemüthes benützte. Er bot den Besiegten Verzeihung an und lud die angesehensten Senatoren auf's Freundlichste ein, nach Rom zu kommen. Indessen war aber Pompejus auf einem Schiffe mit seiner Gemahlin Cornelia und seinem jüngern Sohne nach Asien geflüchtet, von wo er nach Aegypten schiffte. Des damaligen Königs Ptolemäus Dionysius Vater hatte ihm seinen Thron zu verdanken, und er hoffte also mit voller Zuversicht dort gute Aufnahme. Allein man rieth dem dreizehnjährigen Könige, den Pompejus hinterlistig zu tödten, um sich dadurch dem mächtigern Cäsar gefällig zu zeigen. Als daher das Schiff im Hafen ankam, wurde Pompejus mit einem kleinen Boote abgeholt. Schon dies schien dem Pompejus verdächtig, weil ihm, dem großen Feldherrn, alle Könige gewöhnlich entgegen zu kommen pflegten. Allein er ging doch, nahm aber mit Thränen von seiner Gattin und dem Sohne Abschied, indem er ihnen die Worte des Sophokles zurief:

„Jedweder, der zum Herrscher sich begiebt,
Wird dessen Sklav', geht er auch frei dahin."

Schon war das Fahrzeug nahe am Lande, als er von hinten durch den Leib gestoßen wurde, und sogleich, von vielen Stichen durchbohrt, todt niedersank. Die unglückliche Cornelia, welche diese gräßliche Mordthat mit Jammergeschrei sehen mußte, fuhr mit dem Schiffe, das sogleich der Sicherheit wegen eilig davon segelte, zurück nach Griechenland. So starb denn der große Pompejus im achtundfunfzigsten Jahre seines Alters, der Mann, der Rom so groß gemacht, vor dem die Könige sich beugten, und dessen Statuen noch bei seinen Lebzeiten seinen Ruhm verherrlichten.

§. 6. Julius Cäsar wird Alleinherrscher in Rom.

Cäsar kam bald nach der Ermordung des Pompejus nach Aegypten, wo er das Haupt seines Gegners, das man ihm triumphirend darreichte, mit Thränen betrachtete. Hier kam ihm Cleopatra, die Schwester des Königs, welche von ihrem Bruder verstoßen worden war, Hülfe und Schutz flehend entgegen. Diese junge und überaus schöne Fürstin nahm den dreiundfunfzigjährigen Dictator so sehr für sich ein, daß er ihr und ihrem jüngern Bruder das Reich gab, den Mörder des Pompejus aber absetzte. Darüber entstand in der Hauptstadt Alexandria ein Aufruhr, wobei Cäsar beinahe um's Leben gekommen wäre, da er auf einem überladenen Schiffe in Gefahr war zu versinken. Er stürzte sich aber muthig in's Meer, und schwamm mit Verlust seines Purpurmantels auf ein anderes Schiff, das in der Nähe stand. Als darauf der abgesetzte König auf der Flucht im Nil ertrank, wurde bald der Aufstand beschwichtigt, und Cleopatra bestieg mit ihrem achtjährigen Bruder — den sie aber nach drei Jahren aus dem Wege räumte — den Thron, durch eine starke römische Besatzung hinlänglich geschirmt. Cäsar aber flog nun mit seinem gewohnten Glücke von Sieg zu Sieg. Er demüthigte alle Könige, die des Pompejus Anhänger waren; namentlich besiegte er den König Pharnaces am Bosphorus so schnell, daß er darüber nach Rom schrieb: „Ich kam, ich sah und siegte." *)

Während Cäsar also zwei Jahre lang in Asien abwesend war, führte in Rom selbst sein Legat Marcus Antonius die Regierung. Dies war wohl ein tapferer und geistreicher Mann, aber allen Lastern ergeben und in beständiger Gesellschaft der liederlichsten Schwelger. Wie in einem Triumphe fuhr er mit mehreren Wagen und einem großen Gefolge und mit ihm seine hochmüthige und üppige Gemahlin Fulvia durch ganz Italien. Allenthalben behandelte er die Bürger mit stolzem Uebermuthe und erlaubte dagegen seinen Soldaten jede Gewaltthätigkeit. Darüber entstanden in Rom Unruhen, und es kam wieder zu blutigen Auftritten, wobei gegen 800 Bürger getödtet wurden. Daher wurde Cäsar, als er endlich zurückkam, mit Freuden empfangen.

*) Veni, vidi, vici.

Unterwegs kam ihm Cicero entgegen, den er freundlich bewillkommte, ohne mit einem Worte ihm vorzuwerfen, daß er im Heere des Pompejus gegen ihn gefochten hatte. Auch munterte er ihn auf, nach Rom zu kommen und an den Staatsgeschäften Theil zu nehmen; allein Cicero lehnte dies, so gut er konnte, ab, und zog sich auf seine Landgüter zurück, wo er den Wissenschaften lebte, die seit seiner frühesten Jugend und in allen Wirren der Zeit sein Glück ausmachten, — den Wissenschaften, von denen er in seiner Rede für den geliebten Lehrer Archias unter andern sagt: „Die Wissenschaften befeuern die Jugend, ergetzen das Alter; erhöhen das Glück guter Tage, und gewähren uns Trost und Zuflucht in den bösen; sie vergnügen uns im Schooß unserer Familie, und fallen uns nicht lästig auf dem Schauplatze der Welt; in ihrer Gesellschaft durchwachen wir ganze Nächte, ja, sie begleiten uns auf den Reisen und folgen uns in unsern ländlichen Aufenthalt.“ — Diese Liebe zu den Wissenschaften war es wohl, der es Cicero zu verdanken hatte, daß ihn Cäsar, der nach ihm der gelehrteste Mann in Rom war, so schonend und liebreich behandelte. Sobald Cäsar in Rom angekommen war, wurde es daselbst wieder ruhig. Er aber hatte noch nicht Ruhe; denn die Anhänger des Pompejus, die sich nicht alle ergeben hatten, waren nach Afrika gezogen in die Provinz, wo einst Carthago gestanden. Sie hatten eine beträchtliche Seemacht, **50,000** römische Soldaten, **20,000** afrikanische Reiter, **120** gerüstete Elephanten und noch obendrein das große Hülfsheer des numidischen Königs Juba. Den Oberbefehl hatte S c i p i o, unter ihm commandirten C a t o, P e t r e j u s, A f r a n i u s und L a b i e n u s. Daher war hier ein gefährlicher Krieg zu bestehen, und erst nach mancher Niederlage und fünfmonatlichem Kampfe schlägt Cäsar die Republikaner in einer großen Schlacht, woraus nur wenige seiner Feinde nach Spanien entkommen. Damals beschloß Cato, weil er sich dem Sieger nicht unterwerfen und auch nicht fliehen wollte, freiwillig zu sterben. Seinem Sohne und einigen Freunden war er behülflich zur Flucht, aß noch mit einigen derselben unter philosophischen Gesprächen des Abends, begab sich dann in sein Schlafgemach, las Plato's Phädon von der Unsterblichkeit der Seele, und schlief dann ruhig bis Mitternacht. Dann erkundigte er sich bei seinen Sklaven, ob die Freunde glücklich abgesegelt seien, und als diese bejahend antworteten, hieß er sie zur Ruhe gehen. Allein sie lauschten an der Thür und hörten bald ein Geräusch, worauf sie eintraten und ihn in seinem Blute auf dem Boden liegend fanden. Sie wollten ihn verbinden, allein er riß die Wunden wieder auf und starb. Ebenso endete auch Scipio, der sich auf einem Schiffe erstach; Juba und Petrejus hielten noch zusammen ein freundschaftliches Gastmahl, nach welchem sie sich einander freiwillig im Zweikampfe tödteten. Afranius und mehrere andere vornehme Römer geriethen in die Gewalt Cäsar's, und weil dieser durch den hartnäckigen Widerstand, der ihm beinahe den Ruhm seines Lebens und die schon halb errungene Gewalt entrissen hätte, höchst erbittert war, wurden sie auf seinen Befehl hingerichtet.

Nun kehrte der Sieger nach Rom zurück, wo ihn Senat und Volk mit Ehrenbezeigungen und Lobpreisungen empfingen, obgleich Tausende von Republikanern entweder auf ihren Landgütern lebten, oder, wenn sie auch in Rom waren, an diesem Volksjubel keinen Antheil nahmen. Für seine Siege wurden vierzig Tage lang Dankfeste gefeiert, und er selbst hielt mit ungesehener Pracht vier Triumphzüge, wobei er 72 Millionen Thaler und 2822 goldne Kränze in den öffentlichen Schatz legte. Große Geschenke erhielten die Soldaten, und das Volk wurde an 22,000 Tischen gespeist. Er ließ zwar die Republik zum Scheine noch in der alten Form; es sollten jährlich, wie sonst, Consuln, Prätoren und Statthalter der verschiedenen Provinzen durch das Volk gewählt werden; allein ihm ertheilte man die Dictatorwürde auf zehn Jahre. Nun hatte aber ein Dictator nach den alten Gesetzen das Recht, sowohl den Consuln, als dem Senat und dem Volke nach Gutdünken Gesetze vorzuschreiben; es erhellt daraus, daß nur immer das geschah, was Cäsar wollte.

Nun mußte er aber, seine Macht ganz zu sichern, noch einen Feldzug nach Spanien unternehmen, wo sich die Ueberbleibsel der republikanischen Armee befanden, mit denen sich die Eingebornen selbst, aus Haß gegen Cäsar, die er einst als Prätor hart bedrückt hatte, gerne vereinigten, so daß gegen 60,000 Mann in Waffen standen. Die Anführer waren Cnejus und Sextus, die beiden Söhne des Pompejus. Gegen diese zog nun Cäsar zu Felde, und in der Ebene von Munda, einer Stadt im heutigen Granada, kam es zur Schlacht. Nach Cäsar's eigenen Geständnissen war dies das blutigste Treffen im ganzen Bürgerkriege. Die Pompejaner fochten wie Verzweifelte, und schon wichen Cäsar's Legionen, als Cäsar selbst vom Pferde sprang, Schild und Schwert ergriff und sich in die Reihen der Soldaten mit den Worten stellte: „Das wird das Ziel meines Lebens und eurer Kriegsdienste sein!" Der unerschrockene Muth ihres Dictators flößte auch den Seinigen neuen Muth ein, das Gefecht wurde erneuert und endlich die Republikaner in die Flucht geschlagen. 30,000 derselben lagen auf dem Schlachtfelde, darunter fast alle Anführer. Cnejus Pompejus wurde auf der Flucht niedergehauen, sein Bruder Sextus entkam in die Gebirge. Cäsar selbst sagte: „Oft habe ich um den Sieg, diesmal um das Leben gekämpft."

Nun erst war Cäsar Herr und Gebieter von Rom. Dahin zurückkehrend, erwarteten ihn neue Ehren, neue Gunstbezeigungen des schwachen Senats und des feilen Volkes. Nicht wie einen Menschen, wie einen Gott empfing man ihn, ernannte ihn zum Dictator auf Lebenszeit und gab ihm den Ehrennamen eines Imperators, d. i. beständigen Oberfeldherrn. Mit dieser Benennung bezeichnete man in spätern Jahren das, was wir Kaiser nennen; das Wort Kaiser aber rührt von der griechischen Aussprache des Namens Cäsar (griechisch Kaisar) her. Die Machthaber Roms behielten nämlich den Namen Cäsar erblich, weil das Wort König in Rom so sehr verhaßt war. Unter die Ehrenbezeigungen, die ihm ertheilt wurden, gehört

auch die Benennung des Monats Quintilis (d. i. der fünfte Monat) nach seinem Familiennamen Julius. Zwar blieben noch immer die republikanischen Magistratspersonen; doch mußten sie beim Antritt ihres Amtes schwören, nichts gegen Cäsar's Beschlüsse zu thun. Wahr ist es jedoch, daß Cäsar seine Gewalt auf die humanste Weise ausübte. So wie den Cicero, rief er auch die meisten übrigen Anhänger zurück, und ertheilte ihnen hohe Stellen in der Stadt und bei der Armee, und war auch eifrig bemüht, Roms und Italiens Wohlfahrt durch Straßen, Canäle, Häfen, neue Bauten und Colonien zu heben. Wie zugänglich sein Herz, auch wenn es von Leidenschaft bewegt war, gewesen sei, beweist die Begnadigung des Quintus Ligarius. Dieser Senator hatte im Heer der Republikaner in Afrika gekämpft, und gehörte unter diejenigen, gegen welche Cäsar unversöhnlich blieb. Er irrte flüchtig umher, als mehrere Freunde seine Lossprechung zu erflehen suchten. Cicero hatte den Muth, in Gegenwart Cäsar's eine Rede zu seiner Vertheidigung zu halten. Cäsar hörte mit Unwillen den Eingang, und blätterte, um diesen zu verbergen, in Schriften, die er vor sich liegen hatte. Aber als Cicero mit den Worten schloß: „Von allen deinen Tugenden, o Cäsar, ist deine Güte die schönste. Sterbliche werden dadurch den Göttern ähnlich, wenn sie vergeben, wenn sie Glück um sich verbreiten. In deiner Erhabenheit ist nichts herrlicher, als daß du wohl thun kannst; in deiner Natur nichts Edleres, als dein Wille, es zu thun. Cäsar! ich schweige, dein Herz mag dir das Uebrige sagen," — da ward Cäsar im Innersten bewegt, seinen Händen entfielen die Schriften, Thränen traten in sein Auge, Ligarius ward losgesprochen und zurückberufen.

§. 7. Cäsar's Tod.

So mäßig auch Julius Cäsar seine errungene Gewalt gebrauchte, wagten es doch die Volkstribunen zuweilen, ihre Stimme gegen seine Verordnungen zu erheben; denn der alte republikanische Geist lebte noch, und die Gefährlichsten für ihn waren einige Römer von hoher Tapferkeit und großem Ansehen bei dem Volke, gefährlicher noch dadurch, daß sie schweigsam ihre Gesinnung nicht verriethen und den Herrscher in dem Wahne bestärkten, den ihm seine Schmeichler beigebracht hatten, daß Alles mit seiner Regierung zufrieden sei. Die Vornehmsten derselben waren aber Cajus Cassius und Marcus Brutus. Ersterer war ein heftiger Mann von wildem, unbezwinglichem Muthe, der nicht nur die Tyrannei, sondern auch die Tyrannen haßte. Im bürgerlichen Kriege war er auf der Seite des Pompejus, nach dessen Tode er sich dem Sieger ergab, freundlich aufgenommen und zum Prätor ernannt wurde. Marcus Brutus, aus der Familie des Junius Brutus, der einst die Könige aus Rom verjagt, war von ernster, doch sanfter Natur und durch Unterricht und weises Nachdenken so gebildet, daß man ihn den feinsten und gelehrtesten Römern gleichstellte. Mit dieser Milde paarte er aber so viel

Männlichkeit und Entschlossenheit, daß man schon in jungen Jahren seinen festen Willen bewunderte. Seinen Vater verlor er frühzeitig, Pompejus hatte ihn auf seinem Feldzug in Kleinasien getödtet; seine Mutter war Servilia, die liebenswürdige Schwester Cato's von Utica, der auch nachher Vaterstelle an ihm vertrat, so daß es glaublich ist, den hohen republikanischen Sinn habe ihm dieser Mann eingeflößt. Schon als Jüngling, wo er seinen Oheim auf dem Feldzug nach Cypern begleitete, gab er Beweise seiner Tapferkeit und Rechtschaffenheit. Noch enger knüpfte er das Band der Verwandtschaft mit Cato, als er seine Tochter, die hochherzige Porcia, Wittwe des Bibulus, heirathete. Als darauf der Bürgerkrieg ausbrach, glaubte Jedermann, Brutus werde dem Cäsar zufallen, weil er den Pompejus bei jeder Gelegenheit den bittersten Haß wegen des gemordeten Vaters fühlen ließ; allein Brutus ging zu Pompejus über, weil er von diesem für die Wohlfahrt der Republik mehr hoffte. Cäsar, der ihn seit seiner frühesten Jugend wie einen Sohn liebte, da er in jüngeren Jahren häufig das älterliche Haus desselben besuchte und besonders seine geistreiche Mutter ungemein schätzte, schmerzte dies, und er befahl seinen Soldaten in der Schlacht bei Pharsalus, sein Leben zu schonen, nach der Schlacht aber ließ er ihn aufsuchen und zu sich einladen. Er that dies auf eine so liebreiche Weise, daß Brutus folgen mußte. In Rom zog er ihn allen übrigen jungen Römern vor, und als er ihn zum ersten Male öffentlich reden hörte, sagte er: „Dieser Jüngling — ich weiß zwar nicht, was er will, Alles aber, was er will, will er ganz." Auch Cicero zeichnete ihn aus, wechselte mit ihm beständig Briefe, wenn er von Rom abwesend war, und widmete ihm sein treffliches Buch: über das Ideal eines Redners. Als Cäsar nach Afrika zog, um den Scipio zu bekriegen, übergab er ihm Gallien diesseits der Alpen zur Verwaltung und nach seiner Rückkehr das wichtige Amt eines Stadtprätors. Ueberall zeigte sich Brutus als ein Mann von strenger Rechtlichkeit, und wären nur lauter solche Männer an der Seite Cäsar's gestanden, er hätte seine Herrschaft bis an's Ende seines Lebens behalten. Allein dieser hatte bei seinen übrigen großen Eigenschaften die Schwachheit, Schmeichlern sein volles Vertrauen zu schenken, und die bewogen ihn zu manchen Maßregeln, welche den glimmenden Freiheitssinn bei den Römern anfachen mußten. Mit leichtfertigen Worten sprach er oft in Gesellschaft von den alten Einrichtungen des Staats und sagte unter andern einmal: „die Republik sei ein bloßer Name." Am meisten erbitterte die Gemüther die Art und Weise, wie Marcus Antonius den Dictator zu erheben suchte. Dieser Mann brachte einen Senatsbeschluß zuwege, kraft dessen dem Cäsar göttliche und menschliche Verehrung erwiesen werden sollte, und alle Senatoren einen Eid ablegen mußten, für sein Leben zu wachen. Ja er ging so weit, den Antrag zu stellen, man möchte ihm die Königskrone anbieten. Da aber konnte Cäsar die allgemeine Stimmung kennen lernen; es erfolgte unter dem Volke ein allgemeines Murren und dann ein furchtbares Schweigen. Cäsar selbst war zugegen und lehnte die Krone ab. Allein dies konnte die Republikaner

nicht beruhigen, sie kannten das wetterwendische Volk, das leicht durch neue Geschenke und Wohlthaten bei einem wiederholten Antrage, sich willfähriger zeigen könnte. Daher denn Cassius zuerst den Entschluß faßte, Cäsar umzubringen und die alte Republik wieder herzustellen. Als er aber Mehrere, deren Gesinnung ihm genau bekannt war, für sein Vorhaben gewinnen wollte, fand er Alle unter der Bedingung bereitwillig, daß Brutus Theil nehmen möchte. Brutus war indeß schon vielfältig gemahnt worden, der sinkenden Republik zu Hülfe zu kommen. An der Bildsäule des alten Brutus, der die Könige vertrieben, stand einmal die Aufschrift: „O daß ein Brutus noch lebte!" Auf seinem Richterstuhl fand er einen Zettel mit den Worten: „Brutus, schläfst du?" Brutus verstand diese Mahnungen wohl, allein das Gefühl der Dankbarkeit stritt lange in ihm mit der Vaterlandsliebe, endlich aber siegte bei ihm der Abscheu vor Knechtschaft, und als Cassius kam, wurde er leicht überredet, den Verschworenen beizutreten.

Es waren aber einige sechzig Senatoren und Ritter, die sich zu dieser That verbunden hatten und endlich übereinkamen, den Cäsar am 15. März in der schon angekündigten Senatsversammlung öffentlich zu ermorden. Merkwürdig ist es, daß der furchtbare Anschlag so geheim blieb. Die römischen Frauen waren damals schon sehr leichtfertig, wie leicht konnte, wie in der Catilinarischen Verschwörung, durch eine Fulvia Alles entdeckt werden; doch waren diese Verschworenen von anderer Art, als jene Gesellen Catilina's, Männer von strengen Sitten, ernst und verschwiegen. Ja es ist bekannt, daß Brutus nichts seiner Gattin, die doch eine Tochter des Republikaners Cato war, mittheilte. Allein Porcia, die das Geheimniß ahnete, hatte nicht Ruhe, weil sie ihren Brutus ungemein liebte, bis sie erfahren, was ihn beschäftige. Um aber zu erproben, ob sie stark genug, Dinge zu wissen, die von tapfern Männern unternommen würden, verwundete sie sich mit einem Messer am Schenkel, so daß viel Blut floß und heftige Schmerzen mit erschütternden Fieberschauern sie ergriffen.

Als Brutus hierüber ängstlich wurde, sprach sie zu ihm also: „Brutus, ich, die Tochter des Cato, bin in dein Haus gekommen, nicht wie eine Sklavin, um blos Tisch und Leben mit dir gemein zu haben, sondern zu theilen, was dich erfreut, zu theilen, was dich kränkt. Dir nun habe ich in unserer Ehe durchaus nichts vorzuwerfen; ich aber — wie kann ich dir Liebe und Dank beweisen, wenn ich weder ein geheimes Leiden mit dir dulde, noch eine Sorge, die deine Seele drückt! Ich weiß, die weibliche Natur scheint unfähig, ein Geheimniß zu ertragen. Doch vermag Erziehung und edler Umgang viel über natürliche Anlage und Hang; und mir überdies ward es zu Theil, des Cato Tochter und des Brutus Gattin zu sein. Ich traute mir bisher als einem schwachen Weibe selber nicht so viel Stärke zu, jetzt aber habe ich mich kennen gelernt und gesehen, daß mich der Schmerz nicht besiegen könne." Mit diesen Worten zeigte sie die Wunde und erzählte ihm den Versuch. Brutus aber, von Staunen ergriffen, streckte empor die Hände und flehete, „daß die

Götter ihm verleihen möchten, glücklich zu vollführen die That, um wie ein Mann zu erscheinen, würdig der Porcia!" Solch einem Weibe konnte er Alles anvertrauen.

Indessen kam der verhängnißvolle Tag heran, wo die That beschlossen war. Wohl warnten einige Freunde den Cäsar, die, ohne etwas Bestimmtes zu wissen, in dem ungewöhnlichen Ernste der Verschworenen nichts Gutes für den Dictator ahneten, da sie die Gesinnung der Männer kannten, die sonst jede Verletzung der Verfassung rügten und jetzt durchaus ganz theilnamlos zu Allem schwiegen. Auch bezeichnete ein Wahrsager ihm ausdrücklich den 15. März als einen unheilbringenden Tag. Allein Cäsar, ein tapferer Soldat, der nie den Tod gefürchtet und selbst frei von allem Aberglauben nur den Glauben an sein unwandelbares Glück hatte, ließ sich nicht beunruhigen, sondern suchte seinem Leben, mit großen Entwürfen beschäftigt und zum Theil dem geselligen Vergnügen und den Wissenschaften ergeben, jeden möglichen Reiz abzugewinnen, obwohl er schon damals viel kränkelte und nur mehr der gewaltige Geist den abnehmenden Körper aufrecht erhielt. Noch am Vorabend des 15. März speisete er mit mehreren Freunden bei Lepidus, und als unter andern davon die Rede war, welche Todesart die wünschenswertheste sei und alle Anwesenden ihre verschiedenen Meinungen sagten, rief er aus: „Ich aber wünsche mir einen unerwarteten und schnellen Tod." Die Nacht darauf brachte er wieder unter körperlichen Leiden zu, stand aber dennoch früh Morgens auf, um in die Curie zu gehen, als seine Gattin Calpurnia zu ihm kam und ihn mit Thränen bat, zu Hause zu bleiben, weil ein furchtbarer Traum sie die ganze Nacht über geängstigt habe. Er war schon halb überredet, als Decius Brutus, der Bruder des Marcus, mit mehreren Senatoren kam, um ihm, wie gewöhnlich, den Morgengruß zu bringen. Diese beredeten ihn nun wieder anders, und er wollte nicht, eben weil die Wahrsagung von dem 15. März bekannt war, furchtsam erscheinen und ließ sich, da er wirklich noch leidend war, in einer Sänfte forttragen. Noch auf dem Wege übergab ihm ein Sklave eine Papyrusrolle, worauf die Namen der Verschworenen aufgeschrieben waren; allein er meinte, es sei eine Bittschrift, und legte sie ungelesen unter die übrigen Papiere, die er in den Händen hielt. Am Eingang zur Curie stand der Wahrsager, und Cäsar rief ihm mit leichtfertigem Spotte zu: „Nun, Alter, der 15. März wäre da!" allein der Mann antwortete nicht ohne Mitleid: „Noch nicht vorüber!"

Aber auch die Verschworenen, die schon nebst den übrigen Senatoren versammelt waren, harrten mit ängstlicher Beklommenheit seiner Ankunft, und das längere Außenbleiben, wie auch andere Zufälligkeiten erregten Besorgniß, der Anschlag möchte verrathen sein. Da kam Einer herein und brachte dem Brutus die Nachricht, daß seine Gattin sterbe. Porcia nämlich konnte in der ängstlichen Erwartung nicht zu Hause bleiben; als sie aber auf den Markt gekommen war, wurde sie ohnmächtig. Auf das Geschrei der Sklavinnen liefen die Nachbarn zusammen, und sogleich verbreitete sich das

Gerücht, sie sei gestorben. Doch war dem nicht so, sie erholte sich in Kurzem, und als sie wieder bei sich war, brachten die Frauen sie nach Hause. Brutus aber, als die Nachricht zu ihm kam, ward, wie sich denken läßt, heftig erschüttert, doch verließ er in dieser verhängnißvollen Stunde den Saal nicht, denn höher als sein eigenes Wohl stand ihm das Wohl der Republik, das er durch die beabsichtigte That zu gründen glaubte.

Nun trat Cäsar herein und setzte sich auf seinen Stuhl, der unter der Bildsäule des Pompejus stand; ein rachemahnendes Bild für die Verschworenen. Sogleich umringten diese den Dictator in gedrängten Haufen und ließen einen gewissen Tullius Cimber vortreten, für seinen verwiesenen Bruder zu bitten, und unterstützten Alle die Bitte, indem sie theils die Hände des Cäsar ergriffen, theils ihm Brust und Haupt küßten. Da er zuerst ihre Bitten zurückwies, darauf, als sie nicht nachließen, mit Gewalt gegen sie aufstand, riß ihm Tullius mit beiden Händen den Mantel von der Schulter, und ein gewisser Casca, der gerade hinter ihm stand, zog zuerst den Dolch und verwundete ihn leicht an der Schulter. Ihm entgegenfahrend, faßte Cäsar den Griff des Mordgewehres mit den Worten: „Verruchter Casca, was beginnst du?" In demselben Augenblicke aber drangen alle Verschworenen mit Dolchen auf ihn ein, und indem er umherschaute, wie er die Andringenden abwehrte, und auch den Brutus mit gehobenem Dolche sah, da rief er aus mit Schmerzensgefühle: „Auch du, mein Sohn!" zog die Toga über den Kopf und gab sich willig den Stichen hin, und sank unter 23 Wunden an der Säule des Pompejus nieder.

Die übrigen Senatoren, die nichts von dem Vorhaben wußten, waren so sehr von Schrecken und Bestürzung ergriffen, daß sie weder zu fliehen, noch dem Cäsar beizustehen wagten. Den Antonius hatte gleich beim Eintritt des Cäsar ein Verschworener vor der Thür draußen in einem Gespräche zurückgehalten. Als nun die That vollbracht war, trat Brutus unter die Versammlung und wollte reden, allein die Senatoren flohen in größter Verwirrung, ungeachtet keiner verfolgt wurde, denn es war fest beschlossen, keinen Andern zu tödten, sondern Alle zur Freiheit aufzurufen. Zwar riethen die meisten Verschworenen, auch den Antonius zu tödten, der während dessen entflohen war; allein Brutus setzte sich dagegen. Indessen wurde die Sache in der Stadt ruchbar, viele Bürger liefen nach dem Orte, um den Trauerfall zu sehen, andere verschlossen ihre Häuser und Buden; auf dem Markt und in den Straßen war ein ängstliches Hin- und Herlaufen, allenthalben Schrecken und Bestürzung. Da man aber sah, daß die Verschworenen nichts weiter vornahmen und Brutus auch öffentlich dem Volke erklärte, daß die That geschehen sei, um die alte republikanische Verfassung wiederherzustellen, und daß von nun an Alles wieder den gesetzmäßigen Gang nehmen werde, wurde das Volk beruhigt. Auch Antonius kam aus seinem Versteck hervor und berief schon am 17. März als Consul einen Senat, wo die Sache zur Sprache kam; allein durch Cicero's Rath wurde beschlossen, eine vollkommene Amnestie (Ver-

zeihung) zu ertheilen und weder Cäsar's Verordnungen noch seinen Mord einer weitern Untersuchung zu unterwerfen. Zum Zeichen der Versöhnung aßen noch denselben Abend Brutus und Cassius mit Antonius und Lepidus. Ersterer ließ nun auch zu, daß Cäsar's Leiche öffentlich und feierlich und zwar mit einer Standrede von Antonius bestattet werde. Antonius hatte sich indessen der Papiere Cäsar's und seines Testaments bemächtigt, und als er in der Leichenrede nicht nur die Verdienste Cäsar's mit allem Aufwand von Beredsamkeit erhob, sondern auch bekannt machte, welche Geschenke der Verblichene sowohl dem ganzen Volke als auch einzelnen Bürgern verschrieben hatte: da entbrannte das Volk in wildem Grimme, riß Bänke und Gerüste auf dem Markte nieder und errichtete mit allem Brennbaren, deß sie habhaft werden konnten, einen Scheiterhaufen, um den Leichnam seines geliebten Cäsar's festlich zu verbrennen. Einige liefen aber mit den Bränden nach den Häusern seiner Mörder, um sie anzuzünden, weil sie die Besitzer derselben nicht finden konnten. Nur mit Mühe konnte Antonius den Aufruhr dämpfen, Brutus aber und Cassius und die übrigen Verschworenen verließen eiligst die Stadt, weil sie die Stimmung des Volkes sahen. Da hatte nun Antonius freien Spielraum; er zog den Lepidus, den Befehlshaber der einzigen in Italien befindlichen Legion, an sich, ergänzte, wie er vorgab, den Verordnungen Cäsar's, die er in seinen Papieren vorfand, gemäß den Senat mit gleichgesinnten Männern, von welchen er die Erlaubniß erschlich, weil sein Leben bedroht sei, eine Leibwache von 6000 Mann zu bewaffnen, griff endlich die beiden Häupter der Verschwörung, Brutus und Cassius, wegen ihrer Provinzen an, zu deren Verwaltung sie schon für's künftige Jahr vom Volke bestimmt waren. Diese Beiden klagen laut über Verletzung der Staatsverfassung und reisen sofort in ihre Provinzen, Brutus nach Macedonien, Cassius nach Syrien. Porcia begleitete ihren Gemahl bis nach Elea, wo er zu Schiffe gehen wollte. Sein Wille war, daß sie von hier nach Rom zurückkehren sollte, und sie versuchte die Heftigkeit ihres Schmerzes zu verbergen. Aber ein Gemälde verrieth sie, die sonst so festen Muthes war. Es stellte das Bild den Abschied Hektor's von Andromachen vor, wie sie ihren kleinen Sohn aus seinem Arm genommen und dem scheidenden Gatten nachblickt. Als Porcia dies sah, füllte sich ihr Auge mit Thränen. Einer der Freunde des Brutus führte die Worte der Andromache zu Hektor an:

„Hektor, o du bist jetzo mir Vater und liebende Mutter,
Auch mein Bruder allein, o du, mein blühender Gatte!“

Brutus aber erwiederte lächelnd: „Doch fällt es mir nicht ein, der Porcia die Worte des Hektor zu sagen:

„Auf, zum Gemach hingehend, besorge du deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl und gebeut den dienenden Weibern.“

Denn nur Leibeskraft fehlt ihr zu gleichen, männlichen Thaten; an Geist kämpft sie für das Vaterland tapfer wie wir.“

So schieden die Gatten von einander; wie Porcia gestorben sei, hat uns kein Schriftsteller berichtet; gewiß ist es aber, daß sie noch vor Brutus endete.

§. 8. Das zweite Triumvirat.

Indessen versucht Antonius in Rom sich zum Herrn der Republik aufzuwerfen. Allein Cicero arbeitet ihm muthig entgegen, indem er bald im Senate, bald vor dem Volke mit heftigen Reden gegen ihn auftritt und den Republikanern dadurch wieder Muth einflößt. Man nennt diese Reden (vierzehn an der Zahl), die er damals und in der Folge hielt, philippische, weil sie eben so leidenschaftlich waren, wie die Reden des Demosthenes gegen Philipp von Macedonien gehalten. Zugleich kam auch Octavian, Cäsar's Großneffe, adoptirter Sohn und Erbe seines unermeßlichen Vermögens, ein Jüngling von 18 Jahren, aus Griechenland, wo er eben studirt hatte, nach Italien zurück. So jung er noch war, zeigte er doch schon so viel festen Willen, daß es schien, als ob er nicht nur die Güter Cäsar's, sondern auch die Herrschaft geerbt habe. Um aber vorerst den Antonius, der ihn seiner Jugend wegen verächtlich behandelte, aus dem Wege zu räumen, versteckte er diese Absicht und suchte die Gunst der Republikaner zu gewinnen. Es kam zwischen Antonius und Octavian zum Kriege, zu welchem ein jeder die in der Provinz Gallien und in Italien unter Waffen stehenden Soldaten mit Versprechungen an sich zog und auch neue Truppen anwarb. Die Verfassung blieb also äußerlich wenigstens im alten Gange, und das folgende Jahr 43 v. Chr. traten wirklich die vom Volke gewählten Consuln, Hirtius und Pansa, die Regierung an; Antonius, der in Oberitalien stand, wurde für einen Feind des Vaterlandes erklärt und gegen ihn ein Heer ausgesandt. Den Consuln, die das Heer befehligten, wurde auf Cicero's Antrag der junge Cäsar Octavianus als Proprätor beigesellt. Bei Mutina (Modena) kommt es zur Schlacht, die beiden Consuln fallen, die republikanische Armee aber siegt. Nun verlangte Octavian von dem Senate einen Triumph und das Consulat; als ihm aber dies nicht bewilligt ward, kam er mit dem ihm ergebenen Heere nach Rom und erzwang sich vom erschrockenen Senate, was er vorhin gebeten. Bald darauf aber versöhnte er sich, um die Republikaner, die noch immer im Senate Stand hielten, desto wirksamer zu erdrücken, mit Antonius, und schloß mit ihm und dem Lepidus ein Triumvirat auf 5 Jahre. Sie erklärten dies auch öffentlich dem Heere, welchem sie große Ländereien und 18 der schönsten Städte Italiens als Eigenthum ertheilten. Darauf hielten die Triumvirn ihren Einzug in die geängstigte Hauptstadt und ließen sich in einer Volksversammlung zu Triumvirn mit consularischer Macht erklären. Und nun folgten die gräulichsten Scenen, furchtbarer noch, als unter Marius und Sulla. Zwei tausend Ritter, drei hundert Senatoren und eine große Anzahl angesehener Bürger wurden zum Tode verurtheilt. Sobald dies geschehen war, wurden die Thore Roms besetzt und alle Häuser und Winkel von den

Soldaten durchsucht, die Versteckten herauszufinden und zu ermorden. Die meisten Verurtheilten hatten sich aber schon durch die Flucht gerettet; diese aufzusuchen und gleichfalls zu tödten, streiften Soldaten durch ganz Italien, ja bis in die entferntesten Provinzen wurde ihnen nachgespürt. Unter den Schlachtopfern befand sich auch der Greis Cicero, auf besonderes Verlangen der nichtswürdigen Fulvia, die der Redner oft in seinen Reden gegen ihren Gemahl Antonius wegen ihres lasterhaften Wandels geißelte. Er hatte sich, als er von dem Triumvirate hörte und sich also durch Octavian, dem er den Edelmuth seines Großoheims und wegen seiner Jugend auch noch einigen Sinn für republikanische Freiheit zugetraut hatte, getäuscht sah, auf sein Landgut zurückgezogen und wollte, da er von den Hinrichtungen und seiner eigenen Verurtheilung hörte, nach Macedonien überschiffen; allein er wurde von den ausgeschickten Henkersknechten eingeholt, als er sich eben in einer Sänfte zum Meere hintragen ließ. Wir wenden uns von dem blutigen Schauspiele hinweg und erwähnen nur, was die Geschichte schreibt, daß die Frauen damals gegen Geächtete die schönsten Beispiele von heldenmüthiger Treue und edler Herzhaftigkeit an den Tag legten. Als die Mordgier gestillt war, wurden die Ländereien der Geächteten verkauft, doch zur Ehre der Menschheit sei es gesagt, daß sich nur wenige Käufer einfanden, denn man hoffte sich keinen Segen von solchen Besitzthümern. Diejenigen Republikaner aber, deren man nicht habhaft werden konnte, wurden für Feinde des Vaterlandes erklärt; dasselbe widerfuhr auch dem Brutus und Cassius, welchen auch zugleich von den Triumvirn der Krieg erklärt wurde.

§. 9. Brutus und Cassius.

Brutus und Cassius hatten indessen, jener in Macedonien, dieser in Syrien, alle Truppen, Vorräthe und Gelder der Republik in Beschlag genommen und neue Soldaten geworben, auch sich alle diejenigen Städte, welche es mit den Triumvirn hielten, mit Gewalt unterworfen. Wir erwähnen nicht und übergehen, wie besonders das edle Gemüth des Brutus erschüttert worden sei durch die Nachrichten alles dessen, was mittlerweile in Rom geschah. Er war auf's Aeußerste gefaßt, entweder auch diese neuen Tyrannen zu erdrücken, oder doch frei zu sterben. In Sardes trafen Brutus und Cassius zusammen und beschlossen, als sie hörten, daß die Triumvirn nach Griechenland kämen, nach Europa mit dem vereinigten Heere zurückzukehren. Hier war es, wo Brutus einst in einer schlaflosen Nacht in seinem Zelte saß und eine furchtbare Erscheinung einer übermenschlich erschrecklichen Gestalt zu sehen meinte. Er faßte Muth und fragte: „Wer der Menschen oder Götter bist du? und warum kommst du zu mir?" und die Erscheinung tönte ihm dumpf entgegen: „Dein böser Dämon, o Brutus, bin ich; du wirst mich sehen bei Philippi;" und Brutus antwortete unerschrocken: „Ich werde dich sehen!" Es wird Niemand beifallen, der vernünftig zu denken pflegt, an die Wahr-

heit dieser Erscheinung zu glauben, allein, daß es dem Brutus, dessen Seele in Sorge und Nachdenken auf die Zukunft gespannt, von immerwährenden Strapazen ermüdet und vielleicht auch von dem Bilde seines ermordeten Wohlthäters verfolgt war, in einem halbwachen Zustande geschienen habe, eine solche Erscheinung wirklich zu sehen, ist leicht denkbar; denn es giebt auch einen Wahnsinn der Gewissensangst, in welchem phantasiereichen Menschen solche Gestalten vorschweben. Und so ist es denn auch denkbar, daß er diese Erscheinung auch in der verhängnißvollen Schlacht bei Philippi wieder zu haben glaubte.

Als nun Brutus und Cassius nach Europa zogen und in Macedonien landeten, fanden sie schon das Heer der Triumvirn daselbst, faßten jedoch bei Philippi solch eine vortheilhafte Stellung, daß sie Alles in Ueberfluß und auch Zufuhr von der See hatten, die Feinde hingegen an Allem Mangel litten. Ueberdies blinkte das Heer der Republikaner von Silber und Gold, in allem asiatischen Prunke; denn so einfach Brutus selber war, darauf hielt er, daß Waffen und Kleider prächtig seien. Auch waren die Truppen voll hohen Muthes und Kampflust. Und doch fehlte den beiden Feldherren die freudige Zuversicht, es schien, als verfolge sie der Schatten Cäsar's. Vor der Schlacht noch gaben sie sich Beide das Wort, wenn der Kampf sich gegen ihre Erwartung entschieden, freiwillig zu sterben. „Dann werde ich," sprach Brutus, „von hinnen gehen, lobpreisend mein Schicksal; denn an den Iden des Märzes gab ich dem Vaterlande mein Leben, und lebte durch das Vaterland noch ein zweites Leben in Freiheit und Ruhm."

Die Triumvirn konnten nicht wohl lange in ihrer bedrängten Lage bleiben und suchten Gelegenheit zur Schlacht. Antonius stand auf dem linken Flügel, auf dem rechten Octavian, jenem gegenüber Cassius, diesem Brutus. Antonius begann die Schlacht mit Ungestüm, Brutus fiel ihm in die Seite, wurde aber, da er in Nebel und Staub das Schlachtfeld nicht übersehen konnte, von dem rechten Flügel getrennt und gerieth über den rechten Flügel der Feinde, den er auch nach kurzem Gefechte, weil Octavian, Krankheit vorschützend, das Heer verlassen hatte, in die Flucht schlug, so daß er in das Lager eindrang und es ausbeutete. Indessen hatte Antonius bemerkt, daß Cassius abgeschnitten sei, und jagte dessen Heer ebenso, wie Brutus das Octavianische, in die Flucht und drang auch bis in's Lager vor. Als Brutus dies hörte, sandte er seinem Freunde schnell Reiterei zu Hülfe; Cassius aber, der bei der allgemeinen Flucht seiner Leute auf einem Hügel mit einigen Gefährten umherblickte, ob nicht noch Rettung irgendwo zu erspähen sei, hielt die republikanischen Reiter für Feinde und eilte mit seinen Freigelassenen in ein Zelt, wo dann die Herbeigekommenen ihn enthauptet fanden. Auch Brutus kam und sah mit Entsetzen, was, durch ein Mißverständniß veranlaßt, geschehen, und beklagte den unglücklichen Freund, dem er eben kam die Freude über seinen errungenen Sieg mitzutheilen. So war die Schlacht unentschieden, doch der Verlust der Feinde, die gegen **20,000** Todte zählten, beträchtlicher. Auch war

das Lager der Republikaner voll Gefangener. Da sah man erst, aus was für Leuten die Mehrzahl des feindlichen Heeres bestand; meist waren es Sklaven. Da sich nun diese haufenweis ergaben, so schöpfte Brutus Verdacht, sie möchten etwa den Befehl dazu haben, um in seinem Lager Meuterei und Verrath zu stiften. Darum ließ er sie alle tödten, einige freie Römer aber, die in seine Hände gefallen, schickte er zurück, mit den Worten: „Ihr gehört als Gefangene in das Lager des Octavian, hier giebt es nur Freie."

Bei aller Vorsicht hatte aber doch Verrath im republikanischen Lager Eingang gefunden, denn die Soldaten waren schon zu sehr abgewichen von der alten Zucht und treu nur dem, der mehr versprach. Ueberdies hatten auch die Leute des Cassius allen Muth verloren und wollten nach dem Tode ihres Feldherrn keinem Andern gehorchen.

Die Flotte der Republikaner hatte neuerdings die Schiffe den Triumvirn mit Zufuhr beladen weggenommen und der Mangel im feindlichen Heere stieg von Tage zu Tage, daher Brutus keine Schlacht annehmen wollte. Allein das Heer bestand darauf, den Feind anzugreifen, und zwanzig Tage nach der ersten Schlacht führte er es halbgezwungen in's Treffen. Wieder warf seine Tapferkeit und kluge Anordnung die Feinde, allein kein gleicher Feldherr unterstützte seine Angriffe und die Cassianer kämpften nur lässig, und als Antonius einen Theil derselben umflügelt hatte, wichen sie zurück und nöthigten auch so den vorgedrungenen Brutus zum Rückzug. Es geschah dies zwar in aller Ordnung und er konnte und wollte des andern Tages die Schlacht erneuern; als er aber merkte, daß die Soldaten nicht dazu geneigt seien, sondern mit den Triumvirn wegen Begnadigung Unterhandlung anzuknüpfen wünschten, entließ er sie mit den Worten: „Nun bin ich dem Vaterlande nichts mehr nütze," und begab sich mit wenigen Freunden tiefer in's Gebirge. Hier nahm er Abschied von Allen und in einer Höhle bewog er seinen Freund und ehemaligen Lehrer in der Beredsamkeit, den Griechen Strato — mit vielen Bitten, ihm das Schwert vorzuhalten, in welches er sich dann stürzte, um in Freiheit zu sterben. Die meisten seiner Freunde folgten seinem Beispiele, das Heer aber ergab sich den Triumvirn. Als Antonius die Leiche des Brutus sah, weinte er, ließ einen Purpurmantel über sie decken, sie feierlich bestatten und verbrennen; die Asche aber sandte er in einer Urne der noch lebenden Servilia, der Mutter des Hingeschiedenen.*) Aber auf dem Wahlplatze bei Philippi (jetzt

---

*) Herrlich ist, was Shakespeare den Antonius in dem Trauerspiele Julius Cäsar bei dem Anblicke des Brutus sagen läßt:

Dies war der beste Römer unter allen:
Denn jeder der Verschwornen, bis auf ihn,
That, was er that, aus Mißgunst gegen Cäsar.
Nur er verband aus reinem Biedersinn
Und zum gemeinen Wohl sich mit den Andern.
Sanft war sein Leben, und so mischten sich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufstehen durfte, und der Welt verkünden:
Dies war ein Mann!

Filiba) zeigt man noch die Grabhügel der Erschlagenen, von denen der römische Dichter Virgil singt:

Siehe dereinst wird kommen der Tag, da in jenen Bezirken
Mit gebogenem Pfluge die Erde aufrüttelnd, der Landmann
Römische Speer' auswühlt, von schartigem Roste genaget,
Oder mit schwerem Karst hohlklingende Helme hervorschlägt,
Und die großen Gebein' anstaunt aus durchhöhleten Gräbern.

§. 10. Die letzten Bürgerkriege.

Nach der Schlacht bei Philippi theilten nun die Triumvirn das römische Reich auf's Neue, so daß Antonius die östlichen Provinzen: Griechenland, Asien und Aegypten, Octavian die westlichen: Italien, Gallien, Spanien bekam; den Lepidus, dessen Unbedeutsamkeit immer sichtbarer wurde, fertigten sie mit dem römischen Afrika ab. Allein es lebte noch ein Republikaner, Sextus, der heldenmüthige Sohn des großen Pompejus, der bisher in Spanien sich herumtrieb und nun die republikanische Flotte an sich zog und mit derselben Sicilien und die übrigen Inseln des mittelländischen Meeres eroberte und dem Octavian trotzig vier Jahre lang die Spitze bot, und die Stadt Rom selbst einigemal in Hungersnoth und Aufruhr versetzte, weil er derselben alle Zufuhr abschnitt, so daß kein Korn aus Sicilien dahin gelangen konnte.

Mittlerweile unterwarf sich Antonius die asiatischen Provinzen, ging aber sodann mit der schönen Cleopatra nach Alexandrien, wo er ein ganzes Jahr in Freuden und Lustbarkeiten schwelgte, ohne sich weiter um Staat und Krieg zu bekümmern. Das erregte die Eifersucht seiner Gemahlin Fulvia in Rom, welche einen förmlichen Krieg gegen beide Triumvirn erregt und sich mit dem Bruder des Antonius verbindet, die Republik wieder herzustellen. Wirklich trieb sie den unkriegerischen Octavian sehr in die Enge, der indessen auch mit Antonius zerfallen war. Zu seinem Glücke starb um diese Zeit das ränkesüchtige Weib, Antonius jedoch kommt nach Italien und verbindet sich mit Sextus Pompejus gegen Octavian. Da wird Letzterer von seinen Truppen gezwungen, Frieden anzubieten, zu dessen Bekräftigung Antonius seine Halbschwester, die vortreffliche mit allen weiblichen Tugenden gezierte Octavia, heirathet. Auch Sextus Pompejus wird in diesen Frieden mit eingeschlossen und erhält als Proconsul außer seinen Inseln noch Achaja auf fünf Jahre, Octavian aber vermählt sich mit dessen Schwester Scribonia. Allein diese Verträge währten nicht lange, denn kaum war Antonius nach Griechenland zurückgekehrt, als auch schon Octavian Alles aufbot, ihn heimlich bei dem Senate und dem Heere in Ungunst zu bringen. Auch wurde dem Sextus Pompejus das Versprechen nicht gehalten, und es kam zu einem neuen Kriege, in welchem Octavian den Kürzern zog. Erst als Agrippa, einer der größten Feldherren seiner Zeit, den Oberbefehl seines Heeres und der Flotte übernahm, glückte es ihm, diesen furchtbaren Gegner zu überwältigen. Dieser gerieth nach vielen kühnen Streifzügen zur See endlich in die Hände des

Antonius und wurde zu Mitylene in Asien auf Befehl desselben hingerichtet. Die Befreiung von diesem Republikaner, mehr aber noch der Beistand und Rath zwei großer Männer, die Octavian für sich zu gewinnen wußte, gaben ihm erst sichere Aussicht, die Alleinherrschaft zu erringen. Dies waren der eben erwähnte Agrippa und der kluge Mäcenas, der ihm dadurch am meisten nützte, daß er ihn von dem Wege grausamer Despotie auf den einer mildern Herrschaft führte. Durch diesen Schein von Menschlichkeit und Tugend gewann er wenigstens in den Augen des Volkes und des Heeres, während Antonius durch sein schändliches Leben an Cleopatra's Hofe immer verächtlicher wurde. Noch einmal kommt dieser Wollüstling nach Italien und es erfolgt wieder eine Aussöhnung zwischen den Triumvirn, worauf dann, die Truppen zu beschäftigen, in Osten und Westen an den Grenzen des Reichs Feldzüge und neue Eroberungen folgen. Das römische Reich war nun förmlich in zwei Monarchien getheilt, denn Lepidus wurde bald auch seiner Provinz und aller Macht beraubt und erhielt von Octavian, was er fußfällig bat, lebenfristende Einkünfte, und zog sich ohne ferneren Antheil an der Regierung in's Privatleben zurück. Allein Octavian ruhte nicht, bis er die Alleinherrschaft hatte. Der leichtsinnige Wüstling Antonius gab ihm hinlängliche Gelegenheit, mit ihm zu brechen. Er hielt in Alexandria nach seinen Feldzügen feierliche Triumphe, erklärte Cleopatra zu seiner Gemahlin und nannte sie Königin der Könige. Die edle Octavia, über diese Nachrichten in's Innerste betrübt, läßt sich von ihrem Bruder dennoch nicht bereden, öffentlich gegen ihn aufzutreten, sondern führt ihm vielmehr neue Truppen in eigener Person zu. Allein Antonius ging so weit, ihr statt des Dankes nach Athen, wohin sie auf ihrer Reise schon angelangt war, befehlen zu lassen, die Truppen ihm zu senden, selbst aber nach Rom zurück zu reisen; ja er hieß sie sogar sein Haus in Rom verlassen, um auf immer von ihr geschieden zu sein. Diese schimpfliche Behandlung seiner tugendhaften Gemahlin, welche demungeachtet die Kinder des Antonius mit zärtlicher Mutterliebe pflegte, die Verschenkung der römischen Länder an die Kinder der Cleopatra und vor allen ein unwürdiges Betragen, brachte ihn um alle Achtung bei dem römischen Volke. Denn nicht nur ging er in morgenländischen Kleidern einher, sondern fuhr auch bei Festen im Costüm des Bacchus, mit Epheu bekränzt, den Thyrsusstab haltend, auf einem Wagen, neben Cleopatra, die als Isis gekleidet war, durch die Straßen Alexandria's. In diesem Aufzuge ließ er sich dann auch von dem ägyptischen Volke gleich einer Gottheit verehren. Es ist ekelhaft, alle die unsinnige Prachtliebe und Schwelgerei wieder zu erzählen, womit Antonius und Cleopatra die Schätze des römischen Reichs vergeudeten. Endlich brachte es Octavian dahin, daß Antonius vom Senat aufgefordert wurde, nach Rom zurückzukehren und vom Triumvirat abzutreten. Er aber antwortete mit einer Kriegserklärung an Octavian und schwur dabei, nach Besiegung des Tyrannen die Regierung an Senat und Volk zurückzugeben. Dies erbitterte die Römer auf's Neue, er wurde für einen Feind des Vaterlandes erklärt und dem Octavian

aufgetragen, die Cleopatra und ihn zu bekriegen. Das war der große Kampf, der eine ganze Welt gegolten, 31 vor Chr. G. Große Heere und eben so große Flotten standen sich nun gegenüber. Bei Actium (jetzt Prevesa) im ionischen Meere begegneten sich die Flotten und es kam zur Schlacht, worin auf beiden Seiten mit beispielloser Tapferkeit gefochten wurde, als plötzlich Cleopatra mit ihren Schiffen die Flucht nahm. Antonius eilte ihr nach, und so wurde die Flotte, von ihrem Feldherrn verlassen, zum Theil geschlagen, zum Theil von Stürmen zertrümmert. Das Landheer wartete noch sieben Tage auf des Antonius Rückkehr, bis es sich endlich dem Octavian ergab. Octavian verfolgte nun den Antonius, der, inzwischen in Alexandrien angekommen, statt Cleopatren ihres Verrathes halber zu strafen, wie inmitten Frieden sein altes Schwelgerleben in ihrer Gesellschaft begann. Als endlich auch das ägyptische Heer des Antonius zu dem Feinde überging, stürzte sich Antonius in sein Schwert, Cleopatra aber schmückte sich auf's Köstlichste, um den Sieger Octavius wo möglich wie einst seinen Großoheim Cäsar und den Antonius für sich einzunehmen Allein Octavian empfing sie kalt und befahl, sich bereit zu halten, ihm als Gefangene nach Rom zu folgen. Sie aber wollte nicht den Triumphzug schmücken und legte sich giftige Schlangen an die Brust. So hat auch den Antonius, der mit bösen Rathschlägen Cäsar's Ruhm verdunkelte und dann so viel Unheil nach Rom gebracht hatte, das rächende Schicksal ereilt, und seine Buhlerin theilt mit ihm die Schande, mit der die Geschichte sie nennt, während Octavia's Name wie ein Stern noch bei der Nachwelt glänzt.

§. 11. Octavian ist Alleinherrscher im römischen Reich. J. 31 v. Chr.

Nach der Schlacht bei Actium war endlich Augustus allein Herr in Rom, und es hatte die republikanische Freiheit in Rom und in der ganzen Welt für lange Zeiten ein Ende. Asien mit seinen blühenden Städten und Ländern von den Römern unterjocht und ausgesogen, dessen streitbare Männer gefallen waren, oder als Sklaven nach Rom wanderten, dessen Könige gefesselt im Triumphe unter dem Hohngelächter des römischen Pöbels einherziehen mußten — Asien, das üppige, reiche Asien rächte sich furchtbar an seinen Siegern; denn hier lernten die Römer jene schwelgerischen Genüsse und alle die Leckereien und Kostbarkeiten kennen, die ihre bisher so frugalen Mahlzeiten in Bacchanalien, ihre einfachen stillen Häuser, worin strenge Sitte und Tugend herrschte, in Paläste von Goldgetäfel und künstlich gearbeitetem Hausgeräth umwandelten, worinnen wüstes Leben voll Saus und Braus die entnervten Weichlinge vergessen machte, daß sie Ehre und Freiheit verloren hatten. Es gab keinen Senat mehr, von welchem Cyneas dem König Pyrrhus einst berichtete, „daß es eine Versammlung von Königen sei,“ sondern feige und verweichlichte Söhne der alten Patricier oder feige Emporkömmlinge, die zu

allen Schandthaten die Hand boten oder wenigstens sie sehen konnten, ohne im Innersten zu ergrimmen. Es gab kein römisches Volk mehr, welches im Bewußtsein seiner Souveränetät und seiner Tapferkeit und Redlichkeit nur darauf bedacht war, wenn es Krieg oder Frieden beschloß, wenn es Aemter und Würden ertheilte, belohnte und strafte, den Ruhm und die Größe der Republik zu erhöhen; die vier Millionen, welche in Rom zusammenströmten, theils im beständigen Kriegsdienst verwilderte Veteranen, theils durch die Bestechungen der Großen an Müßiggang und Wohlleben gewöhnte Bettler, theils zu römischen Bürgern angenommene Freigelassene aus allen römischen Provinzen, hatten kein anderes Interesse, als Brod und Schauspiele. Dieser Senat nun und dieses Volk bezeigte ausgelassene Freude, als die Nachricht einlief, daß Octavian bei Actium gesiegt habe. Sogleich wurde der Vorschlag gemacht, angenommen und in's Werk geführt, dem noch abwesenden Sieger den Eid der Treue zu leisten, die Volkstribunen abzuschaffen und ihn zum alleinigen Volkstribun zu ernennen. Nun kam endlich Octavian mit einem Heere von mehr als hunderttausend Kriegern und hielt einen dreifachen Triumphzug, worauf eine lange Reihe von Festen, Schauspielen, öffentlichen Gastmählern und Opfern folgte. Große Geschenke wurden an das Volk ausgetheilt, ganze Städte und Ländereien an die Soldaten, welche dann das Recht hatten, die friedlichen Besitzer fortzujagen. Nun will ihm der Senat einen besondern Titel geben, und weil man dennoch so viel Scheu vor dem alten Königshaß nährt, trägt man ihm den Namen eines beständigen Dictators, eines Prinzen oder Fürsten an; weil aber der Heuchler alle diese Benennungen und Würden ablehnt und nicht einmal Dominus, das ist Herr, genannt werden will, so legt man ihm den Namen Augustus, das ist der Erlauchte oder Herrliche, bei, den er auch in der Geschichte behalten hat, und welcher in der Folge gleichbedeutend mit Cäsar oder Kaiser geworden ist. Nebst dieser Würde gab man ihm die eines immerwährenden Imperators oder Feldherrn aller römischen Heere, und so vereinigte er alle Rechte der bisherigen Consuln, Prätoren, Censoren, Oberpriester und Tribunen, und die Majestät, d. i. die höchste Gewalt, die sonst der Senat und das Volk besaß, war bei ihm. Aus Furcht jedoch, durch stolze Anmaßung die heimlichen Republikaner, die etwa noch dem Schwerte oder Henkerbeile entgangen waren, zu reizen und Cäsar's Schicksal zu haben, nahm er die bescheidene Miene eines gemeinen Bürgers an. Er aß, wohnte und kleidete sich nicht prächtiger als ehedem, nahm im Senat nur den Sitz als Consul ein, und vertheidigte, wenn er darum gebeten wurde, die Sache und Angelegenheiten seiner Clienten auf dem Forum und vor Richtern. Nur sicherte er sein Leben durch eine Leibwache von etwa zwölftausend Mann (Prätorianer); auch waren in der Nähe von Rom in den Häfen große Flotten bereit, jeden Aufruhr sogleich zu dämpfen. Viermal legte er während seiner einundvierzigjährigen Regierung die Oberherrschaft nieder, ließ sich aber immer vom Senate erbitten, sie wieder zu übernehmen. Dabei ließ er die Regierung zum Scheine fortge-

hen: es wurden jährlich neue Consuln gewählt, Statthalter in die Provinzen gesandt, selbst Volkstribunen ließ er dem Namen nach bestehen und siegreichen Feldherren erlaubte er Triumphzüge; doch wagte keiner derselben, diese Ehre anzunehmen, um nicht die Eitelkeit des Augustus, der wohl Triumphe gehalten, aber nie verdient hatte, zu beleidigen. Indessen blieb Alles ruhig, denn die letzten Zeiten der Republik waren so schrecklich, daß Jedermann nun froh ist, wenn auch ohne Freiheit, in Sicherheit zu leben.

§. 12. Zustand der sittlichen Bildung, insbesondere des weiblichen Geschlechts, in Rom.

So sehen wir abermal ein Beispiel in der Geschichte, wo ein großes Volk seiner Tugend und Freiheit verlustig wird, weil es früher Ueppigkeit, als Bildung kennen lernte. So lange die Römer in patriarchalischem Zustande ihr Land pflügten und nur Abwehrung feindlicher Nachbarn sie zu den Waffen rief, waren sie groß und frei, weil sie Alles besaßen, was sie brauchten (und sie brauchten nur wenig) und kein Verlangen trugen nach Genüssen und Schätzen, die sie nur mit der Einbuße der Freiheit oder Tugend hätten erwerben können. Was aber die Sitten der alten Römer so rein erhielt, war das Familienleben, in welchem Arbeitsamkeit, Ordnungsliebe und Mäßigkeit von Geschlechte zu Geschlecht sich fortpflanzten. Sehr gut bemerkt Johann Müller, „daß die Alten auf die Zeit sehr geizig waren, daher sie denn auszuführen wußten, was nach unsern Sitten mehr als ein Leben erfordert. In dieser Hinsicht kann man behaupten, daß sie länger lebten; das Leben ist Gefühl und Genuß unserer Kraft, welchen allein die Uebung geben kann.“ Aber die Römer waren auch mit Sonnenaufgang bei ihrer Feldarbeit, die Gattin beim Spinnrocken und andern häuslichen Geschäften. Das Essen und Kochen war Nebensache, denn nur erst gegen Abend nach vollbrachtem Tagewerke hielt man die Mahlzeit, die aus Gemüse, Mehlbrei, Milch, Käse, Baumfrüchten bestand; Wein mit Wasser und Fleisch nur an Festtagen, wo den Göttern Schlachtopfer gebracht wurden, wovon denn immer ein Theil zum Schmause der Familie blieb. Immer hatte der Vater auch Zeit, wenn es nothwendig war, in die Stadt zu kommen und den Volksversammlungen, den Gerichten und Waffenübungen beizuwohnen. Zu dieser Arbeitsamkeit wurden aber auch schon die Kinder gewöhnt, die Knaben mußten der Mutter, welche strenge Zucht hielt, an die Hand gehen, wie Horaz singt:

Streitgewohnten Pflügern Jugend erwuchs
Mannhaft, die kundig mit dem Sabelle*) Karst
Erdschollen umwühlt und auf strenger
Mütter Gebot die im Forst gehau'nen
Holzkloben heimtrug**).

*) Sabelle oder Sabiner; weil die Römer zum Theil von Sabinern abstammten, nannte der Dichter die Grabwerkzeuge Sabelle Karste.

**) Das Nachtessen zu kochen, mußten die Jungen Holz heim holen.

So unter schwerer Arbeit und in strengem Gehorsam wuchs auch der Knabe des Patriciers heran und hatte nur die Freude, an Festtagen einen Rock mit Purpurstreifen, gleich den Senatoren, zu tragen, zum Zeichen, daß er ein geborner Patricier sei.

Diese Auszeichnung brachte ihm das Ehrgefühl bei, nichts Unanständiges, nichts Schändliches zu thun. Bis in's 17. Jahr blieb er im väterlichen Hause und wurde als Knabe behandelt; in diesem Alter führte ihn der Vater auf das Forum und sprach ihn vor dem Prätor frei, wobei ihm statt des bunten Kleides die männliche Toga (eine Art weiten Oberrocks) angelegt wurde. Alles dies geschah auf eine höchst würdige Weise, Gebete und Opfer wurden dargebracht und Segnungen gespendet von Vater und Mutter und den übrigen Anverwandten. Von nun an war der junge Römer ein Bürger, nur dem Vater und dem Gesetze unterthan und zu allen Ehrenämtern, wie auch zum Kriegsdienst fähig. Eben so wurde auch die Ehe mit gottesdienstlicher Feier in Gegenwart von Priestern und Zeugen geschlossen, und die Braut ging aus der älterlichen Hand in die Gewalt des Mannes über, so daß ihr das ganze Hauswesen und auch das Vermögen des Mannes nach seinem Absterben, wenn keine Kinder da waren, übergeben wurde. Der Mann wurde also ihr Herr und Richter, aber auch ihr Vater und Beschützer. Es ist nicht zu leugnen, daß den römischen Hausmüttern schwere Pflichten oblagen; allein so viel sie auch Arbeit hatten, sie arbeiteten nur für Mann und Kinder, und dies in Gemeinschaft mit Kindern, so daß der Hausvater zu erwerben, die Hausfrau das Erworbene zu erhalten hatte. Dafür hatten sie auch das ganze Vertrauen und die ganze Liebe des Mannes. Denn immer ist das Loos der Frauen bei rauhen, jedoch biedern und kräftigen Gatten wünschenswerther, als bei feinen und dabei kraftlosen Schwächlingen. Geehrt wurden wenigstens die römischen Frauen, und es vergingen 520 Jahre seit der Erbauung Roms, ehe eine Ehescheidung stattfand. Anders wurde es aber allmälig, seit, nach dem zweiten punischen Kriege, Schätze und Sklaven und dann aus Griechenland und Asien kostbare Kleiderstoffe und allerlei Leckereien nach Rom kamen. Da fingen die Frauen an sich's bequem zu machen, sie hatten ja Sklaven und Sklavinnen zur Arbeit, die Männer waren jetzt, da der Kriegsschauplatz sich erweitert hatte, ganze Jahre lang abwesend, jene gewöhnten sich also, ihre Freundinnen öfter, ja täglich zu besuchen. Immer ist es gefährlich für die Erhaltung der Sittlichkeit, wenn die Geschlechter in abgesonderten Kreisen getrennt sind. Die Männer verwilderten in den Lagern, die Weiber verloren ihre harmlose Hingebung an ihren Gatten zu Hause unter leerem Geschwätze, Putz und Prunkliebe. Schon fand Oppius es für nothwendig, durch ein Gesetz den Luxus und die Leichtfertigkeit der Frauen zu beschränken; aber das Sittenverderbniß nahm so reißend zu, daß man diese strenge Verordnung bald zurücknehmen mußte. Auch wurde es nun schon verabsäumt, die Eheverbindungen feierlich zu schließen; ohne alle Umstände nahmen sich die meisten Römer ein Weib, das

aber eben darum in der älterlichen Gewalt blieb und keine Rechte dem Gatten einräumte und auch keine von ihm heischte; darum auch die Ehescheidungen alltäglich und gewöhnlich wurden. Wir haben gesehen, daß Julius Cäsar, Pompejus, Antonius, Octavian ihre Frauen entließen, ohne daß es viel Aufsehen machte. Die Aufführung derselben war dann aber auch meist zügellos, in ihre Gesellschaft mengten sich nun schon leichtfertige Männer, und die Gemächer derselben, vordem ein Heiligthum, worin nur das Glück stiller Häuslichkeit wohnte, verwandelten sich in von Gold und Teppichen glänzende Prunkgemächer, wo sie auf weichen Ruhebetten lagen, geschmückt und beladen mit Schmuck, gekleidet in Purpur und Seide und umringt von zahllosen Sklavinnen, deren einige mit Fächern Kühlung zuwehten, andere das Frühstück brachten, noch andere sangen oder vorlasen. So lebte die Domina, nicht mehr die Gehülfin und alleinige Freundin ihres Mannes und die Erzieherin ihrer Kinder, denn auch diese waren Sklaven überlassen, die man Pädagogi hieß. Wenden wir uns aber weg von diesem unfreundlichen Gemälde gesunkener Weiblichkeit, tröstlich sei es nur für uns, daß es doch mitten in diesem Verderbniß noch viele edle Frauen und Mütter gab, wie eine Porcia, Octavia, Cornelia, und daß das Uebermaß von Ueppigkeit durch den Ekel, den sie edlern Naturen verursachte, immer noch Raum ließ für menschenwürdiges Leben und Weisheit. Selbst der lasterhafte Octavian sah mit Schrecken das Sittenverderben und gab Verordnungen, diesem Uebel zu steuern, die aber ohne Erfolg waren, denn die Sünde ganzer Völker geht ihren Weg und bleibt selten früher stehen, als erst am Rande des Abgrunds.

§. 13. Kunst und Wissenschaft in Rom.

Nicht war es also, wie Cato und andere strenge Sittenrichter in Rom befürchteten, griechische Bildung, die das Sittenverderben herbeiführte, sondern asiatischer Luxus. Ja eben diese Bildung hätte dem Uebel vorgebeugt, wäre sie früher, als die Reichthümer und Schätze, in die Stadt gekommen. Allein die Römer waren noch roh und kannten weder Kunst noch Wissenschaft, als sie schon in asiatischen Genüssen schwelgten, und selbst als sie anfingen an den Mustern der Griechen sich auszubilden, war ihnen ihr eingeborner Sinn für's Praktische im Wege, sie faßten es, wie Alles, was sie unternahmen, zu schwerfällig an, und begannen nicht wie alle jugendlichen Völker mit dem freundlichen Spiele des Lebens, mit der Poesie, sondern mit der Redekunst, weil sie diese auf dem Forum und im Senat brauchen konnten. Hatte sich ja schon bei ihnen die griechische Religion, die bereits früher nach Rom gekommen, so poetisch sie ist, ganz zu prosaischem Aberglauben, zu einem steifen und ernsthaften Ritual umgestaltet. Unter den Künsten brachten sie es am weitesten in der Architectur, denn da sah Nutzen heraus und die regelmäßige Pracht dieser Kunst sagte ganz ihrem stolzen Kriegergeiste zu. Alle übrigen Künste wurden lange nur von eingewanderten Griechen betrieben.

Was aber griechische Bildung bei Römern vermöge, ist an den Männern sichtbar geworden, die zuerst in Rom von ihrem Geiste genährt, Kunst und Wissenschaft zu pflegen und zu treiben begannen. Dies waren vor allen andern die Scipionen und die Lälier, zwei Familien, bei denen die Liebe für alles Wahre, Gute und Schöne erblich war. Besonders zeichnete sich Scipio Aemilianus der Afrikaner, und sein Freund Lälius der Weise aus. Schon nach dem zweiten punischen Kriege führte Plautus seine Lustspiele voll starker Komik in Rom auf, ihm folgte der feinere Terentius, ein Carthager, der mit Scipio und Lälius vertrauten Umgang pflegte. Ein glückliches Gedeihen versprach diese Art von edler Belustigung, als das Volk in einem Terentischen Lustspiele bei den Worten: „Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches ist mir fremd!" in den lautesten Beifall ausbrach. Allein solche Eindrücke waren nicht tief genug bei einem so martialischen Volke, welches gewöhnt war an Thierhetzen und Fechterspiele, wo sie mit unmenschlicher Lust zusahen, wenn Menschen und Thiere blos zum Vergnügen auf der Schaubühne zerfleischt wurden. Eben so wenig drang epische und lyrische Poesie auf das römische Volk ein, obwohl in der letzten Zeit der Republik schon begabte Dichter auftraten, welche die hohe griechische Einfalt glücklich nachahmten und, um sie anmuthig auszudrücken, die römische oder lateinische Sprache schöner und schöner ausbildeten. Aber die Dichter bewegten sich in den höhern Kreisen und waren nicht wie die griechischen Rhapsoden Volksdichter. Augustus Octavianus, selbst in Griechenland gebildet, und mehr noch sein Freund und Rathgeber (Minister) Mäcenas nahmen damals die drei größten römischen Dichter, Virgil, Horaz und Ovid, in Schutz. Virgilius, aus Mantua gebürtig, erhob sich aus bürgerlichem Stande bis zum Liebling des Alleinherrschers. Er dichtete Schäfergedichte, ein Gedicht über die Landwirthschaft, die Lieblingsbeschäftigung der alten Römer, und eine Epopöe: die Aeneis oder die Abenteuer des trojanischen Prinzen Aeneas, von dem die Sage ging, er sei auf seiner Irrfahrt nach Italien gekommen und sein Sohn Afranius hätte Alba, die Mutterstadt der Römer, gegründet. Nun leitete Virgil die Cäsarische Familie geradezu von diesen Aeneaden ab, und da Aeneas nach der Mythe ein Sohn der Venus war, bereitete er den Glauben vor zu Octavian's Vergötterung. Virgil hatte sich wohl Homer zum Muster genommen, allein sein Werk ist ungeachtet der klangreichen Sprache und vieler schöner Schilderungen mehr rhetorisch als poetisch*). Merkwürdig ist, daß durch die Römer schon der Uebergang von der naiven Dichtweise der Griechen zur neuern sentimentalen vermittelt wurde, und die neuern Epiker haben fast alle Virgil nachgeahmt. Griechischer und poetischer ist Horaz. Er stammte von einem Freigelassenen her, genoß aber eine sorgfältige Erziehung und wurde bald seiner hohen Bildung und seiner angenehmen Sitten wegen

---

*) Schiller hat das 2. und 4. Buch der Aeneide in Reimen übersetzt, Voß alle Werke Virgil's im griechischen Versmaß.

in den vertrauten Umgang der vornehmsten Römer gezogen, und sein republikanischer Sinn empfahl ihn bald dem Marcus Brutus, dem er dann auch nach Griechenland folgte, als der Bürgerkrieg ausbrach. Nach der unglücklichen Schlacht bei Philippi war er flüchtig geworden, wurde aber auf des Mäcenas Bitten, der den Dichter kannte und liebte, von Augustus Octavianus begnadigt. Er kam nach Rom zurück, lebte aber meist auf seinem sabinischen Landgute, das ihm Mäcenas geschenkt hatte. Er schrieb Oden, Satyren und Episteln, in welchen er unter allen Römern am besten die griechische Einfalt und Anmuth nachahmte. In allen herrscht unter scheinbarem Muthwillen der Ton heiterer Lebensweisheit, welches der einzige Trost ist für freigesinnte Männer in Zeiten des Verfalls der Tugend und der gemeinsamen Freiheit. Man wirft ihm Verleugnung seiner Gesinnung und niedrige Schmeichelei vor; allein wer seine Gedichte mit prüfendem Auge liest, wird wohl den klugen Mann erkennen, der sich den Umständen fügt, immer aber auch das verborgene Feuer des Republikaners bemerken. So schreibt er an den Freund Asinius Pollio, der eine Geschichte des letzten Bürgerkrieges schreiben wollte:

Schon jetzo tönt dein drohendes Horngetön
Dem Ohre, schon auch schmettert der Zinken Hall;
Schon blendet Waffenglanz die scheuen
Rosse zurück und der Reiter Antlitz.

Zu hören glaub' ich schon die erhabenen
Feldherrn, von nicht unrühmlichem Staub' entstellt,
Und rings der Erde Umkreis gebändigt,
Außer dem trotzenden Geist des Cato.

Auch blieb er immer, so viel er konnte, fern vom Hofe und weigerte sich, die Stelle eines Geheimschreibers bei Augustus anzunehmen. Und wenn er auch dem Monarchen ein preisendes Lied singt, so ist's so sehr nicht, um ihm zu huldigen, als vielmehr ihm den Weg zu zeigen, auf welchem er Rom beglücken und eignen Ruhm erwerben könne, wie in der 3. Ode des 3. Buches:

Wer Gutes wollend, männlich beharrt im Sinn,
Kein Bürgeraufruhr Böses verlangender,
Kein grimmes Droh'n im Herrscherantlitz
Rückt ihm den felsigen Muth, noch Auster! *)

Deß Macht die Abgründ' Adria's **) wild empört,
Noch Zeus des donnerstrahlenden großer Arm;
Zerschellte hoch des Aethers Wölbung,
Schreckenlos steht er, umkracht von Trümmern.

Durch solchen Geist hat Pollux und Herkules,
Der Erdumwanderer, Aetherpaläst' erstrebt,
Zu welchen hingelehnt Augustus
Nektar mit purpurnem Munde schlürfet.

---

*) Der Südwind, welcher besonders den im adriatischen Meere Schiffenden oft sehr gefährlich ist.

**) Das adriatische Meer.

Uebrigens ist Horaz ein gelehrter Dichter, und die Schönheiten seiner Poesien sind so eng mit der römischen Sprache selbst verschmolzen, daß man sie aus Uebersetzungen kaum ahnen lernt.*)

Der dritte Dichter aus Augustus' Zeit ist Ovidius, ein römischer Ritter, außerordentlich fruchtbar, aber auch wie in seinem Leben, also in seinen Schriften bis zum Muthwillen leichtsinnig, nicht selten nachlässig im Ausdruck und voll gemeinsinnlicher Gedanken. Er ist das vollkommene Abbild seiner Zeit, und darum hat er auch kläglich geendet. Augustus, der, wie schon gesagt, wenigstens den äußern Anstand an seinem Hofe erhalten wollte, sandte ihn eines muthwilligen Streiches halber in die getische Stadt Tomi, am schwarzen Meere, wo er in der Verbannung bis an seinen Tod lebte. Indessen zeigt er in denjenigen Poesien, die er den Griechen nachgebildet (die Metamorphosen oder Verwandlungen und die Heroiden, eigentlich mythologische Erzählungen), welch' feinen Geschmack und offenen Sinn für alles Wahre, Gute und Schöne er gehabt, und wie er es verstanden, mit liebenswürdiger Leichtigkeit und Anmuth zu erzählen. Wer kennt nicht seine Niobe, seinen Dädalus und vor allen seine schöne Idylle Philemon und Baucis, welche Voß so trefflich in deutsche Verse übertragen hat.

Nächst diesen dreien sind noch der didactische Dichter Lucretius, die Lyriker Catullus, Tibullus und Propertius zu nennen, besonders vom Letztern die Königin aller römischen Elegien: Cornelia, worin der Tod einer eben so hochherzigen als zärtlichen Gattin des Paulus Aemilius beklagt wird. Größer aber waren die Römer als Redner. Leider sind uns die Meisterwerke dieser Art verloren gegangen bis auf Cicero's Reden; allein es zeigen uns diese, wie trefflich sie den Griechen, besonders dem Demosthenes nachgeeifert haben.

Am ergiebigsten ist die römische Literatur im Fache der Geschichte. Julius Cäsar hat seine Kriege in dem zierlichsten und einfachsten Style geschrieben; von Sallustius, seinem Freunde, besitzen wir noch die Geschichte des Catilina und des Jugurtha, von Cornelius Nepos mehrere Biographien, und von Livius eine hinreißende, mit allem Aufwand der Darstellung ausgestattete Geschichte der Römer von der Erbauung der Stadt bis auf die letzten Zeiten der Republik. Die Zeiten der punischen Kriege beschrieb der Grieche Polybius in griechischer Sprache, ebenfalls ein Freund des schon erwähnten Scipio und Lälius. Doch der gelehrteste unter allen Römern, der die Philosophie und Redekunst von den Griechen auf die Römer zu übertragen bemüht war, ist M. T. Cicero. Eine Auswahl aus seinen Schriften würde selbst für Frauenzimmer höchst anziehend und belehrend sein. Wieland hat seine sämmtlichen Briefe übersetzt, worin so viele von der Humanität die-

*) Die beste Anleitung für Nichtgelehrte und Frauenzimmer, diesen trefflichen Dichter zu verstehen, sind: Horazens Briefe aus dem Lateinischen übersetzt und mit historischen Einleitungen und andern nöthigen Erläuterungen versehen v. K. M. Wieland. Leipzig, 1801.

ses Mannes und seiner Freunde zeugen, so daß diese Lectüre wahrhaft tröstend ist, weil man sich freuen muß, in solchen Zeiten allgemeiner Verderbniß so viel Adel der Gesinnung und Tugend wahrzunehmen.

Schlußwort.

Blicken wir nun zurück auf die alte Welt, so begreifen wir, wie die Edlen und Unterrichteten neuerer Geschlechter noch immer auf sie zurück weisen, als auf eine Zeit, die den Samen alles Wahren, Guten und Schönen in ihrem Schooße getragen. Ja, es war eine Zeit, wo die höchsten Interessen der Menschheit, das Ideal menschlicher Glückseligkeit über den Völkern freundlicher und klarer am Himmel glänzten, als später, wo die Kinder der Erde oft Jahrhunderte lang im dunkeln Treiben irdischer Bestrebungen dahin wandelten, und immer waren jene glänzenden Himmelszeichen wieder die Führer zu bessern Zuständen und einer schönern Gestaltung des Lebens. Daß dieser ideale Himmel am schönsten und längsten über dem Lande der Griechen geschwebt habe, unterliegt keinem Zweifel mehr; ob aber auch das griechische Volk das glücklichste gewesen sei, wollen die Neuern gründlich beantwortet wissen. Allein diese Frage befriedigend zu lösen, ist darum unmöglich, weil jedes Volk, ja jeder Mensch seine eigene Ansicht von Glückseligkeit hat. Dem Einen ist Kriegsruhm, dem Andern ein gesegneter Boden, dem Dritten ergiebiger Handel und Gewerbfleiß, dem Vierten Kunst und Wissenschaft mit gesetzmäßiger Freiheit das Wünschenswertheste, und wir gestehen gerne ein, daß jedes dieser Ideale von Glückseligkeit, wenn es erreicht worden ist, wirklich auch Menschen und Völker befriedigt hat; denn nicht auf das Gut selbst, sondern auf die Seele kommt es an, die das brauchte und darnach strebte, was sie erreicht hat und nichts Anderes als das erreichen wollte. Diese Lehre enthielte also die alte Geschichte, daß man wissen solle, was man erreichen wolle, und weil die Griechen wirklich mit festem, unablässigem Streben und mit vollem Bewußtsein das zu werden verlangten, was sie wirklich wurden, sind sie nicht glücklich zu preisen?

Findet man in ihren hinterlassenen Schriften so viele Klagen über menschliches Elend, als in unsern Tagen, und sieht man den Denkmalen ihrer Kunst den Jammer eines mit sich zerfallenen Geschlechtes an? Nun sollte dadurch nicht etwa angedeutet werden, daß wir Griechen werden müßten, um glücklich zu sein? Allerdings haben wir die Keime zur Glückseligkeit in unserer Religion, in manchem Fortschritte der Civilisation und der Wissenschaft, selbst in unsern Sitten; doch die Mittel könnten wir ihnen ablernen, solche Keime zu entwickeln, und die freien Wege, die jedem Einzelnen offen standen im Leben.

Nächst den Griechen bleibt uns ferner in Hinsicht des bürgerlichen Lebens das römische Volk das merkwürdigste in der alten Geschichte. Es hat uns gelehrt, Gesittung und Bildung bis zu den entferntesten Wilden hin zu

verbreiten und die Macht der gewaltigen Natur zu brechen, aus Sümpfen und Sandsteppen urbares Land, durch Wüsteneien und über Felsengebirge Straßen, Canäle, Brücken, Grenzwälle, Wasserleitungen und große Städte zu erbauen. Doch Alles dieses führten die Römer mit dem Schwerte in der Hand und mit hartem Regimente und erdrückenden Gesetzen in's Werk; es waren ursprünglich Ackerleute, und darum war ihre Herrschaft jederzeit ein Joch; dann waren sie auch Krieger, darum war ihr Bildungsmittel — das Schwert. Noch tragen Millionen von Europäern das alte römische Joch, und die Sprache dieser Weltbeherrscher, wie ihre Gesetze, leben noch in Staat und Kirche fort, und darum ist es nöthig, den griechischen Geist der Humanität zu Hülfe zu nehmen gegen diese unbezwingliche Gewalt, die nicht weichen will, so viel sie auch erschüttert worden ist.

Auch die üppige Welt des Morgenlandes, weichlich und kräftig, wie sie bei verschiedenen Völkern war, dürfen wir bei dem Fortgange der Geschichte nicht aus dem Auge lassen, am allerwenigsten aber das auserwählte Volk Israel, das uns eine Gottesverehrung hat gelehrt und aus dessen Mitte der Sohn Gottes zu unserm Heile hervorgetreten ist, mit dessen Erscheinung wir die Geschichte der alten Welt schließen, um zu einer neuen Ordnung der Dinge überzugehen. Es geleite uns bei dem Uebergange der Gedanke an die allwaltende Vorsehung Gottes, die so viel Herrliches an den Vätern der Menschen gethan hat vom Anfange der Welt durch seine große Macht.

Ende der alten Geschichte.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Oeser, Christian,

Weltgeschichte für Töchterschulen und zum Privatunterricht

Bd.: 1

Leipzig 1843

H.un. 525 f-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10137533-1